P. o. germ.
1594 ng
Wieland
52.a
GESCHENK
FRESENIUS

<366186308700l9

<366186308700l9

Bayer. Staatsbibliothek S

# C. M. Wielands sämmtliche Werke

Zweiundfunfzigster Band.

---

# Wielands Leben,

mit Einschluß vieler noch ungedruckter Briefe Wielands.

III. Theil.

---

Herausgegeben

von

J. G. Gruber.

Bayerische Staatsbibliothek München

---

Leipzig, bei G. J. Göschen. 1828.

BIBL. REG. MONACENSIS

Bayerische Staatsbibliothek München

GESCHENK FRESENIUS

# Fünftes Buch.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

# I.

Um die Zeit, in welcher Wieland nach Weimar berufen wurde, hegten die teutschen Schriftsteller die Meinung, der teutsche Kaiserhof wolle sich den Ruhm erwerben, die vorzüglichsten Geister der Nazion in der Hauptstadt des teutschen Reiches zu vereinigen. Seitdem Winkelmann an dem Wiener Hofe mit Auszeichnung empfangen und mit Geschenken — leider der unschuldigen Ursache seines Todes — entlassen worden, war die Hoffnung dazu so groß geworden, daß Klopstock in seiner Zueignungsschrift „An den Kaiser“ vor der Hermanns-Schlacht sagte: „Diese Zuschrift soll zu denen seltenen gehören, welchen man ihr Lob glaubt. Was sage ich ihr Lob? Wenn der Geschichtschreiber redet; so lobt nicht er, sondern die That. Und ich darf That nennen, was beschlossen ist, und bald geschehen wird. Der Kaiser liebt sein Vaterland, und das will Er, auch durch Unterstützung der Wissenschaften, zeigen. Nur dies darf ich sagen. — — Ich wünsche meinem Vaterlande und Ew. Majestät selbst zu dem was Sie

für die Wissenschaften thun wollen, Glück. Niemals bin ich stolzer auf mein Vaterland gewesen, als bei dieser Vorstellung. Und mich däucht, ich höre schon mit dem frohen Beifalle Aller, welche von Werthe urtheilen können, die unentweihte Leier der Dichtkunst erschallen; und sehe die Geschichte aufstehn, sie den goldnen Griffel nehmen, und sich dem dauernden Marmor nahen. Dieser ganze Erfolg wird desto gewisser seyn, je gerechter es ist, die, welche sich zudrängen, zu entfernen, und je edler, die aufzusuchen, die unbekannt zu seyn glauben. Diese wird die schönste der Blumen in dem Kranze Ew. Kaiserlichen Majestät seyn." Die Geschichte kann indeß nur rühmen, daß Joseph wollte. Mit seiner Genehmigung hatte ein Großer des Hofes den Plan entworfen, eine Akademie der Wissenschaften in Wien zu errichten, und Teutschlands vorzüglichste Geister an derselben zu vereinigen. Dieser Plan indeß zerschlug sich ganz, weil man unumgänglich Protestanten mit dazu einladen mußte, diese aber, ihrer Religion wegen, um so mehr Bedenken trugen, der Einladung zu folgen, da man nicht ohne Grund glaubte, daß Joseph selbst nicht schützen könne wie er wolle. Vielleicht war auch bei Manchem die Einladung so unbestimmt erfolgt wie bei Lessing, so daß niemand ihr füglich folgen konnte. Als nun aber die Zeitungen bekannt machten, Riedel sey mit einer sehr ansehnlichen Besoldung nach Wien zu der

Stelle eines K. K. Rathes berufen, die freie Uebung der protestantischen Religion ihm gestattet worden, und er werde in solchen Geschäften gebraucht werden, die für die Litteratur unsers Vaterlandes von der größten Wichtigkeit seyn würden, da dachten ohne Zweifel die Meisten wie Lessing: „Wenn Riedel seinen ganzen Anhang nach sich zieht, wie er ohne Zweifel zu thun suchen wird, so soll es mir lieb seyn, wenn man mich läßt, wo ich bin." Riedel blieb indeß der Einzige, welcher berufen wurde, und war weit entfernt, irgend jemand nach sich ziehen zu können; denn seine eigne Lage wurde nur allzu schwankend. Ob sie besser geworden seyn würde, wenn er die wiederholten freundschaftlichen Warnungen Wielands benutzt hätte, ist die Frage; wenigstens verlor er seine Stelle als Professor an der Akademie der Künste nicht in Folge seines Benehmens, sondern in Folge der Verläumdungen des Erfurter Augustinermönchs, Jordan Simon, welche der Kaiserin von ihrem Beichtvater getreulich hinterbracht worden waren. Da nun Wieland bei den Anschwärzungen des Mönchs und den Relazionen des Beichtvaters nicht war vergessen worden, so hätte Er wol die wenigste Hoffnung gehabt, nach Wien berufen zu werden, und er selbst schrieb auch Riedeln, noch ehe dessen Unglück begann: „Wien sollte in Teutschland seyn, was Paris in Frankreich ist, und wir alle sollten zu Wien seyn. Das wäre eine herrliche

Sache. Aber vor Ende des neunzehnten Jahrhunderts wird wol nichts daraus werden, und dann nos habebit humus. Wenn es Ihrer Augusta Ernst wäre .... aber dies ist nicht und kann nicht seyn. Und wäre es auch, was hälfe es mir? Man muß ledig seyn, um in Wien sein Glück zu machen; oder reich, um mit Familie da zu leben. Dies ist der Hauptumstand, qui me ferme la porte." Indeß hatte er doch den Gedanken an Wien nicht ganz aufgegeben; denn als er bereits die Stelle in Weimar angenommen hatte, schrieb er: „Ich werde stets zum Befehl Josephs II., meines angebornen Souverains, seyn, sobald es ihm in den Kopf kommen sollte, mich haben zu wollen. Er ist mein Tifar, oder richtiger gesagt, mein Held; ich liebe ihn, und dieses mein Gefühl theilt er mit sehr wenigen Potentaten in der Christenheit." Es war ihm deshalb auch nicht gleichgültig, daß er bei Maria Theresia war verläumdet worden, und er schrieb darüber an den Fürsten Kaunitz, von dem er wußte, daß er beifällig sich über ihn geäußert hatte; und nicht unwahrscheinlich ist es, daß dieses Schreiben jenen ausgezeichneten Minister mit bewog, nach dem Tode der Kaiserin Riedeln als Vorleser anzunehmen und ihn zu unterstützen, bis der Unglückliche im Wahnsinn unterging. Die Ursache nun aber, warum Wieland auch dann noch, als er die Stelle in Weimar angenommen, zuweilen einen flüchtigen Gedanken an Wien

hatte, war die noch unbestimmte Aussicht auf seine Zukunft. „Ich bin nun, schrieb er, in meinem vierzigsten Jahre, und wenn die Göttin Fortuna etwas für mich thun will, so hat sie hohe Zeit; en attendant und weil ich dieser Humoristin nicht sonderlich traue, bemühe ich mich, ne ipse desim mihi.„ Seine bisherigen Einkünfte verbesserten sich ja nur für wenige Jahre, denn ihm war ein jährlicher Gehalt von tausend Thalern bestimmt, so lange er Instruktor des Erbprinzen seyn würde, dann aber — und dies war vom 3. September 1775. an — nur eine lebenslängliche Pension von jährlich 600 Thalern, bei der Freiheit, zu leben wo er wolle. Für Weib und Kinder hatte er, im Fall der Tod sie seiner Fürsorge beraubte, bis dahin nur erst Versprechungen erhalten. Unter solchen Umständen mußte er wol an Plane für die Zukunft denken, und selbst an einen andern dereinstigen Aufenthalt, wenn er vielleicht in Weimar nicht würde bleiben können. Hätte er dies aber auch nicht gekonnt, so würde er dann gewiß an Wien nicht weiter gedacht haben, wiewohl sich die gewohnte Anhänglichkeit des Bürgers einer freien Reichsstadt an die Kaiserstadt nie bei ihm verlor.

Zwei Wünsche, die er früher gehabt hatte, sollten ihm jetzt auf einmal erfüllt werden. Schon während seines Lebens in der Schweiz hatte er sich mit Vergnügen in die Lage eines Prinzenerziehers hinein geträumt, und nachmals sich eine Anstellung

am Kollegium Karolinum ersehnt; zu welcher Sehnsucht die Erinnerung an die Bremischen Beiträge und der Gedanke an den Dichterverein in Braunschweig, der sich der Anerkennung eines sehr populären Hofes erfreute, nicht wenig beitrug. Jetzt ging er einer Fürstin aus dem Hause Braunschweig entgegen, ging nach Weimar als Prinzenerzieher, und sollte da Schöneres aufblühen sehen, als von einer Akademie in Wien, die nun einmal nicht in Klopstocks Sinne darzustellen war, sich erwarten ließ.

Mit welchen Gesinnungen Wieland sein neues Amt antrat, bezeugt am besten sein Brief an Frau von Laroche. „Ich denke, schrieb er, daß ich meiner Freundin, die mein Herz so gut kennt, nicht zu sagen nöthig habe, daß die wenige Verbesserung des Einkommens der Beweggrund nicht gewesen ist, der mich vermögen konnte, einen Entschluß zu fassen, wobei ich in mehr als einer Betrachtung so viel riskire. Ich sehe nur gar zu wohl, daß in der Bestrebung, immer so viel Gutes zu thun, als wir Gelegenheit haben, etwas ist, das die Leute, die nur sich selbst lieben, Don Quixotterie nennen. Ich hätte hier in Erfurt, zumal bei dem neuen Herrn Statthalter (Dalberg), sehr ruhige Tage dahin leben können; es wäre nur bei mir gestanden, mir einzubilden, daß ich als Lehrer und Schriftsteller der Welt wer weiß wie große Dienste thue. Aber da NB. wider mein ehemaliges Vermuthen, und ohne daß ich den klein=

sten Schritt gethan hätte, die Sache zu befördern, der Antrag an mich kam, den Verstand und das Herz eines jungen Fürsten ausbilden zu helfen, der in wenigen Jahren regieren soll, so konnt' ich unmöglich anders, als denken, dies sey eine Gelegenheit mehr Gutes zu bewirken, als ich in meinem ganzen bisherigen Leben zu thun im Stande gewesen bin. Ich habe um so mehr Ursache zu glauben, daß ich mich hierin nicht betrogen habe, weil die Herzogin sowohl als der Erbprinz selbst sehr gut für mich denken, und der letzte insonderheit so glückliche Dispositionen hat, und so viel Neigung zu mir zeigt, daß ich das Beste hoffen darf. Der Himmel gebe nun seinen Segen zu meinen Absichten; Fleiß und Mühe will ich mich nicht dauern lassen. Das Uebrige sey dem Schicksal anheim gestellt. Die Hofluft soll mich, wie ich hoffe, nicht anstecken, und meine Feinde und Mißgönner sollen das Vergnügen nicht erleben, mich den Grundsätzen meines Danischmends und Dschengis ungetreu werden zu sehen. Ich halte es nicht für wahrscheinlich, daß ich jemals ein Günstling werden, und für noch unwahrscheinlicher, daß ich mich an einem so schlüpfrigen Platz länger sollte erhalten können, als Danischmende bei der Würde eines Itimadulet. Aber was ich gewiß weiß, ist, daß Sie, meine theuerste Sophie, die Freude haben werden zu sehen, daß ich keine andere Ambizion kenne, als im Stillen, und mit so wenigem Geräusche

als möglich, das Gute zu befördern, und keinen andern Eigennutz, als auf die rechtmäßigste Art für die unentbehrlichsten Bedürfnisse meiner Familie zu sorgen. Mit einem Wort, das Glück mag mich anlächeln oder angrinsen, so werde ich nach meinen Grundsätzen leben; und damit Punctum!"

An keinem Hofe hätte dies Wielanden weniger schwer werden können. Die verwittwete Herzogin, Anna Amalia, war in jeder Hinsicht eine Zierde ihres Geschlechts und des Thrones, auf welchem sie sich als Regentin-Vormünderin, unter sehr schwierigen Umständen, um ihr neues Vaterland wesentliche Verdienste erwarb. Wenn aber die dankbare Anerkennung derselben ihr die allgemeine Verehrung sichern mußte, so gewann ihre Persönlichkeit ihr allgemeine Liebe. Die ihr gleichsam angestammte Popularität stellte sich in ihr unter dem höheren Charakter der Humanität dar. Ihr reger lebendiger Geist umfaßte mit Liebe das Gute und Schöne, und sie schützte Wissenschaften und Künste, so weit sie es nur vermochte, weil sie dieselben schätzte, und ihr die reichste Quelle des edelsten Vergnügens aus ihnen zufloß. Gern sah sie daher um sich einen Kreis von solchen, die durch Geist und Herz, durch Wissenschaft und Kunst, zu interessiren fähig waren, und diese versammelten sich gern um sie, deren Nähe nicht drückend, sondern so erfreulich belebend war, daß auch Witz und Scherz nicht verstummten. Ihr Geschmack war

nicht einseitig, sondern für das Schöne jeder Art empfänglich, und darum konnte sich in ihrer Nähe jedes Talent freudig entfalten. Wieland charakterisirte sie damals durch die Worte aus dem Munde des Gottes der Liebe:

Sie würd' als Schäferin
Die Flur entzücken,
Sie würd' als Königin
Die Welt beglücken;
Doch immer würd' in Ihr
Sie Selbst geliebt!

Die Söhne waren einer solchen Mutter würdig durch vortreffliche Anlagen und liebenswürdige Eigenschaften. Wenn es insbesondere von dem Erbprinzen eines Zeugnisses bedürfte, so ließe sich sagen, daß sein Großoheim, Friedrich der Große, schon von dem fünfjährigen Knaben, als er ihn zu Weimar sah, eine sehr vortheilhafte Meinung gefaßt hatte, und diese nach acht Jahren so bestätigt fand, daß er gegen dessen Großvater, Herzog Karl von Braunschweig, erklärte, nie einen Prinzen von diesem Alter gesehen zu haben, der so viele Hoffnungen erregte. Für einen Beweis mehr würde man gewiß auch annehmen, daß dieser Prinz in seinem funfzehnten Jahre zur Vollendung seines Unterrichts sich selbst den Verfasser des goldenen Spiegels als Lehrer wählte.

Das Verdienst der bisherigen Entwickelung so vortrefflicher Anlagen gebührte dem Obersthofmeister Grafen von Görz, welchen, als er selbst kaum 22 Jahre alt war, die Herzogin Mutter zum Erzieher ihrer Prinzen erwählt hatte. Wie weise diese Wahl gewesen, erkennt man daraus, daß auch Graf Görz die besondre Aufmerksamkeit Friedrichs auf sich zog, der ein so großes Vertrauen in seine Talente und seinen Charakter setzte, daß er sich seiner nachmals zur Ausführung eines Auftrags von großer Wichtigkeit bediente. Dieser Graf Görz ist nämlich derselbe, welchen Friedrich i. J. 1778 mit den bedenklichen Verhandlungen in dem Streite über die baierische Erbfolge beauftragte, und der sich dieses Auftrages mit so vollkommener Zufriedenheit des großen Königs erledigte, daß dieser ihn zum Staatsminister ernannte. Von 1779 an war er dann Preußischer Gesandter in Petersburg, und zuletzt Churbrandenburgischer Komizialgesandter in Regensburg, und in allen diesen Verhältnissen erwarb er sich die allgemeine Achtung. Als politischer Schriftsteller ist er bekannt genug; allein es muß hier noch in Erinnerung gebracht werden, daß er auch Verfasser ist der Briefe eines Prinzen-Hofmeisters über Basedow's Prinzenerziehung und hauptsächlich über dessen Agathokrator (Heilbronn 1771.), und der französische Uebersetzer von Dalbergs Schrift von dem Verhältniß zwischen Moral und Staatskunst.

Dieses waren die Personen, mit welchen Wieland jetzt in die naheste Berührung kam, und dieses Verhältniß war ihm sehr erfreulich. Mit Vergnügen spricht er oft von der Liebe des Erbprinzen, den auch er, ein geborner Antichrist der Sultane und Wessire, zärtlich liebe. „Sein Mentor, der Graf v. Görz, — schrieb er an Zimmermann — ist mein Freund. Schütteln Sie den Kopf nicht bei einer so vermessen tönenden Assertion. Er ist mein Freund; und damit ich es Ihnen nicht weitläufig beweisen müsse, will ich Ihnen in sehr wenigen Worten begreiflich machen, warum es nicht anders seyn kann. Wir sind beide so einsam hier, als wir es auf dem Berge Nitria oder mitten in der Wüste Sara seyn könnten. Unsern Prinzen ausgenommen, hat er keinen Freund, als mich; ich keinen, als Ihn; brauchen Sie nun noch weiter Zeugniß?“

Das Hofleben machte Wielanden keine besondre Freude, denn er fand sich wenigstens anfangs, wenn er einen ganzen Tag an Hofe hatte zubringen müssen, träg und müde, und seinen Genius wie erloschen. Dann fühlte er von den Ketten, die er trug, so leicht sie nach seinem eignen Eingeständniß waren, sich zu Boden gezogen. Wie oft er sich aber auch muthlos, und die Flügel seiner Seele gelähmt fühlte, so war es immer Eins, was ihn wieder aufrichtete, und ihn standhaft alle Störungen ertragen ließ; die

wechselseitige Neigung zwischen dem erlauchten Schüler und dem Lehrer, und die erfreuliche Hoffnung, welche dieser von jenem, je länger desto mehr, fassen mußte. Am 4. December 1772 schrieb er an Jacobi: „Diese vergangenen zehn Tage mußte ich Tag und Nacht bei meinem Prinzen seyn, weil Graf Görz abwesend war. Ich habe das Vergnügen gehabt, in der Hoffnung bestätigt zu werden, welche ich mir von unserm jungen Fürsten mache. Wenn der Himmel ihn, und ein Paar gute Freunde, die er hat, leben läßt, so sollen Sie in sechs Jahren a dato einen kleinen Hof sehen, der verdienen soll, daß man von den Enden der Welt komme, ihn zu sehen." Mit wahrer Herzensfreude versprach er sich von dem Morgen eines solchen Lebens den schönsten Tag, und dachte sich gerne das Gute voraus, was dieser herbeiführen würde.

Auf welche Weise nun aber Wieland dazu mitgewirkt habe, daß dieser schöne Tag wirklich erschien, dies genauer zu erfahren, würde gewiß Vielen erwünscht und zur Beurtheilung Wielands selbst nicht unwichtig seyn. Obschon nun aber hierüber jede Nachricht fehlt, so kann man doch nicht zweifeln, daß Wieland, der von gelehrter Pedanterie eben so weit entfernt, als der bloßen Tünche der Kultur feind war, nichts werde verabsäumt haben, um das schon vorgefundene Interesse für das Wahre, Gute und

Schöne immer mehr zu beleben und zu befestigen. Daß der Geist des Sokrates auch am Hofe nicht von ihm gewichen war, und daß er denselben auf jede mögliche Weise geltend zu machen gesucht habe, davon gibt auch das Thema zu einem damals von ihm verfertigten Gelegenheitsgedichte Zeugniß. Zur Feier des zweiten Geburtstages des Erbprinzen, welcher er beiwohnte, schuf er die von Xenophon aufbewahrte schöne Dichtung des Sophisten Prodikos von Herkules am Scheidewege zu einem kleinen lyrischen Drama um: die Wahl des Herkules. Um die Erzählung dramatisch zu machen, erhob er Herkules zur Hauptfigur und zum Helden der Handlung, und begann mit einem Monolog desselben, der seine gegenwärtige Gemüthsverfassung, den inneren Streit, worin seine Seele arbeitet, offenbart, und dichtete eine Liebe als Veranlassung zu dieser Situazion hinzu. Ueber das Weitere erklärt er selbst sich so: „Die Natur des Drama, so einfach es immer seyn mag, erfodert, daß alles darin Bewegung und Handlung sey. Die Bemühungen der Wollust, den jungen Helden zu bestricken, konnten und durften nicht ohne alle Wirkung bleiben. Wir müssen ihn in Gefahr sehen zu unterliegen; er muß schwach werden, aber ohne die Hochachtung ganz zu verlieren, die er uns in seinem Monologen eingeflößt hat. Die Erscheinung der Tugend wird dadurch dramatisch, daß wir sie nicht eher als in dem Augenblicke, da ihr junger

Freund in Gefahr ist, dazwischen kommen lassen. Dieser erblickt in ihr keine Unbekannte; seine Erziehung, der Unterricht eines Linus, eines Amphion, hatte ihn mit ihrem Bilde vertraut gemacht; sein Herz war für sie gebildet, und er fühlt die unmittelbaren Einflüsse ihrer Gegenwart in seiner Seele. Dieser Umstand giebt dem Wettstreit der beiden Göttinnen und dem Kampf des jungen Helden dramatisches Interesse, ohne welches die schönsten Reden, die man sie hätte halten lassen mögen, eine sehr schwache Wirkung gethan hätten.“ Wie der Dichter selbst aber es jedem überlassen wollte, die Gründe auszufinden, warum der Plan gerade so angelegt, die Umstände so bestimmt, die Theile so zusammengesetzt, und Licht und Schatten im Ganzen so vertheilt, und wie die Schwierigkeiten, „die Bestrebung, den moralischen Endzweck, welcher diesem Gedichte das Daseyn gegeben hat, mit den Gesetzen der dramatischen Ausführung in einem musikalischen Stücke zu vereinbaren,“ besiegt worden, so wollen auch wir dieses thun; dagegen aber seinen moralischen Endzweck hervorheben. Diesem suchte er bei der damaligen Aufführung durch einen Epilog noch Nachdruck zu geben, der, weil er nachher nicht wieder gedruckt worden ist, hier eine Stelle finden mag. Die Tugend wendete sich nach dem Schlusse des Stücks an Ihn, dessen Geburtstag man feierte, mit folgenden Worten:

Prinz, den des Himmels Gunst an diesem sel'gen Tage
Den Wünschen Deines Volkes gab,
Erhabner Karl August!
Sie, der Du in des Lebens Morgenröthe
Dich weihtest, die Du liebst, die Deines Hauses Freundin
Von jeher war, — die Tugend, theurer Prinz,
Weissagt der Welt und sich in Dir
Die Stütze ihres Throns, den Mehrer ihres Reiches.
Dein großes Fürstenherz
Umfasset, fühlt die ganze Würde des Berufs,
Zum Wohlthun bloß auf diese Unterwelt
Herabgesandt zu seyn;
Der Vater eines Volks zu werden,
Das einst durch Dich Asträens goldne Zeiten
Zurückgebracht zu sehen hofft.
Dir hat die Vorsicht einen Ruhm bestimmt,
Der selten — ach! zu selten für das Glück der Welt! —
Das Loos der Fürsten ist: Du bist dazu geboren
Ein Held — kein Held, der allzutheure Lorbern
Mit Thränen seines Volks, mit Bürgerblute tränkt! —
O Prinz, Du bist dazu geboren
Ein Beispiel jeder Fürstentugend
Und Deines Volkes Lust zu seyn!

Ergieb Dich ganz dem göttlichen Gedanken!
Verschmäh den Reiz der lockenden Sirenen,
An deren Klippen oft der Ruhm der Fürsten strandet!
Die Weisheit Friederichs, die Tugend seines Neffen *)
Sey Deine Führerin! Alsdann, o Fürstensohn,
Wird glorreich Deine Laufbahn seyn, und herrlich
Der Preis, der Dich am Ziel erwartet!
Es ist ein seliges Geschäfte,
Es ist das schönste Loos auf Erden,
Der Schutzgeist eines Volks zu werden,
Der Gottheit Ebenbild zu seyn!
O Prinz, dies große Loos ist Dein!
O weih' ihm alle Deine Kräfte!

Daß dergleichen Ermunterungen in Karl Augusts Herzen einen fruchtbaren Boden fanden, bedarf zwar keines Beweises: als charakteristisch aber für Ihn und Wieland mag doch Folgendes wol noch angeführt werden. Im Jahre zuvor (1772) hatte man zur Feier des Geburtstages des Erbprinzen ein Schauspiel des Kaiserlichen Staatsraths Freiherrn v. Gebler: der Minister, zur ersten Aufführung im Theater gewählt. In dem Grafen Hohen=

*) Friedrich der Weise und Johann Friedrich der Standhafte, Churfürsten der Sachsen.

burg stellt dieses Stück gewissermaßen das Ideal eines Ministers dar. In den mannichfaltigsten Situazionen entwickelt er alles, was man von Geist und Herz an einem vollkommenen Minister verlangen mag Seine Tugend hat die schwersten Prüfungen zu bestehen, bevor sie in ihrer Reinheit anerkannt wird, und über die feindliche Arglist siegt. Wieland, welcher mit dem Hofe dieser Vorstellung beiwohnte, sagt: „Niemalen in meinem Leben habe ich in einem Schauspiele eine so ununterbrochene Aufmerksamkeit und eine so durchgängige Zufriedenheit gesehen. Insbesondere hat mich unser Erbprinz zu wiederholten Malen ersucht, dem Herrn v. Gebler seine besondre Hochschätzung und seinen lebhaften Dank für ein so interessantes und lehrreiches Stück zu bezeugen, und in seinem Namen zu bitten, daß er die Nazion mit noch mehr Stücken von dieser Gattung sich verbindlich machen möchte. Sie können es dem Herrn v. Gebler nicht stark genug ausdrücken, sagte der Prinz, wie sehr ich ihm für dieses Stück verbunden bin. In der That habe ich diesen jungen Fürsten, der sonst nichts weniger als reizbar und leicht aus seiner Fassung zu setzen, dabei aber voll Verstand ist, noch von keinem Stücke nur halb so interessirt und gerührt gesehen, als von diesem."

Wieland nun von seiner Seite war gewiß bemüht, so edle Keime sorgsam zu pflegen; und da er zum Höfling — nicht zum Hofmann — verdorben

war, so läßt sich vermuthen, daß er seinem Danischmende an Eifer für das Gute und an Freimüthigkeit nichts werde nachgegeben haben, zumal da er so gewisse Hoffnung hatte, schönere Früchte davon zu sehen, als jener. In dieser Vermuthung muß man sehr bestärkt werden, wenn man gewisse Vorsätze, die er damals faßte, und seine Aeußerungen dabei zu bedenken geneigt ist. „Schon lange, — so sagte er — haben Personen, denen, in den höheren Kreisen des thätigen Lebens, die Fälle häufig vorkommen, wo es unendlich schwer ist einen befriedigenden Entscheidungsgrund für unsre Entschließungen zu finden, den Wunsch geäußert: daß die Sittenlehrer, statt allgemeiner Theorien (die uns in der Ausübung fast immer ungewiß lassen) sich häufiger mit genauer Erörterung dessen, was in besondern Fällen moralisch recht ist, beschäftigen möchten.“ Dies habe ihn auf die Idee von Akademischen Fragen gebracht. In Dialogen zwischen Philosophen aus der jüngeren Akademie, welche alles, was nicht durch das allgemeine Gefühl entschieden wird, für zweifelhaft erklärte, sollten zweifelhafte moralische Aufgaben untersucht und so zergliedert werden, daß ein denkender Leser sich im Stande sehe, entweder den Ausspruch zu thun, oder die Gründe anzugeben, warum er es nicht thun könne. Der Dialog über die Frage: ob ein Staat unter einem schwachen oder unter einem bösen Regenten in größerer Gefahr sey, übel regiert

zu werden? sollte die Reihe eröffnen. Diese Dialogen sind nicht erschienen; allein Wieland schrieb damals manche Aeußerungen bei Gelegenheit jener Frage nieder, die es verdienen aufbewahrt zu werden.

„Jene Frage gleicht so ziemlich der Frage: ob Feuer- oder Wassersnoth, Pestilenz oder theure Zeit das größere Uebel sey? Es ist geradezu unmöglich, eine solche Aufgabe anders als in einzelnen Fällen zu lösen, und dann kommt es auf die genaue Bestimmung und Aufzählung aller Umstände an. Indessen könnte man sich doch in Staaten, wo der Regent erwählt wird, zuweilen in dem unglücklichen Falle befinden, zwischen einem Schwachen und einem Schlimmen wählen zu müssen; und da würde einem Wähler, der nur einiges Gefühl für das Glück oder Unglück seiner Mitgeschöpfe; oder ein Fünkchen von dem, was unsre ehrlichen Voreltern Gewissen nannten, hätte, allerdings unendlich viel daran gelegen seyn, einen beruhigenden Bestimmungsgrund seiner Entschließung zu haben.“ — — Bei dieser Gelegenheit entwarf er folgende Schilderung von Teutschland. „Es giebt auf einem gewissen Planeten unsers Sonnensystems eine Nazion, welche, unter andern wunderbaren Besonderheiten, auch diese hat, daß noch kein Sterblicher einen Namen für ihre Verfassung hat ausfindig machen können. Sie enthält in einem Bezirke von ungefähr 12,000

Quadratmeilen eine unglaubliche Menge größerer und kleinerer Staaten, welche, ihrer allgemeinen Verbindung unbeschadet, einzelnen Regenten von unterschiedlicher Benennung unterworfen sind, auf deren guten Willen es meistens ankommt, wie viele oder wenige von ihren Untergebnen sich täglich satt essen sollen. Einige dieser Selbstherrscher sind mächtig genug, größere Kriegsheere ins Feld zu stellen als Scipio und Cäsar jemals angeführt oder bestritten haben: Andere können den ganzen Umfang ihrer Monarchie von der Spitze eines Maulwurfshügels übersehen. Verschiedene, und unstreitig die Glücklichsten, sind gerade mächtig genug, um viel Gutes thun zu können, wenn sie wollen; aber doch nicht so mächtig, daß sie, bei einem nur mäßigen Antheil von Menschenverstande, der Versuchung Böses zu thun, so leicht unterliegen sollten. Ein sehr beträchtlicher Theil dieser Regenten wird erwählt; und da die Nazion nicht für gut gefunden hat, der Klasse, aus welcher sie genommen werden, eine besondere politische Erziehung zu geben, so soll sich wol eher zugetragen haben, daß der Zufall den Abgang dieser Vorsicht nicht völlig so gut ersetzt, als man es ihm zugetraut hatte. Außerdem befinden sich unter besagter Nazion noch vier bis fünf Dutzend kleine Republiken, deren Regiment ebenfalls durch freie Wahl bestellt wird, und zu welchen, wie man uns versichert hat, die Ernennung eines Rathmanns oder

eines Spitalvorstehers oft größere Bewegungen macht, und schwerer zu Stande kommt, als die Wahl eines Doge von Venedig oder eines Großmeisters des Hospitals vom heil. Johann zu Jerusalem. Unter einer Nazion, wo das ganze Jahr durch so viel zu wählen ist, möchte wol der erwähnte leidige Fall häufiger vorkommen, als für das Beste derselben zu wünschen wäre; und man könnte sich also schmeicheln, ihr einen kleinen Dienst erwiesen zu haben, wenn man ihr eine sichere Theorie vorgelegt hätte, nach welcher sich in jedem vorkommenden Falle die größeste Wahrscheinlichkeit bestimmen ließe, ob der Staat bei einem Klotze oder bei einem Drachen am wenigsten übel fahren werde; wenn uns erlaubt ist, auf eine bekannte Fabel anzuspielen."

— — — „Ein unumschränkter Fürst, der bei großen Eigenschaften des Verstandes einige brutale Temperamentsfehler und schlimme Gewohnheiten an sich hat, z. E. wenn er sehr jähzornig, oder dem Trunk ergeben, oder beides zugleich ist, ein solcher Fürst verdient darum noch nicht den Namen eines Tyrannen. Alexander und Peter der Große haben sich in Anstößen von Brutalität einiger grausamen Handlungen schuldig gemacht, und sie gehören gleichwohl unter die Helden des menschlichen Geschlechtes. Der Himmel verhüte, daß irgend ein junger Fürst durch solche Beispiele, deren die Geschichte nur zu viele aufweiset, sich verleiten lasse, wilde Ausbrüche

in Zorn und Vergnügungen für kleine Laster anzusehen! Was den gemeinsten Menschen zum Vieh herabwürdigt, kann an demjenigen nichts Erträgliches seyn, der ein sichtbares Bild einer weisen und wohlthätigen Gottheit seyn soll; und es ist ein wahres Unglück für die Menschheit, daß nicht in jedem Staate durch die Grundgesetze dafür gesorgt ist, daß der Regent, von dem Augenblick an, da er eine brutale Handlung zum zweitenmal begangen hat, unter Administrazion gesetzt werde."

„Wenn die Staatsverfassung und die Gesetzgebung einer Nazion der ganzen Summe der besondern unveränderlichen Bestimmungen derselben so angemessen, und in jeder Betrachtung so vollkommen wäre, als möglich, so würde jede Abänderung in den Grundgesetzen den Nazionalzustand verschlimmern. Aber so lange die Grundverfassung noch mit wesentlichen Mängeln behaftet ist, d. i. so lange die Rechte des Volks, der Stände und des Oberhaupts nicht aufs genaueste bestimmt, gegen einander abgewogen und in völlige Sicherheit gesetzt sind: so lange muß noch an ihr gearbeitet werden, und vorher kann sie auch zu keiner dauerhaften Festigkeit gelangen. Die Ehrfurcht des Volkes gegen die Gesetze gründet sich allerdings auf ihre Unverletzlichkeit, und ein unfehlbares Mittel, wie sich eine Regierung verächtlich machen kann, ist, wenn sie Verordnungen macht, über welchen nicht scharf und unparteiisch gehalten wird, oder

welche mit so wenig Ueberlegung gemacht worden, daß man erst durch die unvorhergesehenen schlimmen Folgen belehrt wird, was man gethan habe. Aber die Unverletzlichkeit eines Gesetzes kann sich vernünftiger Weise auf nichts anders gründen, als auf ein von der Natur selbst festgesetztes unveränderliches Verhältniß zwischen der Art zu handeln, welche das Gesetz vorschreibt, und dem allgemeinen Besten der Gesellschaft und der Menschheit überhaupt. Gesetze, welche sich auf veränderliche Umstände und Verhältnisse beziehen, müssen abgeändert werden, sobald sich ihre Beziehung verändert: denn das erste aller Gesetze, das allgemeine Beste, fodert es alsdann. — — — So wie die Welt bisher gegangen ist, und vermuthlich noch lange gehen wird, hängt das Glück der Menschen viel weniger von der Festigkeit der Gesetze als von der weisen Vertheilung und Verwaltung der gesetzgebenden Macht ab. Die Willkührlichkeit der Gesetze und ihrer Anwendung ist das große Uebel, welchem abgeholfen werden muß, ehe eine Nazion sich rühmen kann, persönliche Sicherheit, Eigenthum und Freiheit zu haben. So lang es auf meinen Richter ankommt, ob er mich nach dem Römischen Rechte verlieren oder nach dem Teutschen gewinnen machen will, so lang ist mein und meiner Mitbürger Zustand nicht viel besser, oder vielleicht gar ein wenig schlimmer, als er damals war, da man sein Recht mit der Faust bewieß."

Ob man aus dem, was Wieland über seine Akademischen Fragen äußerte, einen Schluß auf seine Methode und deren Annäherung an die Sokratische ziehen könne, lassen wir dahin gestellt: zweifeln aber kann wol Keiner, daß Karl August, da er einen Danischmende für sich verlangte, in Wieland den rechten Mann gefunden hatte. Es kam ihm schwer an, „zu schweigen, wo er hätte reden, und zu lächeln, wo er hätte donnern mögen;" er trieb es aber mit der Urbanität, auf die er sich sonst recht gut verstand, nur bis auf einen gewissen Punkt. Die Humanität stand ihm höher; und wo es die Pflicht und das Wohl der Menschheit galt, da strömte ihm das Herz über, und er sprach seine Gesinnung mit unumwundenem Freimuth aus.

—

2.

Wieland-Danischmende, wie ihn seine Freunde gern und, wie man sieht, nicht ohne Grund nannten, würde diesemnach zu nichts weniger getaugt haben als zu einem Hofpoeten in dem gewöhnlichsten Sinne. Glücklicher Weise verlangte und erwartete man dies auch nicht von ihm, obgleich mehrere vereinigte Umstände seiner neuen Verhältnisse den poetischen Genius in ihm zuerst wieder geweckt hatten, und er durch das, was dieser ihm zum Vergnügen

des Hofes eingab, die ersten Erwartungen von dem, was die Kunst in Weimar leisten werde, erregte.

Seit dem Oktober 1771 hatte Seyler das Theater zu Weimar übernommen, und schon die damalige Weimarische Bühne war eine Pflanzschule der besseren mimischen Kunst in Teutschland. Noch gab es selbst an Fürstenhöfen wenige stehende Theater, und in Wien sollte eben erst eine Nazionalbühne entstehen, als die Herzogin Amalia, um mit Wieland zu reden, „überzeugt, daß ein wohlgeordnetes Theater nicht wenig beitrage, den Geschmack und die Sitten eines Volkes unvermerkt zu verbessern und zu verschönern, sich nicht begnügte, ihrem Hofe durch dasselbe die anständigste Unterhaltung, den Personen von Geschäften die edelste Erholung von ihren Amtsarbeiten, und der müßigsten Klasse von Einwohnern den unschädlichsten Zeitvertreib zu verschaffen, sondern auch wollte, daß die untern Klassen von einer öffentlichen Gemüthsergötzung, die zugleich für sie eine Schule guter Sitten und tugendhafter Empfindungen ist, nicht ausgeschlossen seyn sollte. Und so genoß Weimar eines Vorzugs, dessen keine andre Stadt in Teutschland sich zu rühmen hatte, ein teutsches Schauspiel zu haben, welches jedermann dreimal in der Woche unentgeldlich besuchen durfte.“ Wieland hatte ganz Recht zu sagen, daß hieran gewissermaßen die ganze Nazion Antheil nahm, und was er davon voraus sagte, ist genau

eingetroffen. „Die Talente der Schauspieler vervollkommnen sich bei einem solchen Institute eben so unvermerkt als der Geschmack der Zuschauer; nach und nach wird die Gesellschaft um so auserlesener, je mehr jeder vorzügliche Schauspieler sich das Glück wünschen muß, derselben einverleibt zu werden; die Dichter werden aufgemuntert, für ein Theater zu arbeiten, welches ihnen für eine vortreffliche Aufführung ihrer Stücke Bürge ist; der Gedanke begeistert sie, zum Vergnügen einer Fürstin zu arbeiten, deren Beifall ihnen mehr ist, als der Ehrenkranz, der den Sieger in den griechischen Dichterspielen krönte; sie wetteifern mit einander und übertreffen sich selbst; die teutsche Litteratur, der Geschmack und der Ruhm der Nazion gewinnt dabei auf allen Seiten, und Amaliens Name wird in den Jahrbüchern der Musen dereinst unter den Namen derjenigen glänzen, welche durch Liebe und Beschützung der Wissenschaften und Künste verdient haben, den Wohlthätern des Menschengeschlechtes beigezählt zu werden."

Seylers Gesellschaft war unstreitig damals eine der besten, wenn nicht die beste, in Teutschland. Seyler selbst, ein gebildeter Mann, besaß alle die Kenntnisse, die zur Direktion einer Bühne gehören, im ganzen Umfang, und war mit großem Eifer bemüht, die theatralische Kunst zu erheben. Wem hätte das aber auch mehr gelingen können, als dem, der auf so ausgezeichnete Talente rechnen konnte wie

Eckhofs und der Hensel (Seylers nachmaliger Gattin), die sich bei seiner Gesellschaft befanden. „Die Güte einer Schauspielergesellschaft aber, — so schrieb Wieland mit Recht, — besteht nicht darin, daß jede Aktrice eine Clairon, und jeder Akteur ein Garrik sey, sondern darin, daß alle Mitglieder derselben jedes eine ihm eigne Gabe oder Geschicklichkeit besitze, durch deren Zusammensetzung ein harmonisches Ganzes herauskomme; so wie oft Züge, welche einzeln genommen fehlerhaft sind, zusammen das angenehmste Gesicht ausmachen.“ Zur bloßen Entschuldigung sollte dies nicht gesagt seyn, denn außer jenen ausgezeichneten Künstlern befanden sich bei Seylers Gesellschaft noch viele gute, die nachher zum Theil auf andern Bühnen geglänzt haben. Böck, Brandes, Hellmuth, Günther, und die Frauen Mecour, Böck, Brandes sind noch jetzt in geachteter Erinnerung. Dazu kamen Mad. Koch und Hellmuth (früher Heise) als zwei Sängerinnen, die durch die Schönheit ihrer Stimmen und rühmlichen Fleiß, den sie auf Ausbildung ihrer Talente verwendeten, für das lyrische Drama Vorzügliches erwarten ließen.

Zur Beförderung dieses Drama war Seyler so glücklich gewesen, auch einen vorzüglichen Tonkünstler zu gewinnen, dessen Verdienst es war, daß auch die Opern eine ungewöhnliche Befriedigung gewährten. Dieser Tonkünstler war Schweizer, welcher

früherhin Hofkapellmeister des Herzogs von Hildburghausen gewesen, auf dessen Kosten nach Italien gereißt, dann aber, weil der Herzog Beschränkung des Hofhalts nöthig fand, mit dem Personale der Bühne entlassen, und von Seyler, ehe er noch nach Weimar kam, als Musikdirektor engagirt worden war. Da dieser Künstler den großen Abstand der italienischen Bühne von der damaligen teutschen nur zu sehr fühlte, so war sein Erstes gewesen, sich Sänger und Sängerinnen zu bilden. Als er nun nach Weimar kam, konnte es ihm nicht fehlen, die Aufmerksamkeit der Herzogin zu erregen, die ihre Schule der Musik bei Fleischer, einem wackeren Meister, gemacht hatte, und nicht bloße Freundin der Musik, sondern selbst Meisterin und eine Kennerin derselben war. Ihr schwebte daher etwas Höheres vor, als die damalige teutsche Bühne im Fache des musikalischen Drama geleistet hatte; denn seitdem Weiße i. J. 1752 seine Operette: der Teufel ist los, zum erstenmal auf die Bühne gebracht, hatte auch die Operette allein, als komische und rührende, sich auf ihr behauptet, und unter den Dichtern behielt Weiße, welcher sich Favart zum Muster genommen, ziemlich vor allen seinen Nachfolgern den Preis. Die meisten kleinen Lieder aus seinen Operetten waren zu wirklichen Volksliedern geworden, wozu Weiße's Glück, in Hiller einen Komponisten gefunden zu haben, der sich so trefflich auf den Volkston verstand,

nicht wenig beitrug. Man würde jedoch ungerecht gegen den Dichter seyn, wenn man ihm seinen Antheil an dieser Ehre absprechen wollte; die Leichtigkeit, anspruchlose Einfachheit und Naivetät seiner Lieder, selbst wenn diese zuweilen in eine neckische Naseweisheit überging, empfahlen sie auch an sich, und es war für die Bildung des Geschmacks gewiß nicht übel, daß man hiebei mit dem Natürlichen anfing. Wieland war aber der Meinung, die ganze Gattung der Operette tauge nichts, wiewohl es in derselben gute Stücke geben könne, und er hatte schon in Erfurt oft daran gedacht, der ganz vernachläßigten ernsten Oper aufzuhelfen. Elysium, ein Vorspiel mit Arien von seinem Freunde Jacobi und dessen Kantaten hatten ihn zu manchen Erklärungen über diesen Gegenstand veranlaßt. „Ich wünschte, schrieb er diesem, 1769, Sie möchten Lust bekommen, unser Favart zu werden. Weiße's komische Opern sind artig; aber ich kann mir noch eine andre Art davon denken, welche ein schöneres Ideal hätte, und die Niemand so gut ausführen könnte, als wie Sie. Selbst in der griechischen Mythologie, was für vortreffliche Sujets für kleine lyrische Dramata! Etliche Stücke von St. Foix würden deliciös seyn, wenn sie für das lyrische Theater umgeschmelzt würden.“ Wieder und wieder muntert er seinen Freund zu solchen Versuchen auf, und wünscht ihm ein gutes lyrisches Theater in der

Nähe." „Den Qvinault und die komischen Opern, ruft er ihm zu (1770), um ihnen allenfalls gewisse mechanische Kunstvortheile abzulernen, um deren willen Sie eben die Gegenwart eines Theaters nöthig haben könnten." — „Ihre Kantate, schrieb er ihm 1771, erneuert meinen Wunsch, daß Sie für ein lyrisches Theater — welches zwar noch nicht existirt, aber durch Sie veranlaßt werden könnte, — arbeiten möchten. Wenn Sie noch lange zaudern, so stehe ich Ihnen nicht dafür, daß ich Ihnen nicht zuvor komme. Ich habe schon lange die Idee von einem kleinen lyrischen Schauspiel, Pygmalion, im Kopfe, eine Idee, aus welcher etwas Schönes, sehr Schönes werden müßte, wenn ich sie so ausführen könnte, wie sie in meiner Einbildung liegt." — „Ich wünschte, daß es möglich wäre, die Kunst der Arien meinem Liebling Metastasio abzulernen; ich fühle und kenne die Schwierigkeiten, die unsre Sprache dagegen macht, nur gar zu wohl; aber ganz unüberwindlich sind sie nicht." Er spricht daher öfters zu ihm von dem Kantabile der schönen Versifikazion, der Wirkung der Versarten, dem Ausdruck als höchster Regel aller Melodie, und trägt ausführlich manche „Spitzfindigkeit in versifikatorischen Kleinigkeiten, welche man ihm wol nicht zugetraut hätte," vor. Am Ende aber kommt er immer darauf zurück: „Nichts als Euripides und Metastasio gelesen, und dann lyrische

Dramata gemacht, — aber immer wieder zur Muse des göttlichen Metastasio zurückgekehrt.“

Jacobi hatte alle diese Winke und Aufmunterungen noch unbenutzt gelassen. Jetzt, da Wieland selbst ein musikalisches Drama in der Nähe hatte und, ein Kenner der Musik, in Schweizer, der bereits Jacobi's Elysium und Apollo unter den Hirten komponirt hatte, ganz den Mann erkannte, mit dessen Hülfe das, was noch nicht da war, geschaffen werden könnte, zauderte er nicht länger mit einem eigenen Versuche. Er verfertigte zuerst ein Singspiel: Aurora, ein nur den Hof interessirendes Gelegenheitsstück; dieses aber wurde die Veranlassung zu einer größeren Arbeit. „Schweizer, schrieb er an Jacobi, ist der Mann, der mich in den Taumel des Enthusiasmus für das lyrische Theater hingezerrt hat. Man kann sich nichts Schöneres vorstellen, als seine Komposizion von der Aurora.“ In diesem Enthusiasmus folgte er freudig einem Winke der Herzogin, und so entstand seine — Alceste, ein Stück, welches in unserer musikalisch-dramatischen Literatur eine neue Epoche bezeichnet.

Wieland selbst war darüber voll Entzücken. „In der That, schrieb er, mein Versuch hat so viele Vorurtheile wider sich, daß er, wenigstens in der Meisten Augen, Verwegenheit scheinen muß. Eine Oper in teutscher Zunge, — in der Sprache, worin Kaiser Karl V nur mit seinem Pferde spreche-

wollte, — von einem Teutschen gesetzt, von Teutschen gesungen, — was kann man Gutes davon erwarten? Bei allem dem kann man wol nicht in Abrede seyn, daß diese Sprache, seitdem sie Karl mit seinem Pferde sprach, einige Veränderungen erlitten hat. Der Abstand der Sprache, worin Hans Sachs, des Kaisers Zeitgenosse, seine kurzweilig erbaulichen Trauer- und Freudenspiele schrieb, von der Sprache unsrer Alceste, ist wol nicht kleiner, als der von der Elektra des ehrlichen Lazarus Baif zur Elektra des Crebillon, oder als die Kluft zwischen dem Styl Philipps von Commines und des Lobredners Ludwigs XIV. Die Vorzüge der welschen Sprache vor der unsrigen, in Absicht der Singbarkeit, sind bekannt und unleugbar: allein Hagedorn, Utz, Rammler, Gerstenberg, Jacobi, haben uns Beweise gegeben, daß auch die teutsche unter den Händen eines Meisters musikalisch wird. Die welsche Sprache hat eben so wohl ihre Härtigkeiten, als wenig es der unsrigen an Biegsamkeit und Sanftheit fehlt, wenn es nur dem Dichter nicht an Talent und Geschmack, und an dem, was mit dem Genie so selten gepaart ist, an Geduld im Ausarbeiten mangelt. — — Daß Alceste von einem Teutschen komponirt worden, ist ein Umstand, der in der Geschichte unsrer Musik immer merkwürdig bleiben wird. Denn, glauben Sie mir, die Pergolesi, die Galuppi, die Sacchini, würden diesen Teutschen mit

Freuden für ihren Bruder erkennen. Nur noch etliche solche Meisterstücke wie unsre Alceste, so wird sein Name gewiß der Nachwelt so ehrwürdig seyn, als gewiß mir seine Alceste für die Unsterblichkeit der meinigen Bürge ist. Erstaunen werden Sie, wie ich, wenn Sie mit eignem Ohre hören, tief in Ihrer eignen Seele fühlen, und durch die mit wollüstigem Schmerz über Ihre Wangen rollenden Thränen bekennen werden, wie groß die Gewalt dieses Tonkünstlers über unser Herz ist! Wie sehr er Maler und Dichter ist! Wie meisterlich er sich des eignen Charakters der Personen bemächtigt, mit welchem Feuer er ihre Leidenschaften, mit welcher Wahrheit, Feinheit und Zärtlichkeit er ihre Empfindungen ausdrückt! Nichts übertrifft die Kunst, womit er jede wichtige Stelle vorbereitet, oder unterstützt, oder vollendet. Aber was ich am meisten an ihm schätze, ist die Weisheit, womit er die Begierde zu schimmern und den Ohren zu schmeicheln, ja, wo es seyn muß, die mechanischen Kunstregeln selbst der höheren Absicht, auf die Seele zu wirken, aufzuopfern weiß. Andere sehen den Dichter blos als ihren Handlanger an; Er als seinen Gebieter. Er weiß zu schweigen, wo der Dichter allein reden muß; aber wo jener an den Grenzen seiner Kunst ist, da eilt er ihm mit der ganzen Macht der seinigen zu Hülfe. Man kann nicht von ihm sagen, (wiewol dies ein großes Lob für einen schwächern Komponisten wäre,) daß er mit

seinem Dichter ringe. Was Er thut, ist ganz was anders, und es ist ohne Zweifel unendlichmal mehr. Er verliert sich in seinem Dichter, er wird mit ihm zu Einer Person; Ein Genius, Ein Herz scheint beide zu beseelen. Wie oft, wenn er mir eine Stelle, womit er so eben fertig geworden, vorsang, rief ich aus: welche Muse offenbart Ihnen die eigensten Gedanken meiner Seele, und gibt Ihnen den einzigen Ausdruck, den angemessensten unter allen möglichen, ein? Wie machen Sie es, daß Sie mehr thun, als ich selbst? daß Sie sich des Ideals bemächtigen, welches im Arbeiten meinem Geiste vorschwebte, und welches ich unvermögend war mit Worten völlig zu erreichen?"

Einer der genußreichsten Abende für Wieland war der, an welchem zu Ende Mais 1773 Alceste zum ersten Male in Weimar auf die Bühne kam, und zu der herrlichen Musik auch eine meisterhafte Vorstellung sich gesellte, in welcher Madame Koch als Alceste, wie durch ihre schöne Gestalt das Auge, so durch rührenden Ausdruck alle Herzen bezauberte. Der Dichter in seinem Entzücken konnte nicht umhin, allen seinen Freunden zuzurufen: Kommt nur, und hört, und seht!

Bald aber rauschte der Alceste der laute Beifall der Nazion von allen Seiten zu. — Schweizers Alceste, — freilich! — und Wieland selbst lud seine Freunde auf keine andre ein, wiewohl er sich recht

wohl bewußt war, auch als Dichter geleistet zu haben, was vor ihm noch keiner geleistet hatte, und — — worin ihn kein Späterer übertroffen hat. Nicht ohne lange vorher darüber nachgedacht zu haben, wie ein musikalisches Drama einzurichten sey, war er an das Werk gegangen, bei welchem er doch auch jetzt noch Qvinault zu Rathe zog. Damit der poetischen Gattung, in welcher er darstellte, ihr Recht widerführe, beschränkte er sich selbst als Dichter, um dem Tonkünstler Raum zu lassen. „Ich glaube, sagte er, daß, zumal in einem lyrischen Schauspiel, die Kunst wenig Worte zu machen, ungleich größer ist, als die Kunst schön zu reden. Wie unendlich ist die Sprache der Empfindung von der Sprache der Rednerschulen verschieden! Was für unaussprechliche Dinge kann sie mit Einem Blick, Einer Geberde, Einem Tone sagen!“ Bei aller Selbstbeschränkung sollte aber der Dichter dem Tonkünstler auch Gelegenheit geben, den Gesetzen des menschlichen Gemüths gemäß auf das Gefühl zu wirken. Zu diesem Behuf näherte er das musikalische Drama der griechischen Tragödie so viel als möglich an, wie die einfache Anlage seines Planes, das Gehaltene seines Dialogs, die Bestimmtheit seines Ausdrucks, die motivirte Fortleitung in allem Wechsel der Gemüthsbewegungen bis zur endlichen Beruhigung des Gemüths, nicht verkennen lassen. Dazu kommt das Wohlberechnete in seiner Abwech-

selung zwischen Recitativ, Arie und Chor. Nicht aber blos in diesem allem zeigt sich, wie der teutsche Dichter seinem Vorbild Metastasio nacheiferte, sondern auch in allem Einzelnen, was eine Poesie musikalisch macht. Mit Recht hielt er dafür, der Dichter habe zwar vom Tonkünstler zu verlangen, daß dieser sich seinen Worten anschmiege, sey aber dagegen auch verpflichtet, seine Worte so melodisch zu wählen und zu stellen, und seine Perioden so zu runden, daß der Tonkünstler sich ihnen anschmiegen könne, um zu dem Herzen zu sprechen; ohne welches eine Musik sehr gelehrt oder ein sehr angenehmer Ohrenkitzel seyn kann, aber nie eine ihrer selbst würdige Wirkung hervorbringen wird.

Es wäre aber überflüssig, mehr hierüber hinzuzufügen, da Wieland selbst in seinem Versuch über das teutsche Singspiel (Bd. 45), einem Aufsatze, der auch jetzt noch zu den vorzüglichsten über diesen Gegenstand gehört, sich hierüber hinlänglich erklärt hat. Zum Beweise, daß und wie gut er das Rechte getroffen, dient wol nichts besser, als daß Gluck ihn auffoderte, eine Oper ähnlicher Art zu schreiben, die er setzen wolle. Auf jeden Fall ist das, was Wieland in seiner Alceste geleistet hat, die nur ein erster Versuch seyn sollte, und ein Versuch war, wozu er nur abgebrochene, im Fluge gehaschte Stunden anwenden konnte, dankbar anzuerkennen. Das Entzücken, welches er über

das Gelingen seines Versuchs hatte, war ihm gewiß von Herzen zu gönnen, zumal da er es nicht allzulange unverkümmert genießen konnte, indem seine Dichtung von Seiten der Motive und der Charaktere hart angegriffen wurde.

Um nun aber dieses in seinen rechten Zusammenhang zu bringen, ist es nöthig, daß wir jetzt eines Unternehmens von Wieland gedenken, dessen wir schon früher als eines solchen, das in seinem Leben Epoche macht, im Vorübergehen erwähnt haben.

## 3.

Das Projekt, eine Buchhandlung zu errichten, welches Wieland von Erfurt aus seinem Freunde Fr. H. Jacobi mittheilte, hatte in diesem den Gedanken an die Herausgabe eines Journals erregt, welches in der Art des Mercure de France nicht für Gelehrte allein, sondern für alle Stände, die auf Bildung Anspruch machen, interessant seyn sollte. Wieland gab dem Vorschlage seinen ganzen Beifall, und bildete den Plan dazu bei seiner Verpflanzung nach Weimar um so eifriger aus, da er durch Ausführung desselben seinen früheren Wunsch, unvermerkt mehr auf das gesammte Teutschland zu wirken, befriedigen, und für die Zukunft zugleich sich in ökonomischer Hinsicht sichern zu können hoffte. Da-

französische Journal, an welches Jacobi dabei zuerst gedacht hatte, legte den Titel: Teutscher Merkur gar zu nahe; der zwar beiden anfangs nicht recht gefallen wollte, bei dem es aber am Ende doch blieb. Während des Jahres 1772 trafen beide Freunde alle Anstalten dazu, und mit dem Jahre 1773 begann der Teutsche Merkur.

Der Plan, wie ihn Wieland sich gedacht hatte, war gewiß trefflich. Gedichte, prosaische Aufsätze über alle Gegenstände, die für Menschen von allgemeiner Bildung interessant sind, Uebersichten der literarischen Leistungen in den Fächern der praktischen Philosophie, der Geschichte und Politik, der Naturkunde und schönen Literatur, Recensionen und Revisionen unrichtiger Urtheile über interessante Schriften, allgemeine Ephemeriden des teutschen Theaters sollten mit einander abwechseln. Nicht alle Kleinigkeiten sollten davon ausgeschlossen seyn, „denn es giebt auch interessante Kleinigkeiten, und bei solchen gewinnt der gute Geschmack und das Herz oft mehr, als bei der schwerfälligen Ernsthaftigkeit, über welche die Langeweile ihre Schlummerkörner ausgestreut hat. Gleichwol werden diese Aufsätze größtentheils aus solchen bestehen, welche den Verstand denkender oder das Herz empfindsamer Leser zu unterhalten geschickt sind.“ Was sich in seiner Art nicht über das Mittelmäßige erhebt, soll ausgeschlossen werden. Zu lauter Meisterstücken könne man sich indeß nicht anheischig

machen. „Meisterstücke! — Ich weiß nicht, ob wir deren in unserer Sprache manche haben: denn nicht alle Stücke von einem Meister sind Meisterstücke." Ein Hauptgesetz soll seyn, alles was irgend einer in Teutschland rezipirten Religion anstößig seyn könnte, zu vermeiden. Von der Kritik des Merkur sollten die schlechten Autoren am wenigsten zu besorgen haben; „nur gute Schriftsteller verdienen eine scharfe Beurtheilung, denn an ihnen ist alles, bis auf die Fehler selbst, merkwürdig und unterrichtend. Unser Tadel wird daher öfter den Ton des Zweifels, der sich zu belehren sucht, als den herrischen Ton der Unfehlbarkeit haben, die ihre Richtersprüche wie Orakel von sich giebt. Man wird uns ansehen, daß wir lieber Schönheiten als Fehler bemerken, daß wir die letztern nicht mühsam suchen, aber uns eben so wenig scheuen, sie anzuhalten, wenn sie uns aufstoßen. Wir befinden uns nicht in dem Falle der kritischen Herostraten, welche, aus Verzweiflung sich durch irgend ein löbliches Werk hervorthun zu können, die Tempel der Musen und der Grazien in Brand zu stecken versuchen, und zufrieden sind, daß man das Schlimmste von ihnen spreche, wenn sie nur erhalten können, daß von ihnen gesprochen wird." — „Wir wünschen dem teutschen Merkur das Ansehn des Areopagus zu Athen zu erwerben, welches nicht auf Gerichtszwang, sondern auf den Ruhm der Weisheit und Unbestechlichkeit gegründet und so befe-

stiget war, daß Götter selbst kein Bedenken trugen, ihre Fehden vor diesem ehrwürdigen Senat entscheiden zu lassen."

Wieland, als er so beifallswürdige Vorsätze faßte, gedachte der Zeit, wo er Agathon, Don Silvio, Musarion schrieb, während die Kanzlei einer damals ziemlich unruhigen Reichsstadt auf seinen Schultern lag, und eine Menge von Zerstreuungen ihm den größten Theil seiner Nebenstunden raubte, und meinte auch jetzt, unbeschadet seiner Pflichten, noch eben so viel leisten zu können: allein nur zu bald bemerkte er den Unterschied, den es macht, ob man nur seinem eignen Genius folgt, oder von andern abhängig ist. „Ich möchte, schrieb er an Zimmermann, daß mein Merkur unserer Nazion Ehre machte. Ohne die Beihülfe unsrer besten Schriftsteller kann ich nichts;" und an Johannes Müller: „Ich habe bei diesem Merkur höhere Absichten als kameralistische, — und auch diese letztern, wenn ich sie erreiche, will ich dem Publikum auf die edelste Art nützlich machen, — aber ich kann nichts ohne die Mitwirkung solcher Geister, wie Sie sind."

Solche Mitarbeiter, wie er sie brauchte, zu finden, hatte nun aber für ihn eine doppelte Schwierigkeit. Diejenigen, die er kannte und sich hauptsächlich wünschte, Lessing, Herder, Möser, Schlosser, Garve und Kant, der eben damals mit seinen frühesten Schriften hervorgetreten, waren

unglücklicher Weise auch gerade die, auf die am wenigsten als regelmäßige Mitarbeiter an einem Journal zu rechnen war: Andere aber, die ihm sehr nützlich geworden seyn würden, kannte er zu wenig, weil die neueste Gelehrtengeschichte nicht die ihm bekannteste war. So z. B. hätte er gern den Verfasser der eben damals erschienenen Revision der Philosophie zum Bearbeiter der Uebersicht der philosophischen Literatur gehabt: allein nachdem er erfahren hatte, daß es Meiners war, wußte er nicht, wo dieser lebte. In Ansehung der Titel der Gelehrten war er ganz und gar Ignorant. So blieb ihm denn, wenigstens für den Anfang, nichts anders übrig, als sich auf sich selbst zu verlassen und auf den engen Kreis seiner näheren Freunde und Bekannten zu beschränken. Leider aber konnte er sich sogar auf sich selbst nicht sonderlich verlassen, da er nicht blos Herausgeber, sondern auch Verleger war, und außer einer ausgebreiteten Korrespondenz auch mit Papierhändlern, Druckern und Korrektoren seine Noth bekam. Höchst ärgerlich schrieb er deshalb an Jacobi: ich bin des Merkurs schon satt, ehe er noch angegangen ist.

Wie er indeß alles aufbot, um seinen Zweck aufs Beste zu erreichen, davon werden uns einige Proben aus seiner Merkur-Korrespondenz den sichersten Beweis geben.

An Meusel. Der Plan, nach welchem Sie, mein sehr ehrwürdiger Mitbruder in der gelehrten Kreuzträgerschaft, das Fach der kritischen Nachrichten von dem, wie es pro tempore in der historischen Provinz des gelehrten Teutschlands aussieht, und was darin von 1773 an ferner sich ereignen und zutragen wird, auf sich zu nehmen sich gütigst erbieten; dieser Plan ist wie aus meinem Kopfe herausgeschnitten. Dies ist es eben, warum ich Sie bitten wollte, und schon längst gebeten hätte, wenn ich zum Schreiben kommen könnte. — Quartaliter verlange ich nur einen Bogen, weil mir zu den Originalaufsätzen nicht Raum genug bliebe, wenn ich mich nicht in dem philosophischen, historischen, und schönen Literaturfache bloß auf allgemeine Nachrichten, kurze Anzeigen und konzise aber desto zuverläßigere (folglich im Nothfall auch weitläufig zu rechtfertigende) Urtheile einschränken wollte. Unserm Schmidt habe ich im Fache der schönen Literatur das nämliche Amt aufgetragen, welches Sie im historischen Fache übernehmen. Nun geht mir noch ein tüchtiger Mann ab, dem ich das nämliche Amt im philosophischen Fache auftrage.

An Johannes Müller. Ich wünschte jährlich ein Paar Artikel über die neueste Literatur (Historie und Philosophie mit unter diesem weitschichtigen Worte begriffen) in Helvezien in meinem Merkur zu haben. Sie sind der Mann, von dem

ich gewiß bin, daß er mir diesen Artikel zu Dank machen würde. Ich verlange kurz gefaßte kritische Nachrichten, von einem Mann, der das ganze Feld übersieht, konzis zusammengedrängt, eine bloße Skizze, aber eine Skizze von einer festen freien Hand, in der Geist und Leben ist. Kurz, ich verlange was vielleicht in ganz Helvezien Sie allein leisten können.

An denselben. Auf die Annalen des helvetischen Geistes freue ich mich ungemein. Ich lasse Ihnen dazu coudées franches, — mit einem Kopf und einem Herzen wie Sie haben, darf man thun was man will. — — Inständig bitte ich Sie um eine etwas ausführliche Rezension der voyages de Montaigne. Wir haben dieses Buch noch nicht hier, so ungeduldig ich danach bin. — — Die Bewegungen, welche der Fanatismus in † macht, sind äußerst interessant. Ich wünschte, daß ich eine umständliche und genauere Erzählung von dem Anfang und bisherigen Fortgang de main de maître in dem Merkur einzurücken bekäme; und ich bitte Sie inständig, wofern sie zu einer solchen Erzählung (in Form eines Briefes) nicht selbst Muße und Lust haben, dafür zu sorgen, daß einer ihrer zuverläßigsten Freunde diese Bemühung auf sich nehme. — — Eine Abhandlung über den Helvetius von Ihrer Hand würde mir sehr willkommen seyn. Ich denke über seinen Esprit ohngefähr wie Sie. Nur empfehle ich

Ihnen dabei viel Behutsamkeit, um dem großen Haufen der Leser des Merkur (worunter über fünfhundert katholische Abonnenten sind) nicht anstößig zu werden. Mit einer gewissen guten Art läßt sich alles sagen. Ueberdies ist wol nicht zu leugnen, daß Helvetius nicht in allem und am allerwenigsten in seinem Materialismus Recht hat.

Es mangelt mir ein geschickter Korrespondent, der kritischen Bericht über den Zustand der Literatur und Künste in Italien an den Merkur erstatte. Sie, welche um so viel näher als ich bei Italien sind, haben vielleicht Gelegenheit mir einen solchen zu verschaffen.

---

Man sieht, daß es nicht an Wieland lag, wenn der Merkur nicht seine eignen Wünsche erfüllte; er war nicht immer so glücklich, den Mann zu finden, den er hätte haben mögen. Was er an dem damals noch unbekannten Lossius, dem er endlich die kritischen Nachrichten im Fache der Philosophie übertrug, gewinnen würde, wußte er selbst nicht; Schmid, den er sehr gut kannte, machte ihn bedenklich genug, und er schrieb deshalb an Meusel: „seine Mitarbeiterschaft soll er ein Geheimniß seyn lassen, oder sie hört auf. Es ist unsäglich, was der Mann zu thun hat, um seinen Kredit wieder empor zu

bringen; er ist zur Zeit so tief, so tief, daß der bloße Soupçon, daß Herr S(chmid) in G(ießen) mit am Merkur arbeite, hinlänglich wäre, unsre Unternehmung in den Grund zu bohren." Wirklich ließ er ihm auch im nächsten Jahre melden, „daß er ihn pro futuro von dem ohnehin odiosen und ingraten Artikel der kritischen Nachrichten dispensire, sub lege, daß er auf den dramatischen Artikel desto mehr Zeit und Fleiß wende." Für jetzt indeß mußte er ihn wol wählen, weil er keinen andern dazu fand. Wie gut es also Wieland auch im Sinne hatte, so ging es doch nicht überall nach seinem Sinne, und, was das Schlimmste war, zuweilen auch selbst mit denen nicht, auf die er volles Vertrauen zu setzen berechtigt war. So hatte er seinem Freunde Springer den politischen Artikel übertragen, und ihm dazu „einen ernsthaften NB. nicht launenhaften, simpeln Styl," welchen er diesem Artikel allein für angemessen hielt, empfohlen, allein er mußte deshalb doch an Meusel schreiben: „Springerum nostrum herzen und küssen Sie in meinem Namen. Er ist der beste bravste Mann von der Welt, ein Man von Genie und Wissenschaft, kurz, niemand kann ihn höher schätzen als ich: aber von seinem Aufsatz konnte ich unmöglich Gebrauch machen. Der Merkurius würde übel dabei gefahren seyn; an allen Höfen hätte man crucifige über ihn gerufen, und weder sein geflügelter Hut noch seine goldne

Ruthe, womit er die Seelen regiert, hätten ihm helfen können."

Fr. H. Jacobi, der sich sehr angelegentlich für den Merkur interessirte und auf alle Weise bemüht war, demselben vorzügliche Aufsätze zu verschaffen, machte ähnliche Erfahrungen. Auf einen Aufsatz von Merk, das Schreiben eines Landedelmanns, hatte er viel gerechnet, schrieb aber dann an Wieland: „ich finde daran auszusetzen, daß die Ideen mit dem Tone nicht harmoniren. Wenn man philosophische Wahrheiten auf solche Weise vortragen will, so muß man sie auffallend machen und alle Mittel dazu aus der gewählten Situazion hernehmen. Ueberhaupt ist es etwas Anderes, eine Wahrheit blokiren, und sie wirklich einnehmen. Wer nur das erste thut, muß oft unverrichteter Sache wieder abziehen. Sie verstehen mich doch, mein bester Bruder? Ich meine, es sey leicht, etwas Vages hinzuschreiben, wobei sich, wenn Gott will, recht viel Schönes und Gutes denken läßt, schwer hingegen, keine Ideen zu gebrauchen, deren man nicht vollkommen Meister geworden, die man nicht durch und durch kennt, um ihnen die gehörige Stellung zu geben."

Inzwischen hatte im Publikum die Ankündigung des Teutschen Merkur große Erwartungen erregt, und die Anzahl der Abonnenten überstieg Wielands kühnste Hoffnung. Er hatte eine Auflage von 2500 Exemplaren veranstaltet, woran er zu viel zu haben

glaubte; allein diese reichten kaum für die ersten Bestellungen hin, und er mußte sogleich eine neue Auflage besorgen, zumal da er von Seiten einiger Buchhändler, welchen das Verlagsrecht der Schriftsteller nicht einleuchten wollte oder konnte, mit einem Nachdruck bedroht war, der doch auch, ungeachtet Wielands zweiter Auflage, wirklich erfolgte. Da Wielands künftige Subsistenz auf den glücklichen Erfolg dieses Journals berechnet war, so konnte ihm dies nicht gleichgültig seyn, und mancher andre an seiner Stelle würde gewiß Himmel und Hölle dagegen zu bewegen gesucht haben. Das that Er nicht, sondern erklärte nur ganz einfach, daß er das Schicksal des Merkur lediglich in die Willkühr seiner Leser stelle: sey es diesen angenehm, daß er fortgesetzt werde, so hoffe er, man werde die Bedingung, unter welcher dies allein möglich sey, nicht umgehen.

Wie erfreulich es ihm aber auch seyn mußte, daß der Erfolg dieses Unternehmens seine Erwartungen so sehr übertraf, so wurde doch seine Freude darüber durch die Besorgung des Geschäfts um vieles gemäßigt, denn er erkannte und fühlte, daß die Natur ihm zur Buchhalterei fast alles Talent versagt habe, und daß er demnach, wahrscheinlich nur allzubald, in grenzenlose Verwirrung gerathen würde. Von dieser Angst ward er indeß befreit, denn zum Glück für ihn lebte damals in Weimar ein junger Mann, der ihm in vielfacher Hinsicht ein

ungemein nützlicher Gehülfe werden konnte und geworden ist. Er war bis dahin bei dem Baron Bachoff von Echt, ehemaligem dänischen Gesandten in Spanien, einem Manne von vielseitiger literarischer Bildung, und der sich selbst als Dichter bekannt gemacht hat, Hofmeister gewesen, hatte früher sich ebenfalls als Dichter versucht, liebte die Poesie, und hatte sowohl durch den Umgang mit dem Baron als die fleißige Benutzung der Bibliothek desselben sich in den Stand gesetzt literarische Leistungen zu übernehmen, welche damals zu den Seltenheiten gehörten, indem er zu seiner Kenntniß der andern neueren Sprachen auch Kenntniß der Spanischen und Portugisischen Sprache und Literatur sich erworben hatte. Schon in dieser Hinsicht wäre es ein Gewinn für Wieland gewesen, solch einen jungen Mann in seiner Nähe zu haben: allein der Gewinn wurde dadurch noch größer für ihn, daß derselbe sich zu der eigentlichen Geschäftsführung bei dem Merkur entschloß, um die es bei der unermüdlichen Thätigkeit und großen Pünktlichkeit des jungen Mannes recht gut stand. Dieser erlernte dabei die Buchhalterei, was ihm nachher trefflich zu statten gekommen ist, denn diese Geschäftsführung hat ihn zu seinen nachmaligen eignen Unternehmungen vorbereitet. Bertuch, der Stifter des Weimarischen Landes-Industrie-Comptoirs, war dieser junge Mann.

So stand nun äußerlich alles gut, und wegen der Hauptsorge in Ansehung der inneren Ausstattung des Merkur tröstete man sich mit einer glücklicheren Zukunft. Hatten doch diesmal die Freunde das Möglichste gethan, um die Erwartung des Publikums nicht zu täuschen. —

Als der erste Heft des Merkur erschien, sagte eine Dame, die in dem, freilich nicht sonderlich schönen, Götterboten auf dem Titelblatte den hinkenden Boten von Nürnberg erkennen wollte: der hölzerne Merkur auf dem Titel predigt wol mit seiner ausgestreckten Hand? Nein, entgegnete Fr. Jacobi, er reicht mit dem Beutel nach Gold, das er noch nicht hat. — Bisher hatte Jacobi für gute Aufsätze Honorarzuschüsse aus eignem Beutel versprochen, nun hatte Wieland die Hoffnung, durch angemessenes Honorar künftig doch wol manchen, von dem er Beiträge wünschte, dazu bewegen zu können.

Dem Innern hätte das, was immer schadet, eine zu hoch gespannte Erwartung, wol schaden können; und die, welche gewohnt sind den Werth der Schriften nach schon berühmten Namen ihrer Verfasser zu schätzen, hätten hinreichenden Grund zum Naserümpfen hier gehabt. Außer Wieland selbst und J. G. Jacobi, deren Beiträge über die Hälfte des Jahrganges ausmachten, war da kein berühmter Name; denn Gotter und Bürger mußte man

nur errathen, Joh. Müller, der nur erst durch sein bellum cimbricum Erwartungen von sich erregt hatte, und Fr. Jacobi, als Schriftsteller noch gar nicht bekannt, waren überdies, so wie der Verfasser der interessanten Beiträge zur Geschichte der Menschheit aus den Annalen der Teutschen, in denen man Möser hätte vermuthen können, anonym geblieben. Auch andre Aufsätze hätten noch nicht durch den Namen des Verfassers reizen können. In diesem Punkte war man indeß billig genug gegen den Herausgeber, und das Ungewitter, welches gegen ihn losbrechen sollte, hatte eine ganz andre Ursache, nämlich die in dem Merkur enthaltene ästhetische Kritik. Wer sich zum Aristarchen aufwirft, muß immer auf leidenschaftliche Gegenwirkung gefaßt seyn. Wieland war das auch wol; schwerlich aber hatte er gefürchtet, daß ihn das Unglück treffen werde, es auf einmal mit allen Parteien zu verderben, sie alle gegen sich gerichtet, und sogar seine Freunde von sich abgewendet zu sehen. Um zu entscheiden, wiefern nun aber dieses Unglück verschuldet oder unverschuldet zu nennen sey, müssen wir jener Parteien selbst und ihres Verhältnisses zu Wieland vorher gedenken.

---

## 4.

Gerade während der Jahre, welche Wieland im nördlichen Teutschland gelebt hatte, war ein jüngeres Geschlecht von Dichtern aufgeblüht, und begann sich um die Zeit der Erscheinung des Merkur kräftig zu regen. Wenige Dichter jener Zeit lebten und wirkten isolirt, wie Thümmel, Pfeffel, Claudius, Schubart, Kretschmann; die meisten hatte ein glücklicher Zufall gesellschaftlich verbunden, und sie strebten mit gemeinsamem Eifer nach demselben Ziele, wonach einst die in Leipzig verbundenen Jünglinge so rühmlich gestrebt hatten, jedoch auf neuen Bahnen, wie sich von solchen erwarten ließ, die an Auszeichnung nicht zurückstehen wollten. Solcher Dichter-Vereine gab es damals vier; in Frankfurt a. M., in Göttingen, in Halberstadt und in Wien. An der Spitze des Frankfurter Vereins stand Göthe, neben welchem Lenz, Klinger und, wenn gleich in bedeutendem Abstand von jenen, Wagner zu nennen sind. Zu Göttingen hatte Boie um sich versammelt Bürger, Hölty, Voß, Miller, die beiden Grafen Stolberg, Overbeck, Cramer, Leisewitz, Sprickmann. Zu Halberstadt hätte Gleim gern eine poetische Akademie um sich versammelt, und es gelang ihm wenigstens durch Ruf und Unterstützung, manchen trefflichen Kopf an sich

zu ziehen. Besonders sind Michaelis, Klamer, Heinse, Schmidt zu nennen. Außerdem aber gehörten entfernter zu diesem Kreise Göckingk, Frau v. d. Recke, Sophia Becker nachmalige Schwarz, Tiedge. Der in Halberstadt lebende wackere Fabeldichter Lichtwer scheint weniger Antheil an demselben genommen zu haben, der Domdechant v. Spiegel aber gefiel sich darin. Zu Wien, wo besonders der Hofrath v. Sonnenfels sich möglichst um die Beförderung der Literatur bemühte, stand nun auch Denis nicht länger allein, denn Mastalier, v. Alxinger, v. Retzer, Blumauer, Ratschky, Haschka, Leon schlossen, einige früher andre später, sich ihm an.

Entschieden bestimmte Richtung zu einem Ziele hatten nur die beiden ersten Vereine. Das Ideal des Frankfurter war Shakespeare, und durch ihn gestaltete sich die dramatische Poesie um. Der Göttinger Verein wirkte vorzugsweise für die lyrische Poesie, und versuchte sich mit Glück in mancher damals neuen Tonart. Man hielt sich nicht einseitig nur an Ein Muster, sondern strebte das Treffliche in jeder Art zu erreichen. Während man daher in der Ode mit den Griechen wetteiferte, war man weit entfernt das Gemüthvolle und Phantastische in der modernen Lyrik darüber zu vernachläßigen; vielmehr regten die in Percy's Relicks gegebene Sammlung alter Romanzen und Balladen, und der

damals bekannter werdende Ossian den Trieb zur Nacheiferung auch in dieser Gattung auf, welches zugleich die glückliche Folge hatte, daß die lyrische Poesie immer volksmäßiger wurde. In dem Streben nach volksmäßiger Darstellung im Lyrischen begegneten sich die Frankfurter mit den Göttingern, denn Shakespeare wieß eben dahin, und wenn Göthe nicht von Natur dahin geneigt hätte, so würde Herders Einfluß auf ihn in Strasburg dahin gewirkt haben. Die fliegenden Blätter von teutscher Art und Kunst, die bestimmteste Andeutung der Richtung enthaltend, welche die Poesie bei der neuen Generazion nehmen würde, bezeugen aber gnüglich, daß es bei Göthe einer solchen Einwirkung gar nicht bedurfte. Das Volksmäßige führte natürlich auf das Vaterländische, welches aber noch von einer andern Seite her kräftigst angeregt wurde. Klopstock hatte sich nicht begnügt, in begeisterten Oden Begeisterung für das teutsche Vaterland zu wecken und Liebe dafür zu entflammen, sondern zu diesem Behuf auch in Hermanns Schlacht den Stolz der Teutschen zu erregen gesucht. Wie nun aber der Teutsche in nichts einem andern Volke nachstehen sollte, so auch nicht in der Poesie. Um diese in Eigenthümlichkeit darzustellen, ging man zurück zu den alten Barden, an deren Teutschheit keiner zweifelte, und mit denen man beliebig umgehen konnte, weil man von ihrer Poesie nichts

wußte. Genug, die Sänger Griechenlands mußten ihnen weichen, so wie die griechische Mythologie der nordischen. Anstatt auf den Parnaß zogen die neuen Barden in den Hain, wo keine Lyra, sondern die Telyn tönte, nicht Aganippe, sondern Mimers Quell begeisterte, und Braga anstatt Apollo's die Dichter weihte, die in ihren Preisgesängen den Wodan feierten; wobei man denn häufig, um alles Griechischen sich zu entschlagen, sich auch des Zwanges entband, welches ein Metrum auferlegt haben würde. Nach Klopstocks Frage:

Willst du zu Strophen werden, o Haingesang?
Willst du gesetzlos, Ossians Schwunge gleich,
Gleich Ullers Tanz auf Meerkristalle,
Frei aus der Seele des Dichters schweben?

fanden die nachstürmenden Barden die Gesetzlosigkeit am bequemsten.

Von dieser Art poetischer Vaterlandsliebe wurden die Frankfurter gar nicht, die Göttinger nur zum Theil befallen: da aber diese sämmtlich in der Verehrung Klopstocks einstimmten, der auch in der That durch seinen Besuch den Bund der Jünglinge gleichsam weihte, so kamen sie doch in den Ruf der ärgsten Bardenschwärmerei. Denina in seiner Literatur der Preußischen Monarchie hat das von Voß widerlegte Märchen nacherzählt, daß jene Barden, (denen man nachsagte, daß sie Wodan und Klopstock opferten,) sich alljährig auf dem

Stolbergischen Schlosse zu Wernigerode versammelt, und in einem großen Saale, unter dem Aeltesten Gleim, an einem Tische, dessen Ehrensitz für Klopstocks Geist ledig gelassen worden, bei Bier und Tabak, (denn Wein hätte das Costume nicht gelitten) ihr Bundesfest gefeiert hätten.

Gleim hatte um jene Zeit eine Reise nach Göttingen gemacht, und war, eben so wie Klopstock, mit dem poetischen Jünglingsbunde bekannt geworden, und unterhielt auch nachmals mit mehreren Mitgliedern desselben lebenslänglich ein freundschaftliches Verhältniß. Dies hatte wahrscheinlich die Veranlassung gegeben, auch Gleimen in die Märchen von jener Bardengesellschaft mit einzuflechten. Er war aber auch von seiner poetischen Umgebung der Einzige, dessen Streben gewissermaßen mit dem der beiden genannten Vereine zusammentraf. Unter allen Dichtern der vorigen Periode hatte er zum Volksdichter entschieden die meiste Anlage; gerade um jene Zeit aber dichtete er seine Lieder für das Volk, und ging damit um, Gedichte der Minnesinger, deren Bekanntmachung durch Bodmer die volksmäßige Poesie ebenfalls nicht wenig begünstigte, durch Umbildung der Sprache dem Zeitalter besser bekannt zu machen, als durch Bodmers Herausgabe der Manesseschen Sammlung, die mit keinem Glossar versehen war, hatte geschehen können. Die übrigen Halberstädter

Dichter nahmen an diesem Streben keinen Antheil. Im Allgemeinen kann man von ihnen sagen, daß durch sie die poetische Epistel, sowohl die satyrische als didaktische, mehr ausgebildet worden ist; übrigens folgte jeder seiner Neigung und Laune, und während Schmidt petrarchisirte, strebte Michaelis nach der burlesken Manier Scarrons hin. Von den entfernter Stehenden war Göckingk der, welcher sich den Göttingern am meisten annäherte, wie er denn auch mit ihnen in die engste Verbindung kam.

Bei den Wiener Dichtern fand eben so wenig Streben nach einem gemeinsamen Ziele statt. Denis, der Uebersetzer Ossians, folgte Klopstock nach, und stimmte auch mit diesem den Bardengesang an; Mastalier folgte mehr Ramlern; und so betrat jeder seinen eignen Weg, am originellsten ohne Zweifel der etwas spätere Blumauer. Allen war nur daran gelegen, daß die Kaiserstadt, wo man die Sprache der vorzüglichsten Schriftsteller Nordteutschlands als Lutherisch-Teutsch, und mithin als Ketzerisch, nur vor Kurzem noch verschrieen hatte, an Geistes- und Sprach-Bildung nicht länger zurückstehen möchte. Je weiter in die Periode Josephs hinein, desto mehr zeigt sich bei den Späteren der Genannten als gemeinsames Streben Bekämpfung der Vorurtheile, und die Poesie würde immer mehr zur Prosa hingeneigt haben, wenn man nicht die

Richtung zum Launigen und Komischen genommen hätte. Das Niedrig-Komische war aber gerade das, wovon man sich unter den obwaltenden Umständen die sicherste Wirkung versprechen konnte.

Mit keinem einzigen dieser Vereine stand Wieland in Verbindung, wenn er gleich Boie kannte, und Gleim sein Freund war. Man hätte indeß vermuthen sollen, daß der erste Uebersetzer des Shakespeare mit dem Frankfurter, der Wiederhersteller des romantischen Epos mit dem Göttinger, der Freund Gleims mit dem Halberstädter Verein in keinem andern als freundschaftlichem Verhältniß hätte stehen können; nichts weniger als dieses aber war der Fall; und zwar zerfiel Wieland mit der Partei seines Freundes zuerst. Eine i. J. 1771 zu Halberstadt erschienene Broschüre: An den Herrn Kanonikus Gleim, inliegend einige satyrische Versuche von unsers Jocobi Amorn, hatte seine Galle so gereizt, daß er derselben in der Erfurter gelehrten Zeitung Luft machte, und sich (St. 37. S. 294 fg.) also erklärte: „Wir zeigen diese Broschüre nur an, um unser Mißfallen und unsern Ekel an dem Mißbrauch, den Hr. Michaelis von seinen schönen Talenten macht, öffentlich zu bezeugen. Wenn seine Absicht ist, den Herren Gleim und Jacobi dadurch seine Freundschaft zu beweisen, so hätte er unmöglich einen Weg erwählen können, der ihn gewisser zum Gegentheil seiner Absicht führt. Der

ungezähmte Muthwillen, womit er in dem kleinen Gedichtchen: Gleim und Pastor-Amor, einen Mann von großen und ehrwürdigen Verdiensten lächerlich zu machen sucht; der leichtsinnige Ton seines Scherzes, der solche Dinge trifft, welche die Religion unter den Christen geheiligt hat, und über welche kein Mensch, der nur den mindesten Anspruch an Sitten oder an die Achtung seiner Mitbürger macht, zu spotten fähig ist, wird von allen ehrliebenden Leuten mit eben dem Verdruß und Widerwillen angesehen werden, den Gleim und Jacobi selbst (wie wir gewiß versichert sind) darüber empfinden müssen. Von Herzen bedauren wir, daß diese liebenswürdigen Schriftsteller, deren Talente der Nazion Ehre machen, durch die Zudringlichkeit solcher Leute, die ihnen mit Gewalt auf die Achseln springen, und von ihnen, gern oder ungern, in den Tempel des Ruhmes getragen werden wollen, in Händel und Tracasserien verwickelt werden, die ihrem schätzbaren Charakter in den Augen der Welt ein zweideutiges Licht geben. Es ist hohe Zeit, daß dem Muthwillen, der die Grenzen des schalkhaften Witzes so wenig kennt, Einhalt gethan wird, wofern nicht in Kurzem die schönste unter den Künsten der Musen bei unserer Nazion verächtlich und der Name eines Dichters zu einem Schimpfwort werden soll. Uebrigens können wir uns nicht entbrechen, den Herren Canonicis Gleim und Jacobi (deren aufrichtige Verehrer

wir immer gewesen sind, und bleiben zu können wünschen,) den wohlgemeinten Rath zu geben, gegen die vorbemeldeten Afterfreunde sich künftig besser zu verwahren. Diese, von der Wuth berühmt zu werden besessene Dichterlinge glauben einen Freibrief gegen die Kritik, und ein Recht an die öffentliche Hochachtung zu erlangen, wenn sie sich als Freunde berühmter Männer in die Welt eindringen; aber anstatt einen Glanz von den ehrenvollen Namen, mit welchen sie den ihrigen so unverschämt paaren, zu empfangen, werfen sie vielmehr ihren eigenen Schatten auf sie; und es ist kein Ruhm so groß und so wohlbefestigt, der nicht endlich durch solche Freunde zerstört werden könnte. Ein Mensch, der so wenig Diskrezion hat, nicht zu fühlen, daß man die Ehre, an die Freundschaft eines Gleim oder Jacobi Anspruch zu machen, vorher verdient haben muß, ehe man sich ihrer anmaßt, ist gewiß nicht derjenige, der dieser Ehre jemals würdig seyn wird."

Um über den Urheber dieser Erklärung keinen Zweifel zu lassen, war sie mit W. unterzeichnet. Weder Gleim noch Jacobi hätten aber darüber zweifelhaft seyn können, denn dem letzteren hatte Wieland schon ein Jahr vorher geschrieben: „Sagen Sie Gleim, den Sie in meinem Namen umarmen sollen, daß ich nicht leiden kann, daß so mittelmäßige Sänger wie K* und andre seines gleichen sind, meines Gleims angebliche Freundschaft zum

Freibrief für ihre Siebensächelchen affichiren sollen. Ich beschwöre ihn bei den Musen, nicht so freigebig mit seinem Beifall zu seyn, und kleine poetische Geister in der gehörigen Distanz von sich zu halten. Diese Leutchen geben sich gleich Airs vor der ganzen Welt, wenn man ihnen ein gar zu freundliches Gesicht macht." An Gleim selbst aber schrieb er vor dem Abdruck jener Erklärung: „Ich fühle alles für meinen Gleim, was er selbst fühlen müßte; aber zu sehen, daß ein Michaelis sich öffentlich die Miene der Vertraulichkeit mit Gleim und Jacobi giebt, daß er meinen Gleim rächen will, und es auf eine Art thut, welche unvermeidlich ihm selbst und meinen Freunden einen unwiederbringlichen Schaden bei der Welt thun muß, — dies, ich gestehe es, hat meine Geduld gänzlich erschöpft. Gleim und Pastor-Amor ist zwar ein witziges, aber ein schändliches ärgerliches Ding; ich kann es den Berlinern nicht verdenken, wenn sie sich nun alles erlaubt halten. Ums Himmels willen, liebster Gleim, hören Sie einmal auf, durch Ihre unbegränzte Gutherzigkeit jedes Insekt des Parnasses zu autorisiren, sich vor den Augen der Welt Ihren Freund zu nennen, und eine Vertraulichkeit mit Ihnen zu affektiren, welche Sie für alle Sottisen dieser Witzlinge responsabel macht. Ein allgemeiner Aufstand aller Leute, die Menschenverstand haben, gegen alles was Witz und Empfindung heißt, gegen

Musen und Grazien, gegen Gleim, Jacobi und alles was sich Ihre Freunde nennt, wird endlich die Folge davon seyn, wenn alle Augenblicke ein neuer Dichterling mit einem Wisch voll Verse an seinen Freund Gleim, an seinen Freund Jacobi angestochen kommt, und wenn Freund Michaelis fortfährt zu thun, als ob man nichts mehr schonen dürfe, sobald man nichts zu verlieren hat. Das Metier eines Autors wird durch den Mißbrauch, den solche Witzlinge auf den Schultern irgend eines berühmten Mannes, auf den sie sich gehuckt haben, mit ihrem bischen Gabe zu spotten und zu reimen, ausüben wollen, so verächtlich, daß ich tausendmal den Tag verwünsche, wo ich mir einfallen ließ ein Autor zu werden. Das Wenigste, mein bester Gleim, was Sie sich selbst und dem Publiko und denjenigen von Ihren Freunden, welche mehr Ehre zu verlieren haben als Herr **, schuldig sind, ist, den Menschen fortzujagen, und die ganze Welt zu avisiren, daß Sie es gethan haben, und warum Sie es gethan haben. Seitdem ich mir eine Ehre daraus gemacht habe, der jetzigen Welt und der Nachwelt zu sagen, daß ich Gleims und Jacobis Freund bin, seitdem ist die Wuth, sich öffentlich zu Freunden meiner Freunde zu kreiren, in alle avortons du Parnasse gefahren. Dies möchte allenfalls noch bei den Schmidten und ihres gleichen angehen. Aber wenn ein Michaelis, in dem angenommenen Charakter Ihres Freundes,

sacra profanis miscuit, und den Possenreißer auf Unkosten alles dessen, was die Welt ehrwürdig nennt, macht, — dann wird die Sache zu ernsthaft, und Ihre wahren Freunde, die Freunde, von denen man Ehre hat, können nicht stille dazu schweigen. Mir erlaubt es meine Posizion am wenigsten. Ich rücke deswegen in die hiesige Zeitung eine Rezension der Michaelischen Skarteke ein, worin ich meinen Unmuth über den bübischen Muthwillen dieses Cynikers auf eine sehr nachdrückliche Art zu erkennen gebe. Dem Herrn Michaelis rathe ich, sich in Acht zu nehmen, und mich nicht zu reizen, daß ich ihn nicht ecrasiren helfe." Nachdem er noch eine Zeit lang im Eifer des größten Zornes sich ergossen hat, fährt er fort: „Ich muß aufhören. Ich besorge, Ihnen wehe zu thun, mein bester Gleim; aber ich liebe Sie wie mich selbst; Ihre Ehre ist die meinige; Ihre Ruhe die meinige, und die wahre Freundschaft scheuet sich nicht, auch unangenehme Wahrheiten zu sagen, wenn sie nothwendig sind. — — Herr Schmidt mag wol ein ganz fein Talent zum Nachahmen haben. Ich werde ihn weder aufmuntern noch abschrecken. Aber um sich öffentlich für einen Freund großer Männer zu affichiren, muß man vorher etwas gethan haben, das uns dieser Ehre würdig macht. Und wer nicht Delikatesse genug hat, dies zu fühlen, der ist kein Mann für mich. Also nichts weiter von diesen Dichterschwämmen. Ich umarme Sie von ganzem

Herzen, und beschwöre Sie nochmals, ohne Verzug und öffentlich mit Herrn Michaelis zu brechen. Ex duobis malis minimum!“

Die Veranlassung zu diesem so heftigen Erguß des unmäßigsten Zornes hatten Briefe von Spalding an Gleim gegeben, welche 1771, man wußte nicht von wem, dem Druck waren übergeben worden, und gegen welche sich Spalding in vielen Zeitungen öffentlich erklärte. Allerdings schien eine feindselige Absicht gegen Spalding dabei zum Grunde zu liegen, daß man Briefe, die er vor 20 Jahren geschrieben, zu einer Zeit herausgab, wo der Propst und Oberkonsistorialrath besorgen konnte falschen Beurtheilungen dadurch ausgesetzt zu werden. Deshalb erklärte er denn: „Wenn die späte Hervorziehung der Unschicklichkeiten, die zum Theil in diesen Briefen vorkommen, ohne Zweifel eben nur durch den auffallenden Kontrast derselben mit meinen jetzigen Umständen, ihre stärkste und unangenehmste Wirkung thut, so muß ich mich einer solchen Demüthigung geduldig unterwerfen, um desto völliger dafür zu büßen, daß ich ehemals so schwach gewesen, mich, wider meinen natürlichen Charakter, auf einige Zeit und gegen einige Personen, mit in einen gewissen, für lebhaft und geistreich gehaltenen, Ton der läppischen Tändelei hinein ziehen zu lassen. Die Schuld und Strafbarkeit liegt in dieser That, und die bestimmet das Maas der Reue; die ausgebreite-

tern schädlichen und kränkenden Folgen davon, die von andern veranlasset werden und auf deren Rechnung stehen, sind für mich Schickung.“ Wieland, so wie er Spaldings Erklärung gelesen, schrieb an Gleim: „Schreiben Sie mir doch, was es mit der Ausgabe der Spaldingischen Briefe für eine Bewandniß hat. Ich bin gewiß, daß Sie eben so unschuldig dabei sind, als ich bei der Bekanntwerdung des Briefes der Gräfin v. Wartensleben. Wie dem auch seyn mag, das jetzige Verfahren Spaldings däucht mir eines Götze, oder irgend eines andern Priesters würdiger als des Uebersetzers von Shaftesbury. Gar nichts zu sagen war besser, als in diesem Tone zu sprechen.“ Anstatt einer Antwort hierauf erhielt nun Wieland gleich darauf die besagte Broschüre von Michaelis. Dieser, ein junger talentvoller, mit den glücklichsten Anlagen für das Satyrische und Launige begabte, aber sonst von dem Glücke sehr vernachlässigte, Dichter hatte sich Gleimen in die Arme geworfen, und war dessen Haus- und Tischgenoß. Er bewohnte Jacobis Zimmer, welches mit Amoretten in allerhand drolligen Situazionen verziert war. Unter denselben war auch ein Amor in dem Costume eines Pastors, welcher die neckische Laune eines Dichters wie Michaelis wol wecken mußte. Von dem Pastor auf Spaldings Erklärung zu kommen, war damals so natürlich, als daß Dankbarkeit, Neigung und Ueberzeugung

den Dichter bestimmten, sich für Gleim und gegen Spalding zu erklären, was er mit einer witzigen, heitern Wendung that. Dies gab aber viel Allarm, und Jacobi selbst fand sich dadurch in die Verlegenheit gesetzt, den Dichter in den Zeitungen aufzufodern, er solle dem Amor im geistlichen Kleide befehlen, daß er bei niemand ihn in den Verdacht bringe, als hätte er an seiner Absoluzion den geringsten Antheil. „So geneigt ich auch bin, schrieb er, das Herz meines Gleims, in dessen geheimsten Winkel gewiß keine Niederträchtigkeit verborgen seyn kann, überall, mit Ihrem Amor frei zu sprechen; so muß ich doch fürchten, daß man über die Absoluzion allerhand Auslegungen mache, und mir eine Spötterei zur Last lege, die ich, um meinen Einsichten gemäß zu handeln, mir nicht erlauben darf. Jederzeit ist es für mich ein heiliges Gesetz gewesen, Männer zu schonen, die etwas Gutes gethan haben, oder noch thun wollen, damit dieses Gute nicht bei leichtsinnigen Köpfen seine Kraft zu wirken verliere. Beschuldigen Sie, liebster Michaelis, mich keiner albernen Gravität, der ich todtfeind bin, und zu der ich, als Doge mitten in Venedig, mich nimmer verstehen würde, weil sie die gefälligen Tugenden gänzlich unterdrücket. Noch weniger bin ich irgend einer Heuchelei fähig, und würd' es nicht seyn, wenn ich die heiligen Schlüssel damit erkaufen könnte. Allein es muß mir

am Herzen liegen, daß die Welt in meinen Schriften und Handlungen keine Widersprüche finde.“ Michaelis sprach hierauf nicht blos Jacobi, sondern jeden andern von irgend einer Theilnahme frei, so wie sich selbst von dem schimpflichen Verdachte, daß er sich zum feilen Miethlinge fremder Affekten erniedrigt habe, war aber weit entfernt, ein begangenes Unrecht zuzugestehen. „Mein Original, sagt er, heißt Kalchas; setzen Sie nun dafür Propst, setzen Sie Prior, setzen Sie Bischof, setzen Sie Generalsuperintendent; — wenn's in Sylbenmaas paßt —, mir kann's gleich viel gelten! Nur Kalchas muß es seyn, der ganze Kalchas,

Der seine Freundschaft nach den Graden
Des Würdenthermometers mißt;
Als Priester von Empfindung überfließt,
Als Bischof aber, tief gegrüßt,
Mit einem: Wir von Gottes Gnaden!
Vor seinem alten Freund, dem Weltkind, sich verschließt,
Und — wenn sein Freund ihn nicht den Augenblick vergißt,
Vor allen Heiligen sich den Leviten ließt,
Daß er sein Freund gewesen ist!“

So hatte man sich von beiden Seiten übereilt; keiner aber mehr als Wieland. Reizte diesen etwas sehr heftig, so kannte er in seinen Ergießungen

weder Maas noch Ziel, und das Stärkste war ihm dann nicht stark genug; so wie aber die Flut seines Zornes sich ergossen hatte, war gewöhnlich die Sache auch abgethan, und er ärgerte sich wol über sich selbst, nicht weiser gewesen zu seyn. Zum Unglück traf es sich nun in diesem Falle, wo nicht blos die eifersüchtige Freundschaft gekränkt, sondern sein Gefühl, welches Spott mit dem, was Menschen heilig ist, nicht vertragen konnte, verletzt war, daß er seine ganze Galle in den ersten Augenblicken ergoß, ohne jetzt zu bedenken, wie schmerzlich er dies zu bereuen nur zu bald Ursache haben würde. Gleim mußte natürlich die Sache aus ganz andern Augen ansehen, und fühlte sich durch Wielands Aeußerungen und Zumuthungen schwer beleidigt. Wieland, jetzt nur zu gut fühlend, daß Gleim Recht dazu habe, bat ihm „die wilde Heftigkeit seines Schreibens" ab, gestand sein Unrecht, „in der ersten und vollen Wuth zu schreiben," beschwor Gleimen, „seinen tollen Brief" zu vernichten, bedauert den an Hypochondrie leidenden Michaelis, denn „wenn ein Hypochondrist einen Anfall von Spaßhaftigkeit hat, so ist Gott der Vater auf seinem hohen Thron nicht sicher vor seinen Einfällen; er meint es so böse nicht." Auch „für den armen jungen petrarchisirenden Schmidt ist ihm leid, daß sein Versuch zu einer so ungünstigen Zeit ihm unter die Augen kam." Nichts läßt er unversucht, um einen

Bruch der Freundschaft abzuwenden. An Jacobi schrieb er nach Verlauf mehrerer Monate: „Ohne Sie, ohne das selige Gefühl unsrer Liebe, würde ich zuweilen wünschen nicht zu seyn. Ich bin seit einiger Zeit sehr hypochondrisch; mein Geist ist wie erloschen; ich kann nichts Gutes denken noch vollbringen. Was würde aus mir werden, wenn die Brüder Jacobi nicht die meinigen wären? — Ich habe unserm Gleim geschrieben. — Seine Antwort ist freundlich und liebreich, aber sie giebt mir das Unrecht, das ich wider meinen Willen gethan habe, so stark zu empfinden, daß ich unmöglich mit mir selbst zufrieden seyn kann, — und wie sollte ohne dies eine Glückseligkeit möglich seyn? Ich sehe, daß ich das Herz des guten Gleims verloren habe, und ich gestehe Ihnen, daß nichts in der Welt mich wegen dieses Verlustes völlig trösten kann."

Wäre es nur um den Brief zu thun gewesen, so würde sich, wie arg dieser auch war, alles bald haben abthun lassen, wenn Gleim die Bitte Wielands um Vernichtung desselben erfüllt hätte: er hatte ja aber den Erguß seines Unmuths auch drucken lassen, und dieser war nicht geeignet, die jüngeren Freunde Gleims ihm zu befreunden. Zwischen Gleim und ihm stellte sich zwar nach einiger Zeit das alte Verhältniß wieder her; die Freundschaft beider wurde jedoch noch einmal auf eine harte Probe gestellt. Der arme Michaelis starb im Herbst des Jahres

1772; Gleim aber sollte für diesen Verlust sogleich Ersatz erhalten, indem wenige Wochen darauf Heinse bei ihm eintraf. Eben dieser, von Erfurt her noch jetzt ein enthusiastischer Bewunderer Wielands, sollte die neue Ursache zu einer Entzweiung zwischen Gleim und Wieland werden. Davon indeß kann erst späterhin die Rede seyn; hier genügt es zu bemerken, daß fortwährend etwas eintrat, was ein näheres Anschließen des Halberstadter Vereins an Wieland hinderte.

Kurz nach der Zeit, in welcher Wieland sich wegen Michaelis mit Gleim wieder versöhnt sah, schrieb dieser Lieder für das Volk. Bei der ersten Probe, welche Wieland davon sah, urtheilte er, daß solch ein Lied, ohne Schminke, ohne Zierrathen, einfach, edel und schön, wie Alles seyn sollte, was Menschen denken und thun, so singbar und von so gefälligem Tone, noch im Jahre 2440 jede gefühlvollere Seele einer bessern Nachwelt bezaubern werde. Die Idee, solche Lieder zu dichten, hatte seinen ganzen Beifall, und von seiner Ankündigung derselben schrieb er: „Gleim — werde ich sagen — fährt fort als ein echter Priester der Musen die Poesie zu ihrer ältesten und natürlichsten Bestimmung zurück zu führen. Mit bestem Rechte können wir von dem Volke sagen, was Horaz von der matura puella marito sagt: Disceret unde preces, vatem ni Musa dedisset? Ich beurtheile diese Lieder

nicht als Kunstrichter, ja nicht einmal als Dichter; ich sehe sie aus dem Gesichtspunkt an, aus welchem sie Sokrates betrachtet haben würde, und finde sie vortrefflich. Dank und Preiß sey Ihnen, mein bester Gleim, für das wahre Verdienst, das Sie sich dadurch um die nützlichste, unschuldigste, und am wenigsten beachtete Klasse der Erdbewohner machen. Sie haben so gut eine coronam civicam damit verdient, als wenn Sie einem Bürger das Leben gerettet hätten. Aber auch als Dichter finde ich in der einfältigen Natur und ihrem ungekünstelten Ausdruck, und in dem echten ländlichen Ton, dessen Sie sich so glücklich bemächtigt haben, etwas desto mehr Bewundernswürdiges, je leichter es mir selbst wäre, eine Musarion, als das leichteste dieser Lieder zu machen. Ich sage also meinem Gleim aus voller Brust, daß ich mit seinen Liedern für das Volk zufrieden, und mit mehreren besonders sehr zufrieden bin. In Wahrheit, alle sind vortrefflich in ihrer Art, und auch das Lied des Hirten ist ein Muster wahrer einfältiger Erhabenheit. Aber das Lied des Gärtners! Wie, mein liebster Gleim, wie werde ich Ihnen ausdrücken können, auf welchen Grad es mich in Entzücken gesetzt hat? O, vortrefflich, vortrefflich! rief ich aus nach jeder Strophe, und athmete schwerer vor Vergnügen. Ganz und gar, Wort für Wort hat es Ihnen in einer der glücklichsten Stunden Ihres Lebens die

lieblichste der Musen eingegeben. Es ist ein vortreffliches Lied, und wenn die vollkommensten Meisterstücke im Fache der einfältig schönen Natur gesammelt werden, und alle Nazionen das ihrige beitragen sollten, so würde dieses Lied meines Gleims darunter seyn müssen, und keine Sprache würde was Vollkommneres in dieser Art aufzuweisen haben."

Wieland wußte also, wie diese Aeußerungen bezeugen, Poesie für das Volk sehr wohl zu schätzen, ja er hielt sie hoch. Wer sollte hienach nicht vermuthen, daß sein Verhältniß zu denen Dichtern, welchen es um das Volksmäßige in der Poesie so angelegentlich zu thun war, ein freundliches werde gewesen seyn? Gleichwohl war es dies nicht.

Nach dem Beispiele der Franzosen, die seit 1765 das Beste des Ertrags ihrer lyrischen Poesie alljährlich in einem Almanach gesammelt hatten, unternahm man 1770 auch in Teutschland zwei Sammlungen derselben Art. Zu Leipzig erschien ein Almanach der teutschen Musen, dessen ungenannter Herausgeber der mehrerwähnte Chr. Heinr. Schmid war, und in Göttingen gaben, von Kästner ermuntert, Boie und Gotter einen Musenalmanach, auch unter dem Titel Poetische Blumenlese, heraus. Während Schmids Almanach wirklich nur eine Sammlung von zerstreut erschienenen Gedichten und des Ertrags der Kritik über die vorjährige schöne Litteratur war, bemühten sich die Göttinger, wenig

von schon Gedrucktem und desto mehr noch Ungedrucktes zu liefern; worin sie durch den damaligen Göttinger Dichter-Verein auf eine seltne Weise begünstigt waren. Gotter, der damals nur als Führer zweier junger Adlichen in Göttingen gewesen war, nahm nur an der Herausgabe des ersten Jahrganges Antheil, und kehrte nach Gotha zurück; die folgenden nächsten Jahrgänge besorgte Boie allein. Im Jahr 1772 ersuchte dieser auch Wielanden um Beiträge zu seinem nächsten Jahrgange, und dieser sendete ihm das Einzige ein, was er gerade vorräthig hatte, das Bruchstück eines größeren Gedichtes, welches unter dem Titel Endymion (nachmals gab ihm Wieland den Titel: das Leben ein Traum) im Göttinger Musenalmanach vom Jahre 1773 abgedruckt ist, und wogegen kurz darauf in der, Wielanden nicht weniger als die schwarze Zeitung abgünstigen, Braunschweiger Zeitung eine poetische Epistel an Herrn Wieland erschien, die den Dichter zurecht weisen sollte, aber ihn nur zu der geharnischten Vorrede für sein Fragment veranlaßt hat.

Das Erscheinen des teutschen Merkurs störte das gute Vernehmen zwischen Wieland und den Göttinger Blumensammlern und Blumenspendern, denn der Merkur trat nicht blos mit einer Beurtheilung der Göttinger und Leipziger Musenalmanache, sondern auch mit einem Aufsatz über den (damaligen)

Zustand des teutschen Parnasses hervor, an denen man Anstoß nahm. Der Verfasser aller dieser Aufsätze war Schmid, dem man nachsagen muß, daß er es möglichst vermieden hatte, Parteilichkeit für seinen eignen Almanach — vor welchem bei jenem Jahrgange Wielands Bildniß stand — durchschimmern zu lassen. Bei aller Mühe aber, die er sich gegeben, konnte es doch scheinen, als wäre er mit dem Göttinger Almanach etwas strenger verfahren. Mochte er immer für den Herausgeber seinen Dank mit dem Danke aller Liebhaber des Schönen vereinigen, so verdarb er doch alles wieder mit dem Wunsche, sein gutes Herz möchte ihn von der gehörigen Strenge bei der Wahl der einzurückenden Gedichte nicht ablenken, und er die Sammlung um den vierten Theil verringern. Was war es nun, das er hätte weglassen sollen? Aus der Beurtheilung konnte man abnehmen, daß es hauptsächlich gewisse Bardengesänge, Nachahmungen des Petrarcha, Chinesische und ähnliche Gedichte seyn sollten. Vielleicht waren aber auch andre einzelne Gedichte darunter, und es schien fast, als habe der Beurtheiler die Ode: der Winter, dazu gerechnet. Diese Ode war von Voß, und sie ist jetzt die erste unter den Oden in der letzten Sammlung seiner Gedichte. So gewiß es nun auch ist, daß von dem, was der Merkur damals an ihr tadelte, jetzt nicht ein Wort mehr in ihr zu finden ist, eben so gewiß scheint es

doch, daß Voß die damaligen Erinnerungen dagegen, die er späterhin für begründet anerkannte, sehr unangenehm muß empfunden haben.

Der Herausgeber eines kritischen Blattes mag noch so viel versichern, daß die darin ausgesprochenen Urtheile keineswegs allezeit auch die seinigen seyen, der darin vorkommende Tadel wird ihm doch zugerechnet, denn er hat ihn aufgenommen. In dem gegenwärtigen Falle schien man sogar noch mehr dazu berechtigt, denn Wieland hatte zwar zu dem Aufsatze über den Zustand des teutschen Parnasses Zusätze gemacht, welche deutlich bewiesen, daß nicht jedes Urtheil des Verfassers das seinige sey, allein sein eignes Urtheil über manchen Punkt war so wenig mildernd, daß er den erregten Verdruß vielmehr verstärkte. Von dieser Art war z. B. sein Zusatz über das Institut der Blumenlesen. „Die Gründe — so heißt es darin — womit der Verf. (der Kritik) den Mangel an Auswahl darin zu rechtfertigen sucht, werden demjenigen schwerlich Genüge thun, der sich einfallen läßt, sie gegen den französischen Almanac des Muses zu halten. Ich zweifle sehr daran, ob der Begriff, welchen die Ausländer von dem Zustand unsrer schönen Litteratur und von unserm Geschmacke nach solchen Sammlungen sich machen möchten, uns sehr zur Ehre gerichten dürfte. Sollte es hier nicht eben so bewandt seyn, wie mit einem Malereienkabinette, wo Gutes, Mittelmäßiges und Schlechtes

in schöngeschnitzten und vergoldeten Rahmen unter einander stünde? Wird der Kenner, der es besieht, nicht eines von beiden denken: entweder, daß es dem Eigenthümer an Geschmack gefehlt habe, Gutes und Schlechtes von einander zu unterscheiden, oder an Vermögen und Gelegenheit, sich lauter schöne Stücke anzuschaffen? Und wird man im letztern Falle (welches wol der Fall unsrer Blumensammler zu seyn scheint) nicht urtheilen, daß es besser gethan sey, gar kein Malereien-Kabinet zu haben, als einen solchen Mischmasch? Ich sehe wol, daß die Sammler der Blumenlesen (gegen deren Geschmack wol kein Verdacht statt findet) ein Paar sehr scheinbare Gründe haben, das Richteramt, dessen sie sich durch eine scharfe Auswahl anzumaßen scheinen würden, von sich abzulehnen. Einmal ist nichts Reizbareres und in seinem Zorne Grimmigeres in der Natur, als ein Dichterling; und es ist also sehr begreiflich, daß friedliebende Leute, wenn sie nun einmal zwischen der Gefahr, den feinen Geschmack weniger Kenner zu befriedigen, und der ungleich schrecklicheren Gefahr, sich die Wuth der Dichterlinge zuzuziehen, wählen müssen, lieber in die Hände der Kenner (welche meistens gutherzige Leute sind), als in die Stacheln der poetischen Wespen fallen wollen. Und dann lehrt die tägliche Erfahrung, daß in einer Sammlung kein Stück so elend ist, welches nicht seine Liebhaber, und keines so vortrefflich, welches

nicht seine Tadler und Verächter habe. Der Sammler, der für das Publikum im weitesten Begriffe sammelt, kann also (zumal wenn er einen feinen und gelehrten Geschmack hat) nicht immer seine eigne Empfindung oder das leicht vorherzusehende Urtheil der echten Kenner zu Rathe ziehen; denn da würde er sehr oft verwerfen müssen, was den Meisten vielleicht besser gefallen würde, als dasjenige, was nach dem Urtheil der Wenigen das Beste in seiner Sammlung ist. Allein, wiewohl ich ganz gern zugebe, daß man, in gewissen Umständen, sich nicht von allen Rücksichten auf unsre eigne Gemächlichkeit und von aller Nachsicht gegen die Schwachheiten und Launen des sogenannten Publikums frei machen kann: so weiß ich doch, daß sehr viele mit mir wünschen, daß wenigstens nichts offenbar Schlechtes, Plattes, Schülermäßiges und Nonsensikalisches in eine poetische Blumenlese aufgenommen werden möchte. Es giebt allerlei Blumen, und in einen so großen Kranz können alle Arten mit eingeflochten werden; aber es müssen doch immer Blumen seyn: und wenn sie uns nicht durch ihren Wohlgeruch vergnügen, so sollten sie uns wenigstens durch Gestalt und Farbe ergötzen. Aber Nesseln und Distelköpfe, was sollen die in einem Blumenkranze?"

Zu dieser allgemeinen Aeußerung kamen nun noch allerhand besondre Herzens-Erleichterungen hinzu, welche die Sache nicht besser machten. Unter

diese gehört seine Ansicht von der Nazional-Poesie *), die eine ganz andre seyn sollte, als die damalige Bardenpoesie, welche ihn um so banger machte, da sich zu ihr die Uebersetzung tragischer Chöre der alten Trauerspieldichter (Halberst. 1773) gesellte. „Ich besorge immer, sagte er, daß unsre Poesie, zwischen allen diesen Bemühungen den Waldgesang der Barden, die bakchische Wuth der Dithyramben, und die kühne enthusiastische Sprache der Griechischen Chöre in unsre Sprache überzutragen, in Kurzem allen Wohlklang, und überhaupt alle Wahrheit, Regelmäßigkeit, Eleganz und Grazie verlieren werde. Einige unsrer Dichter scheinen sichs vorgesetzt zu haben, den Ausspruch des Demokritus, daß ein Poet rasen müsse, durch ihr Beispiel zu rechtfertigen; aber die Poetische Wuth sollte doch, dächte ich, nicht gar zu nah an diejenige grenzen, die in die dunkle Stube führt. Doch, der Uebersetzer der Chöre hat vielleicht gerade die Absicht gehabt, unsern jungen Dichtern und Dichterlingen auf eine recht fühlbare Art zu zeigen, daß die Griechen in diesem Stücke unnachahmbar seyen. Ich weiß sehr wohl, (denn ich weiß es aus Erfahrung,) daß man den Alten auch in ihren unnachahmbaren Werken noch immer viel ablernen kann: aber für

*) Bd. 49 von Wielands Werken im Anhang.

die Wenigen, welche dies wissen und wissen sollen, übersetzt man keinen Pindar, keinen Aeschylus. Dies bin ich gewiß, daß unsre Tonkünstler, wenn sie denken sollten, daß man uns diese Proben vielleicht für Modelle der wahren Lyrischen d. i. singbaren Poesie gebe, herzlich erschrecken würden. Welchem heutigen Amphion sollte nicht die Haut schaudern, wenn ihm ein lyrischer Dichter von „Kolchos inwohnenden kampfunverfährten Jungfrauen, steilnißvollen Pflanzstädten, Freveltrutzgenossen, rund umflammenden Blitzen, Speerebewappneten Myrmidonern, vom Schlüsselbewahrer der süßen Brautkammer der Venus, und von rundumzerschmetternדem Schwall der Wogen“ spräche? Wie würde ihm zu Muthe werden, wenn man ihm den Antrag machte,

„den tartschebewappneten Helden, der rundum vom göttlichen Feuer umstralt, über des Oeta Koppen hinauf in den Götterdivan stieg“

in Musik zu setzen? Oder was meinen wir, was für einen Anstand eine teutsche Gabrieli haben würde, wenn sie hinträte, und sänge:

Kein Göttermann nahe sich mir!
Denn mich schaudert Jo's
Männergehaßte Jungfrauschaft,
Die durch Beischlaf ward
Und durch Juno's hartherzigverhängte
Landschweifungen zerrissen.

Ich kenne gelehrte und verständige Leute, welche besorgen, die glühenden Anbeter des Alterthums möchten durch Uebersetzungen in diesem Geschmacke mehr beitragen, die Griechischen Dichter in Verachtung zu bringen, als alles, was die Perrault, Terrassen und la Motte mit Recht und Unrecht an ihnen zu tadeln finden; und mich däucht, es kann gar keine Frage seyn, ob diese Besorgniß Grund habe."

Man muß sich nun erinnern, daß um jene Zeit die in Göttingen vereinigten jungen Dichter den Anfang damit machten, griechische Gedichte auf eine bis dahin unerhörte Weise zu übersetzen. Ob sie oder Wieland mehr Recht hatten, dies ist hier nicht zu untersuchen; genug, daß man sieht, dieser Schlag traf die Göttinger Dichter doppelt, indem er auf Klopstock und die eignen Versuche, die man eben wagte, zugleich ging. Auf Klopstock sollte er nun wol nicht geradezu gerichtet seyn: es ist indeß doch nicht zu leugnen, daß Wielands jetziges Urtheil über diesen von ihm einst selbst beinahe vergötterten Dichter gegen sein ehemaliges sehr abstach. Die späteren Gesänge des Messias hatten ihm nie so zugesagt wie die ersten; die späteren Oden beschuldigte er, daß sie zu einem gewissen Oden-Unfug nicht wenig beigetragen hätten; den geistlichen Trauerspielen gewann er keinen Geschmack ab; aber nun vollends gar — die Bardengesänge! Von diesen war er, der

nun so lange schon bemüht gewesen, mit den griechischen Grazien den feineren griechischen Geist in Teutschland, so gut es gehen wollte, heimisch zu machen, ein abgesagter Feind. In seinem Auftrag an Schmid sagt er: „Ich wünschte ein kritisches Sendschreiben über das dermalige Barden-Unwesen. Kretschmann und Denis wünschte ich wol geschont, aber doch nicht ganz leer ausgehen zu sehen. Beide könnten Nazionaldichter seyn, wenn sie wollten. Für wen aber schreiben diese Leute jetzt? Wer ließt sie? Fingal war ein göttlicher Mann; aber wer den Bardenton i. J. 1773 anstimmt, naviget anticyram! Für unser Zeitalter singen diese Herren nicht, dies ist klar; für wen also? Für die Nachkommen? — Ich dächte doch nicht, daß wir uns große Hofnung zu machen hätten, unsre Enkel in Pikten, Celten, Cherusker u. s. f. verwandelt zu sehen.“ Klopstock nennt er hier nicht, allein aus anderweitigen Aeußerungen geht hinlänglich hervor, daß er ihn von Verderbniß des Geschmacks gar nicht frei spricht, und er hatte ihn vornehmlich im Sinne, als er an Gleim schrieb: „Es ist nichts gleichgültiges, ob eine Nazion einen guten oder einen verdorbenen Geschmack hat, und ein Patriot, ein Menschenfreund, kann, ohne seinen Charakter zu vergessen, unmöglich gleichgültig zusehen, wenn gewisse Leute de cul et de tête (wie die politen Franzosen sagen) daran arbeiten, die Nazion von der schönen

Natur, der edeln Einfalt, dem echten Erhabenen, dem Interessanten und Nützlichen abzuführen, um sie in die Region der Meteore zu versetzen, und von da in die sumpfichten Marschländer des Bathos herabzustürzen, in welchen unsre Poesie in Kurzem versinken wird, wenn einige der besten Köpfe selbst fortfahren sollten, falsche Töne anzugeben."

Voß war wieder derjenige, der von allen Göttinger Dichtern sich dies am meisten annahm, denn Er hatte Boie zum Werdomar in dem Jünglingskreise erhoben, der in dem Haine Siegmars den Chor werdender Barden zu Kunst und Anmuth erhebe. Mit Rückblick auf Wieland rief er daher Friedrich Stolberg zu:

Wer alterthümlich Religion und Kraft
Und Schöne sang und Liebe des Vaterlands,
Den lohnet Kaltsinn, den des Lobers
Hämischer Wink und verhaltne Scheelsucht!

So mißverstand man sich von beiden Seiten, und die Göttinger Dichter — mit Ausnahme von Bürger, der aber auch kein eigentliches Mitglied ihres Bundes war, — erschienen immer mehr als Wielands entschiedenste Gegner.

Auf einem andern Wege strebten die Frankfurter nach einer Nazionalpoesie, indem sie Shakespeare als Muster vor Augen, ein vaterländisches Drama zu schaffen bemüht waren. Göthe trat mit seinem

Götz von Berlichingen, der vier und zwanzig jährige Jüngling mit einem Meisterwerke hervor; zu gleicher Zeit aber erklärte sich Wieland für das schlechthin sogenannte Drama, ein bürgerliches Schauspiel, von den Freunden desselben als rührendes, von den Feinden als weinerliches Lustspiel bezeichnet. Schmid hatte die Dramen frostig genannt, und Wieland sagte: „der Verf. scheint, wie Voltaire und viele mit ihm, den Dramen überhaupt nicht günstig zu seyn. Frostigen ich gewiß auch nicht! Aber sollen wir darum die Gattung selbst verwerfen, und soll der Philosoph und Dichter Diderot so viel Wahres und Gründliches zur Vertheidigung derselben vergebens gesagt haben? Und was noch mehr ist, fühlen wir nicht bei Melaniden, bei Cenien, beim Hausvater, wie viel näher uns solche Stücke angehen und wie viel stärker sie uns interessiren, als die Atreus, Oreste, Mithridate, Rhodogünen und ihres gleichen? — Ich weiß nicht, wie viele der neueren Dramen in die Klasse der frostigen und langweiligen gehören; aber dies weiß ich, daß ich sehr weit entfernt bin, von den Dramen des Frh. v. Gebler so unbillig zu urtheilen, als einige gethan haben, welche für eine gewisse Lieblingsgattung und gewisse Lieblings-Autoren so eingenommen zu seyn scheinen, daß sie nichts anders gut finden können. — — Wenn wir dem H. v. Gebler auch nur den Minister zu danken hätten, so wäre

dies allein schon ein großes Verdienst um das teutsche Theater, welches überhaupt noch arm an Stücken ist, aus denen man gerührt, belehrt und gebessert heraus geht, und besonders arm an Stücken, worin den Fürsten und ihren Dienern gewisse Wahrheiten ans Herz gelegt werden, die man ihnen nirgends auf eine weniger auffallende und tiefer eindringende Art beibringen kann, als an einem Orte, wohin sie sich gewöhnlich nur der Ergötzung wegen zu begeben pflegen."

Nicht genug aber, daß sich Wieland für die Gattung des Drama erklärte; ein damals erschienener, und in Wien auf die Bühne gebrachter, teutscher Makbeth veranlaßte ihn auch zu Aeußerungen über Shakespearesche Dramen. „Ein Shakespeare seyn wollen, sagte er, der Dichter eines großen Trauerspiels in der hohen und zugleich ganz individuellen Manier dieses außerordentlichen Genies seyn wollen, ist ein gefährlicher Einfall! Dies sind warlich keine Dinge, die von unserm Willen abhangen; und man kann sonst ein geschickter braver Mann seyn, und in andern Fächern Ruhm erworben haben, ohne darum in einem so verwegnen Unternehmen glücklicher zu seyn."

Weder die erste noch die zweite Erklärung konnte für Göthe etwas Anstößiges haben. Die erste nicht, weil Göthe weit entfernt von jeder Einseitigkeit war, und bald darauf selbst der Sentimentalität im

Drama wie im Roman mehr Vorschub that, als irgend einer; die zweite nicht, weil ja Wieland Shakespearesche Tragödien keineswegs überhaupt misbilligte, — wie hätte dies der Uebersetzer Shakespeare's gekonnt? — die Warnung aber vor einem solchen Wagstück auf Göthe gar nicht paßte. Um nun aber auch Göthe gegen Wieland zu reizen, traf im Merkur manches unglücklich zusammen.

Zuerst die Aeußerung Schmids über den Stil damaliger Schriftsteller. „Der Vater der neuern Künsteleien, die unserm Stile schon so verderblich geworden, Herr Haman, ist von neuem aufgetreten, und hat Selbstgespräche bekannt gemacht, die er auch nur selbst zu enträthseln im Stande ist. Hingerissen von diesen glänzenden Fehlern hat ein angehender Schriftsteller, der Verfasser einer sonst lesenswürdigen Broschüre von teutscher Baukunst, durch Zierrathen zu glänzen gesucht, die in der Baukunst Schnörkel heißen." Dieser angehende Schriftsteller war Göthe, der es nachher in der Beschreibung seines Lebens (Bd. 3. S. 150) selbst eingestand, „durch Hamanns und Herders Beispiel verführt, seine ganz einfachen Gedanken und Betrachtungen in eine Staubwolke von seltsamen Worten und Phrasen verhüllt, und das ihm aufgegangene Licht für sich und andere verfinstert zu haben."

Nun kam aber auch von eben diesem Schmid eine Recension des Götz von Berlichingen, der man es nur zu deutlich ansieht, daß ihr Verf. mit sich selbst über den Gesichtspunkt, aus welchem dieses Werk zu betrachten sey, nicht einig war. Er nannte es „ein Drama, bei dem die kritischen Linné's staunen, und ungewiß seyn würden, in welche Klasse sie es setzen sollten; ein Stück, worin alle drei Einheiten auf das grausamste gemißhandelt werden; das weder Lust- noch Trauerspiel ist: und doch das schönste interessanteste Monstrum, gegen welches man hundert von unsern komisch-weinerlichen Schauspielen austauschen möchte, deren Verfasser dafür sorgen, daß der Puls ihrer Leser nicht aus seinem gewöhnlichen Gange gebracht, und ihre Nerven von keinem fieberhaften Anfalle schauernder Empfindung ergriffen werden.“ Man sieht hieraus, daß Schmid mehr loben als tadeln wollte. Wiewol er nun aber selbst erklärt hatte, daß dieses Schauspiel nicht nach den gewöhnlichen Regeln beurtheilt werden könne, so beurtheilte er es doch selbst danach, und gibt manchen Rath, wie dieses und jenes den Regeln gemäßer eingerichtet werden könnte. Die Hauptpunkte seines Lobes und Tadels sind dann diese. Unter allen theatralischen Künsten scheine der Verf. am wenigsten die zu verstehen, eine jede Hauptperson gleich anfangs von der vortheilhaftesten Seite vorzustellen; in Ansehung der Charaktere sey ihm Zeichnung und Erhal-

tung nicht außerordentlich geglückt; diese kleinen Mängel aber würden vergütet durch den unvergleichlichen, nirgends ermattenden Dialog, durch das große Talent rührende Situazionen zu erfinden, und wie Shakespeare durch die kleinsten unbeträchtlichsten Umstände den Leser in gewaltsame, hinreißende Empfindungen zu versetzen, endlich durch die meisterhafte, den Personen und Situazionen stets angemessene Sprache, und den allenthalben herrschenden, niemals prahlenden philosophischen Geist.

Wieland selbst erklärte am Schlusse dieser Recension: „die Mitarbeiter am Merkur haben nicht auf die Grundsätze und Meinungen des Herausgebers geschworen. Jeder denkt und urtheilt nach seiner Fähigkeit, Ueberzeugung und eignen Weise; und daher wird es sich nicht selten zutragen, daß der Merkur sich selbst widersprechen, und in einem Stücke behaupten wird, was ein andrer Verfasser in einem andern Stücke bestreitet. Der Urheber der gegenwärtigen Recension denkt über einige Grundsätze der Poetischen Kunst und über die Anwendung derselben ganz anders als der Herausgeber. Besonders scheint ihm beinahe alles, was derselbe am Götz von Berlichingen tadelt, ohne genugsamen Grund getadelt worden zu seyn. Den Beweis muß er aus Mangel des Raums auf eine andre Gelegenheit versparen."

Wenn man nach einer solchen Erklärung fragt, wie denn Göthe gegen Wieland habe gereizt seyn

können, so gibt darüber wol Göthe selbst den besten Aufschluß. Da, wo er in seinem Leben der Aufnahme des Götz gedenkt (a. a. O. S. 311.), sagt er: „Im Merkur stand eine weitläuftige wohlgemeinte Recension, verfaßt von irgend einem beschränkten Geiste. Wo er tadelte, konnte ich nicht mit ihm einstimmen, noch weniger wenn er angab, wie die Sache hätte können anders gemacht werden. Erfreulich war es mir daher, wenn ich unmittelbar hinterdrein eine heitere Erklärung Wielands antraf, der im Allgemeinen dem Recensenten widersprach und sich meiner gegen ihn annahm. Indessen war doch jenes auch gedruckt — — "

Und Wieland hatte es drucken lassen!

5.

Die Folgen, welche alle diese Verhältnisse oder vielmehr Mißverhältnisse für ihn hatten, blieben nicht lange aus.

Der Göttinger Dichter-Verein feierte in demselben Jahre den Geburtstag Klopstocks (2. Julius), und alle — so erzählt Voß selbst — „saßen in Feierkleidern um den Tisch, der mit Flaschen voll Rheinwein blinkte; am oberen Ende stand ein Lehnstuhl, worauf Klopstocks Werke lagen; aus den Oden ward vorgelesen. Vater Klopstock und Vater Rhein

machten die Unterhaltung warm; man schwebte in Höhen der Begeisterung; man blickte mit edlem Unwillen auf den Leichtsinn, der damals Ernst und Gefühl für das Große hinwegtändelte. Der verständige Boie suchte Entschuldigung; man ward heftiger. Einer trug die Komischen Erzählungen herbei. Verbrannt! rief es umher; und sogleich loderte die Flamme auf. — Hier auch, rief ein anderer, das Fratzengesicht aus dem Taschenbuch! *) Ein Jubel entstand, da dreimal das arme Bild von der Hitze wieder auffuhr. Der plötzliche Vorfall endigte damit, daß Boie lächelnd die Unbändigkeit verwieß."

Wol möchte man dies für einen blos jugendlichen Muthwillen halten, — nur nicht, wie Voß hinzufügt, gegen des Miskenner des Desipere in loco; denn wer weiß, was man dann zu dem Auto da fe hätte bringen müssen —: allein bei dieser begeisterten Scene blieb es nicht, sondern es folgten bald allerlei kleinere Neckereien und derbe Ausfälle nach. Das erste Gedicht, welches der teutsche Merkur gebracht hatte, war von Jacobi einem französischen nachgebildet:

Wenn im leichten Hirtenkleide
Mein geliebtes Mädchen geht.

*) Wielands Bildniß in Schmids Almanach.

Hölty parodirte dies zärtlich tändelnde Liedchen und in dem von Claudius herausgegebenen Wandsbecker Boten *) vom Jahre 1774 erschien es in eine Petrarchische Bettlerode umgekleidet:

Wenn in leichten Hutfilzsöckchen
Meine braune Trutschel geht.

Klopstock gab in demselben Jahre seine Teutsche Gelehrtenrepublik heraus, womit er die hochgespannte Erwartung ziemlich allgemein täuschte, denn man wußte sich in diese Sibyllinischen Blätter so wenig zu finden, daß man keine Fortsetzung davon verlangte. Schade um die Goldgrube, die so unbenutzt blieb! Unter dem guten Rathe der Aldermänner, worunter wirklich gar vortrefflicher Rath ist, hat man auch versteckte Anspielungen auf Wieland finden wollen und namentlich gegen dessen Erklärung über Nazionalpoesie den Vorwurf der Ausländerei. Dies zielt indeß gewiß mehr auf Bodmer, als auf Wieland. Wie nun dem aber sey; das Aergste brachte der Göttinger Almanach von 1775, welchen an Boie's Stelle Voß in diesem Jahre zum ersten

*) Nicht zu verwechseln mit den Werken des Wandsbecker Boten. Der neueste Abdruck von Hölty's Parodie steht in Solbrigs Almanach der Parodien.

Male besorgt hatte. Wenn Hölty in einer an Voß gerichteten Ode: Der Wollustsänger, Rache von Gott und das flammmende Racheschwert auf das Haupt dessen beschwor,

welcher den Otterleib
Seiner Götzin, der Buhlerei,
Hüllt in Göttergewand, und die bezauberte
Unschuld vor dem Altar ihr würgt;

so hielt er sich ganz im Allgemeinen, während Voß selbst zu dieser Mäßigung sich nicht entschließen konnte. In zwei Strophen vereinigte er die Erhebung Klopstocks durch Erniedrigung Wielands — des Satans-Priesters — und Rache für Michaelis. Von diesem sang er:

Jehova's Wagschal' klang, und nicht würdig war
Des edeln Jünglings dieses entnervte Volk,
Das Wielands Buhlgesängen horchet,
Daniens Königen Klopstocks Lied schenkt!

In Edens Lichtkranz strahlt der Verklärte jetzt,
Nennt Engel Brüder, Vater den Ewigen;
Denn keinem Lotterbuben fröhnen
Konnt' er, noch betteln im Fürstenvorsaal.

Von allen jedoch der gefährlichste Gegner Wielands schien Göthe zu werden, welcher i. J. 1774 als ein wahrer poetischer Proteus hervortrat, mit so

vielen Werken der verschiedensten Art, und mit solcher Meisterschaft in jeder Art, daß es Bewunderung erregen mußte. Als tragischer Dichter gab er den Clavigo; als komischer sein Neueröfffnetes moralisch-politisches Puppenspiel mit dem Jahrmarkt von Plundersweiler und Künstlers Erdewallen; als Romandichter die Leiden des jungen Werther, die mit unerhörter Gewalt auf die Gemüther einwirkten, und den Verfasser zum Abgott des Publikums machten.

„Das warme Blut im schlagenden Herzen,
Die kitzelnde Galle in schalkhaften Scherzen,"

kannte man also recht gut an ihm; beides zugleich trieb ihn noch an, sich auch als Aristophanes zu zeigen, und der Gegenstand seiner Aristophanischen Laune wurde Wieland. Dieser hatte etwas geschrieben, was beinahe jedesmal dem Verfasser, der es unternahm, — ungeachtet es wichtiger, interessanter und nützlicher seyn dürfte als alles, was auch der beste Recensent zu leisten vermag, — übel gedeutet worden ist, eine Selbstkritik, die nicht darauf ausging, sich herabzusetzen, wenn auch nicht gerade darauf, sich zu erheben. Bei Wieland konnte es wol scheinen, als habe er den letzten Zweck gehabt, da es auf eine Vergleichung eines seiner Werke mit dem Werke eines alten Meisters ankam. Er hatte nämlich in dem Merkur Briefe über das teut-

sche Singspiel Alceste eingerückt, *) und in diesen gezeigt, warum er in dem Plane der Motiven und Charaktere von dem Euripides abgewichen sey, und manches mehr modernisiren zu müssen geglaubt habe. Hierdurch nun ward Göthe an Wielands Shakespeare erinnert. Er selbst sagt hierüber: „Die Verehrung Shakespeare's ging bei uns bis zur Anbetung. Wieland hatte hingegen, bei der entschiedenen Eigenheit sich und seinen Lesern das Interesse zu verderben und den Enthusiasmus zu verkümmern, in den Noten zu seiner Uebersetzung gar manches an dem großen Autor getadelt, und zwar auf eine Weise, die uns äußerst verdroß und in unsern Augen das Verdienst dieser Arbeit schmälerte. Wir sahen Wielanden, den wir als Dichter so hoch verehrten, der uns als Uebersetzer so großen Vortheil gebracht, nunmehr als Kritiker launisch, einseitig und ungerecht. Hiezu kam, daß er sich nun auch gegen unsre Abgötter, die Griechen erklärte, und dadurch unsern bösen Willen gegen ihn noch schärfte. Es ist genugsam bekannt, daß die griechischen Götter und Helden nicht auf moralischen, sondern auf verklärten physischen Eigenschaften ruhen, weßhalb sie auch dem Künstler so herrliche Gestalten anbieten.

---

*) In Bd. 47 dieser Ausgabe von Wielands Werken.

Nun hatte Wieland in der Alceste Helden und Halbgötter nach moderner Art gebildet; wogegen denn auch nichts wäre zu sagen gewesen, weil ja einem Jeden freisteht, die poetischen Tradizionen nach seinen Zwecken und seiner Denkweise umzuformen. Allein in den Briefen über die gedachte Oper schien er uns diese Behandlungsart allzuparteiisch hervorzuheben und sich an den trefflichen Alten und ihrem höhern Stil unverantwortlich zu versündigen, indem er die derbe gesunde Natur, die jenen Produkzionen zum Grunde liegt, keinesweges anerkennen wollte."

Diese Stelle enthält eine dreifache Beschuldigung Wielands, welche man unbedingt doch nicht zugeben kann.

In den acht Bänden von Wielands Uebersetzung des Shakespeare findet man, nach Abzug aller blos erläuternden Anmerkungen, welche meist Warburton angehören, und einiger, in denen Wieland Shakespeare rühmt oder vertheidigt, auch sieben und dreißig von andrer Art. Von diesen kann man mehr als die Hälfte abrechnen, welche nichts enthalten als Anzeige von unübersetzlichen Wortspielen oder weggelassenem Reim; es bleiben mithin der eigentlich tadelnden gar wenige übrig. In der einen (Bd. I. S. 47) heißt es: „Man hat, so seltsam diese Einfälle tönen, eine wörtliche Uebersetzuug derselben gut befunden, und wird dieses noch öfters thun, damit die Leser den Shakespeare auch von

dieser Seite kennen lernen." Hätte Wieland dies durchgängig befolgt, so würde er dem Tadel der Verehrer Shakespeare's, wenn gleich nicht dem seiner damaligen Tadler, entgangen seyn. Es fehlte ihm aber an dem Muthe, so treu zu übersetzen wie seine Nachfolger gethan haben, und darum zeigt er an, bald daß er eine Zote weggelassen, bald einen Einfall, „dessen Absicht blos war, die Grundsuppe des Londoner Pöbels zu König Jakob II. Zeit lachen zu machen." Ueber Falstaff's Einfälle wird er einmal so ärgerlich, (Bd. 5. S. 216.) daß er ausruft: „Man muß ein Engländer seyn, diese Scenen von Engländern spielen sehen, und eine gute Porzion Punsch dazu im Kopfe haben, um den Geschmack daran zu finden, den Shakespeare's Landsleute größtentheils noch heutiges Tages an diesen Gemälden des untersten Grads von pöbelhafter Ausgelassenheit des Humors und der Sitten finden sollen." So fehlt dem Uebersetzer mehrmals der kecke Muth. Höchstens drei Anmerkungen wird man übrigens finden, worin dem Tadel nicht blos individueller Geschmack, sondern überhaupt eine falsche Beurtheilung zum Grunde liegt. Bei leidenschaftlichen Verehrern des großen Britten hätte es freilich nur einer einzigen bedurft, um gegen den, der sie machte, entrüstet zu werden; zuweilen trifft es sich auch wol, daß solche durch einen Tadel erst gereizt werden, Schönheiten da zu suchen und zu finden, wo es ihnen vorher selbst nicht eingefallen wäre.

MONACENSIS



Die Anbeter Shakespeare's hatten nun aber auch Abgötter an den Griechen, und gegen diese sollte sich Wieland erklärt haben. Dies hat er nicht gethan, wenigstens in jenen Briefen nicht. Nur gegen Euripides, — doch nein! denn von diesem war er ja der größte Verehrer, — nur gegen die Alceste des Euripides, und auch gegen diese nur zum Theil hatte er sich erklärt.

Daß es ihm frei gestanden seine Helden und Halbgötter nach moderner Art zu bilden, leugnet ihm Göthe nicht ab, nur habe ihm und seinen Genossen geschienen, daß er, zu parteiisch für sich, an dem höheren Styl der Alten sich versündigt, und die derbe, gesunde Natur ihrer Helden nicht anerkannt habe. — Beides zuletzt Genannte läuft auf eins hinaus, denn der höhere Styl der Alten ist im Sinne Göthe's nichts anderes als deren größere Objektivität in der Darstellung, welche dem Euripides hier insofern zugesprochen wird, als er die Personen treu nach den Sitten der alten griechischen Heroenzeit dargestellt habe. Dieses Verdienst spricht auch Wieland seinem Lieblingsdichter gar nicht ab, sondern ist nur der Meinung, daß ein neuerer Dichter vermeiden müsse, was seinem Publikum anstößig seyn würde, wenn es gleich der beste griechische Dichter nicht zu vermeiden brauchte, weil man nach den damaligen Sitten keinen Anstoß daran nahm. Dazu gehörte nun wol hier die derbe, gesunde

Natur der aufgeführten Helden. A. W. Schlegel selbst findet sie zu derb, und gesteht, Euripides habe Admet und dessen Vater mit ihrer selbstischen Liebe zum Leben sehr aufgeopfert; auch Herkules zeige sich anfangs derb bis zur Rohheit, und erst nachher edler und seiner würdig. Wollte nun aber Wieland dieses ändern, so mußte er auch seine Motive ändern, und in seinen Briefen zeigt er eben nur, warum er dies gethan habe.

Wenn die Frage entstünde, ob ein Dichter denn nun aber durchaus dem Euripides folgen müsse, wenn er eine Fabel desselben sich zu einem neuen Drama wählt, so scheint mir, man könne statt aller andern Antwort auf ein Drama dieser Art verweisen, in welchem der Dichter alles das, was Wieland bei seiner Alceste thun wollte, wirklich gethan hat, und welches gerade dadurch eins der vorzüglichsten Meisterwerke eines der vorzüglichsten Meister geworden ist. Dieses Drama ist — — Göthe's Iphigenia, durch welche Göthe mit der That die Beschuldigung, die er hier Wielanden machte, zurückgenommen hat.

Sehr wahrscheinlich hatte nun aber der Dichter des Götz von Berlichingen — ohne Zweifel der objectivste Dichter der neuern Zeit — noch nicht völlig die Ansichten, wie der Dichter der Iphigenia. Hätte er sie aber auch schon gehabt, so dürfte es doch schwerlich viel anders gekommen seyn, als es kam. Dem jungen kühnen Dichter, der eine neue Bahn brechen wollte,

schien der ältere, wenigstens mit halbem Willen, in den Weg getreten zu seyn. Das sollte er bleiben lassen. „Wir hatten — so erzählt Göthe — jene Beschwerden kaum in unserer kleinen Societät leidenschaftlich durchgesprochen, als die gewöhnliche Wuth zu dramatisiren mich eines Sonntags Nachmittags anwandelte, und ich bei einer Flasche guten Burgunders in Einer Sitzung niederschrieb —"

Götter, Helden und Wieland, worin sich der Prinzenhofmeister zur Ehrenrettung des Euripides, von Göttern und Helden den Text muß lesen lassen, ganz so, wie es der derben gesunden Natur derselben gemäß war. Merkur kommt mit zwei Schatten am Ufer des Kozytus an, und vernimmt von Charon, daß Admet, Alceste, Herkules und Euripides fuchswild auf ihn sind. Der Letzte fällt ihn auch sogleich mit dem Vorwurf an, „daß es nicht fein von ihm sey, sich mit Kerls zu gesellen, die keine Ader griechisch Blut im Leibe haben, und sie zu necken und zu neidschen." Merkur versteht davon anfangs kein Wort, bis ihm gesagt wird, daß er sich damit abgebe, Wielands Blättchen herumzutragen, die der erbitterte Euripides Wische nennt. Merkur, um allen zu zeigen, wie unschuldig er sey, führt durch seinen Stab die Seele Wielands aus ihrem Körper, und so tritt nun dessen Schatten in der Nachtmütze auf, um, wie Merkur sagt, Rechenschaft zu geben, „warum er seinen Namen prostituirt und diesen ehrlichen Leuten, so übel begegnet

habe.“ Jeder von diesen ehrlichen Leuten macht nun seinem Herzen Luft. Merkur ist noch sehr höflich, da er blos sagt: „der Sohn Jupiters habe noch nicht so bankerut gemacht, um sich mit allerlei Leuten zu associiren.“ Euripides, nachdem er Wielanden die Versicherung gegeben, daß er „als kompromittirter Nebenbuler über dessen Alceste eingeschlafen sey,“ giebt die ihm vorgeworfenen Fehler nicht zu, und macht dagegen selbst folgenden Vorwurf „Eure Leute sind alle zusammen aus der großen Familie, der ihr Würde der Menschheit, ein Ding, das Gott weiß woher abstrahirt ist, zum Erbe gegeben habt, ihr Dichter auf unsern Trümmern! Sie sehen einander ähnlich wie die Eier, und ihr habt sie zum unbedeutenden Brei zusammengerührt.“ Alceste rückt nun der Sache näher. „Sagt mir, was war Alcestens That, wenn ihr Mann sie mehr liebte, als sein Leben? Der Mensch, der sein ganzes Glück in seiner Gattin genösse, wie euer Admet, würde durch ihre That in den doppelt bittern Tod gestürzt werden. Admet mußte gerne leben, sehr gerne leben, oder ich war — was? eine Komödiantin, ein Kind, genug, macht aus mir, was euch gefällt.“ Admet, der die große Lebenslust noch nicht verloren zu haben scheint, fällt ein: „Und der Admet, der euch so ekelhaft ist, weil er nicht sterben mag. — Seyd ihr jemals gestorben? Oder seyd ihr jemals ganz glücklich gewesen? Ihr redet wie großmüthige Hungerleider.“— — „Ein jun-

ger, ganz glücklicher Fürst, der von seinem Vater Reich und Erbe, und Heerde und Güter empfangen hatte, und darinne saß mit Genüglichkeit und genoß, und ganz war, und nichts bedurfte als Leute, die mit ihm genossen, und sie, wie natürlich, fand, — — — der sollte nicht ewig zu leben wünschen?“ — Warum denn nicht?“ — und sich auch wenig darum bekümmern, daß seine Frau für ihn gestorben war? — Nun kommt aber Herkules, ein Koloß, vor welchem Wieland erschrickt, und rückt diesem gleich mit der Frage auf den Leib: „Seyd ihr der Mann, der den Herkules immer im Munde führt?“ — „Wer ist denn sein Herkules, auf den er sich so viel zu Gute thut? Und was will er? Für die Tugend! Was heißt die Devise? Hast du die Tugend gesehen, Wieland? Ich bin doch auch in der Welt herum gekommen, und mir ist nichts so begegnet.“ — — „Ein braver Kerl ist einer, der mittheilt, was er hat. Und der Reichste ist der Bravste. Hatte einer Ueberfluß an Kräften, so prügelte er den andern aus. — Hatte einer Ueberfluß an Säften, machte er den Weibern so viel Kinder als sie begehrten, wie ich denn selbst“ — — — „Will dir das nicht im Kopf? Aber der Prodikus Herkules, das ist dein Mann. Ein Herkules Grandison, eines Schulmeisters Herkules, ein unbärtiger Sylvio am Scheidewege. Wären mir die Weiber begegnet, siehst du, eine unter den Arm, eine unter den, und alle beide hätten mit fortgemußt.

Darinnen ist dein Amadis kein Narr; ich laß dir Gerechtigkeit widerfahren.« Wieland, welcher schon vorher einmal gegen Herkules geäußert hatte, »ich wollte, ihr hättet meine Gedichte gelesen, und ihr würdet finden, daß ich selbst die Tugend wenig achte,« erwiedert hierauf: »Kenntet ihr meine Gesinnungen, ihr würdet noch anders denken.« Herkules antwortet: »Ich weiß genug. Hättest du nicht so lange unter der Knechtschaft deiner Sittenlehre geseufzet, es hätte noch was aus dir werden können. Denn jetzt hängen dir immer noch die schalen Ideale an. Kannst nicht verdauen, daß ein Halbgott sich betrinkt und ein Flegel ist, seiner Gottheit unbeschadet! Und meinst Wunder, wie du einen Kerl prostituirt hättest, wenn du ihn untern Tisch oder zum Mädel auf die Streu bringst. Weil Eure Hochwürden das nicht Wort haben wollen.« Wahr ist's, daß die Götter und Helden hiebei in ihrer natürlicheren Gestalt erschienen; ob um so brauchbarer für unsre Bühne; sollte dieß hiedurch auch entschieden seyn?

Göthe's Aristophanische Posse war die Geburt eines genialen Muthwillens, nur zur Belustigung in Freundes-Zirkel, und nicht für das Publikum bestimmt. Wie dieß Stück doch in dasselbe kam, erzählt Göthe so: »Es war nicht sobald meinen gegenwärtigen Mitgenossen vorgelesen und von ihnen mit großem Jubel aufgenommen worden, als ich die Handschrift an Lenz nach Straßburg schickte, welcher

gleichfalls davon entzückt schien und behauptete, es müsse auf der Stelle gedruckt werden. Nach einigem Hin- und Wiederschreiben gestand ich es zu, und er gab es in Strasburg eilig unter die Presse. Erst lange nachher erfuhr ich, daß dieses einer von Lenzens ersten Schritten gewesen, wodurch er mir zu schaden und mich beim Publikum in üblen Ruf zu setzen die Absicht hatte; wovon ich aber zu jener Zeit nichts spürte noch ahndete."

So war nun auch von dieser Seite der Krieg erklärt.

Wieland, erfahrener und besonnener als jene jüngeren, wollte keinen Krieg, sondern rächte sich auf seine Weise.

Von allen öffentlichen und geheimen, jedoch allbekannten, Neckereien der Göttinger nahm er keine Notiz, und in Hinsicht auf Voß erklärte er sich in den, zu einem Urtheil über ihn nicht zu übersehenden, Unterredungen mit einem Pfarrer (Bd. 49.) so: „Ich bin sehr überzeugt, daß die Epigrammen des redlichen, die Tugend mit Enthusiasmus liebenden Voß das geringste von den Uebeln sind, wozu ich die gelegentliche Ursache gewesen seyn mag. Denn diesen jungen Mann entschuldige ich. Er that in seinem Eifer das Nämliche an mir, was ich vor vier und zwanzig Jahren an Anakreon, Ariost, Guarini und andern wackern Männern that; Er glaubte, die

Tugend an mir zu rächen. Lassen Sie ihn älter werden, und es wird ihn so gewiß gereuen, Epigrammen wider mich geschrieben zu haben, als es mich gereute, das Schreiben über die Bestimmung eines schönen Geistes mit so viel unbestimmten Halbwahrheiten, so unreifen Urtheilen und so unbilligen Ausfällen auf unschuldige Leute angefüllt zu haben; wiewohl dieß alles damals ohne einen Schatten von Bosheit oder Unlauterkeit, mit einem von Liebe zum Guten und Schönen brennenden Herzen, kurz, aus keiner andern Ursache geschah, als weil die Schwärmerei — wie die Liebe — blind ist, und weil ein junger, unerfahrner Neuling in der Welt unmöglich ein Sokrates seyn kann."

Gegen Göthe in einen Kampf hingerissen zu werden, hätte es vielfältige Veranlassung gegeben, besonders seit Erscheinung von Werthers Leiden. Denn wiewohl sich da

Jeder Jüngling sehnte so zu lieben,
Jedes Mädchen so geliebt zu seyn,

so fehlte es doch keineswegs an eben so leidenschaftlichen Gegnern dieses Romans, die ihn für gefährlich, unmoralisch, sittenverderblich verschrieen; und so wenig, als an Nachahmungen, fehlte es an Parodien, Gegenstücken, Satyren in Prosa und Versen. Götz von Berlichingen griff man nur von der ästhetischen, den Werther auch von der moralischen, poli-

tischen und religiösen Seite an; jenen und diesen nicht ohne manchen plumpen Mißgriff; deren, die aus dem richtigen Gesichtspunkte betrachteten, gab es fürwahr nur Wenige

Unter diesen Wenigen war Wieland. Kein Wunder, wenn er nach Göthes Angriff, — selbst mit Verleugnung seines ästhetischen Gewissens, das jedoch bei beleidigten Dichtern nicht das zuverlässigste zu seyn pflegt, — sich auf die Seite seiner Gegner geschlagen hätte. Das that er aber nicht, sondern Folgendes.

Erstens zeigte er die besagte Posse seines Gegners auf diese Weise an: „Der Herr D. Göthe, nachdem er uns in seinem Götz von Berlichingen gezeigt hat, daß er Shakespeare seyn könnte, wenn er wollte, hat uns in dieser heroisch-farcikalischen Pasqvinade gewiesen, daß er, wenn er wolle, auch Aristophanes seyn könne. Denn so wie es ihm in diesem kritischen Wrexekekek Koax Koax beliebt hat mit Wieland und Wielands Alceste sein Spiel zu treiben, so trieb es Aristophanes ehemals mit dem nämlichen Euripides, welchen Herr Göthe hier, mit der ihm eignen Laune, dem Verfasser des Singspiels Alceste auf den Kopf treten läßt. Wir empfehlen diese kleine Schrift allen Liebhabern der pasqvinischen Manier als ein Meisterstück von Persiflage und sophistischem Witze, der sich aus allen möglichen Standpunkten sorgfältig denjenigen auswählt, aus

dem ihm der Gegenstand schief vorkommen muß, und sich dann recht herzlich lustig darüber macht, daß das Ding so schief ist.“

Zweitens blieb Wieland mit seiner Vertheidigung des Götz von Berlichingen nicht zurück. Dabei sagte er: „Was ich versprochen, will ich jetzt thun, wiewol ich leicht voraussehe, daß manche wunderliche Leute Aergerniß daran nehmen, und mir übel ausdeuten werden, daß ich Gerechtigkeit gegen einen Menschen ausübe, der es, wie sie sich einbilden, nicht um mich verdient hat. Gerechtigkeit braucht niemand von uns zu verdienen, dächte ich, wir sind sie einem jeden schuldig, dem Teufel selbst, wie das Brokardikum sagt. Ein Autor ist darum nicht gleich ein Duns, weil er unbillig oder unartig gegen uns ist; und warum sollte ein böser Mensch (gesetzt auch, daß einer, der uns nicht liebt, darum gleich ein böser Mensch seyn müßte,) nicht ein gutes Werk schreiben können? — Aber, sagt man, es kommt doch so heraus, als ob ihr einen Autor, der euch übel mitgespielt hat, bestechen wolltet, wenn ihr ihn lobt. — Ich muß gestehen, daß mir nie in den Sinn gekommen ist, daß man so etwas vermuthen könne. Mein ganzes Betragen, seitdem ich mich als Schriftsteller in die Welt gewagt habe, sollte, dächt' ich, mich gegen einen solchen Argwohn schützen. Und wozu hätte ich nöthig, mir durch niederträchtige Mittel Freunde machen zu wolien? Oder, wie sollte ein

Mann, der nicht ohne Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens ist, sich nur einfallen lassen können, daß jedermann das Beste von ihm denken, daß niemand schief, oder hämisch, oder übereilt, oder parteiisch von ihm urtheilen werde? Freilich wäre zu wünschen, daß die Schriftsteller einander wenigstens mit Anständigkeit behandeln, ihre Talente nicht zu Befriedigung kleiner schlechter Leidenschaften mißbrauchen, und den Stand der Gelehrten nicht durch ihre eigne Bemühungen in den Augen der Weltleute verächtlich machen möchten. Aber wie viele Dinge wären nicht zu wünschen? Wenn Wünsche Pferde wären, wer würde zu Fuß gehen, — sagt ein englisches Sprüchwort. — Ferne sey es also von mir, daß ich den Verfasser des Götz von Berlichingen — der eine eigne Freude daran haben soll, Personal-Satyren auf den Ersten den Besten, der ihm in den Wurf kommt, zu machen, — durch diese kleine Apologie bestechen wollte, meiner zu schonen, wenn es ihm einmal einfallen sollte, in einem Anstoß von Laune sich lustig mit mir zu machen! Ich gönne einem jeden seine Freude; und wiewol der Muthwille an einem Knaben eine Unart ist, so wünschte ich mir doch keinen Jungen, der nie in dem Falle wäre, die Ruthe zu verdienen. Junge muthige Genien sind wie junge muthige Füllen; das strozt von Leben und Kraft, tummelt sich wie unsinnig herum, schnaubt und wiehert, wälzt sich und bäumt sich, schnappt

und beißt, springt an den Leuten hinauf, schlägt vorn und hinten aus, und will sich weder fangen noch reiten lassen. Desto besser! denn wenn es, ut iniquae mentis asellus, die Ohren sinken ließe, und die Lenden schleppte, würde jemals ein Bucephalus oder Brigliador daraus werden können? Praecipitandus est liber spiritus — da ist kein anderes Mittel! Man muß die Herren ein wenig toben lassen; und wer etwa von ungefähr — denn sie meinen es selten so übel — von ihnen gebissen oder mit dem Huf in die Rippen geschlagen wird, betrachte sich als ein Opfer für das gemeine Beste der gelehrten Republik, und tröste sich damit, daß aus diesen nämlichen wilden Jünglingen, sofern sie glücklich genug seyn sollten in Zeiten auszutoben, noch große Männer werden können, wiewohl dieß freilich dem einen und andern schon mißlungen ist, und auch fernerhin zuweilen mißlingen dürfte. — — Wer wol die jungen Autoren, Kunstrichterchen, und gelehrte Polischinellen seyn mögen, denen man durch diese kleine Apologie einige Nachsicht bei dem Publikum gewinnen möchte? — Nur ein wenig Geduld! sie werden sich bald selbst verrathen. Sie werden so laut wiehern, und so ungeberdig ausschlagen, daß es unmöglich seyn wird, sie zu übersehen. Dieß gehört mit zur Natur eines solchen gelehrten Hinnulus. Aber es hat nichts zu bedeuten. Mit der Zeit wirds sichs schon geben. Man versichert mich, die Männer-

chen hätten entsetzlich viel Genie, sehr viel Wissenschaft, und das beste Herz von der Welt. Genie, Wissenschaft, gutes Herz! Dieß ist just, als ob jemand Feuer im Busen trüge, das kann nicht lange verborgen bleiben! Und so wie ich mich kenne, bin ich gewiß, daß wir am Ende noch sehr gute Freunde werden müssen. — Aber zu unserm Götz von Berlichingen. — — Immerhin sey es ein schönes Ungeheuer. Möchten wir viele solche Ungeheuer haben! Der Fortschritt zu wahren Meisterstücken würde dann sehr leicht seyn. Wer hat es gelesen, ohne zu fühlen (wenn er auch nicht sagen konnte wie und warum), daß ihn nicht leicht eine andre Lektüre mit solcher Gewalt ergriffen, so stark interessirt, so mächtig erschüttert, so durchaus vom ersten Zug bis zum letzten in die Begeisterung des Dichters hineingezogen, und aus ununterbrochenem Anschaun der lebendigen Gemälde, die er, ut Magus, vor unsern Augen vorbeiführt, angeheftet habe? Welche Wunder sollte der Genie, der dieß gethan hat, nicht auf unserer Schaubühne wirken können, wenn es ihm einfiele Schauspiele zu schreiben, die man aufführen könnte." *)

---

*) Götz von Berlichingen wurde jedoch schon i. J. 1774 zu Berlin aufgeführt, womit eine neue Epoche auch für die Schauspielkunst begann. Wielands fernere Kritik über Götz s. als Anhang am Ende dieses Buchs.

Zuletzt ist nur noch anzuführen, daß dieselbe Anerkennung Göthe's bei Wieland sich durchaus gleich bleibt. Clavigo würde er ohne Einschränkung gelobt haben, „wenn nicht von dem, der viel hat, viel gefodert würde;" für die Beurtheilung Werthers giebt er den richtigeren Gesichtspunkt an; er ist ihm „das Gemälde eines inneren Seelenkampfes, wie nur der entwerfen kann, der den Schöpfer des Hamlet und des Othello studirt hat;" und er vertheidigt den Verfasser gegen die Beschuldigung, dem Selbstmorde das Wort geredet zu haben. Die That eines Selbstmörders ist sein Thema. „In einer langen Reihe von Briefen können wir den Charakter desselben nach allen seinen kleinen Bestimmungen so durchschauen, daß wir ihn selbst an den Rand des Abgrundes begleiten. Und der Dichter hat ihn wie Pygmalions Bildsäule so beseelt, daß wir ihn vor Augen zu sehen glauben, und kein einziger Zug von ihm unkenntlich bleibt. Einen einzelnen Selbstmörder rechtfertigen, und auch nicht rechtfertigen, sondern nur zum Gegenstande des Mitleids zu machen, in seinem Beispiele zu zeigen, daß ein allzuweiches Herz und eine feurige Phantasie oft sehr verderbliche Gaben sind, heißt keine Apologie des Selbstmordes schreiben."

Den Angriffen der Klopstockischen Barden-Partei setzte Wieland nichts entgegen als einen heitern Scherz, den er nur gelegentlich anbrachte. Außer

der ernsten Apologie für sich selbst, die er in den genannten Unterredungen mit einem Pfarrer gab, hielt er auch eine Apologie, für das Hauptthema seiner meisten Dichtungen, die Liebe, für rathsam, jedoch am zweckmäßigsten im komischen Tone, bei welchem der Ernst nur versteckt im Hintergrunde liegt. Es ist aber ein eignes Ding um diesen komischen Ton. „Die Stunden, sagte Wieland bei dieser Gelegenheit, worin ein Dichter, der von Gemüthsart nichts weniger als komisch ist, sich aufgelegt und innerlich angetrieben fühlen kann, den Thoren ein Thor zu werden, in der schwachen Hoffnung, sie vielleicht weiser zu machen, — diese Stunden sind nicht die glücklichsten des Lebens. Es gehört eine gewisse Bitterkeit der Seele und ein wenig schlimme Laune dazu, einen Freund der Menschheit dahin zu bringen, daß er die menschlichen Dinge von der komischen Seite ansehe. Gleichwohl ist dieß noch immer die unschuldigste Art, der Hypochondrie Luft zu machen; wenigstens kann ich nicht anders, als es für wahre Weisheit halten, wenn Phanias die Menschen

— so sehr sie Thoren sind,
Nicht hassenswerth, nur lächerlich sie find't.

Ich habe nichts dagegen, wenn andre Hypochondristen eine Erleichterung darin finden, über die Verirrungen und die Verderbniß der Sterblichen zu weinen; auch

zürnen und schelten mögen meinethalben diejenigen, die sich selbst bereden können, daß es Leute giebt, die man durch Zürnen und Schelten besser mache. Ich danke dem Himmel, daß ich — in den meisten Fällen wenigstens — wo mancher andre sein Gesicht verzerrt und seine Geberde verstellt, lächeln kann." Lächelnd wollte er daher auch denen begegnen, die an seinem Hauptthema ein so gewaltiges Aergerniß nahmen, und er vollendete zu diesem Behuf seinen verklagten Amor, worin er die kläglichen Folgen von der Verbannung dieses hart angeklagten Schalkes schildert, nach welcher Langeweile und Spleen immer mehr überhand nahmen, und alles schlechter ging als zuvor. Neues genug wird zu Tage gebracht, aber besser wird's nicht. Unter diesem Neuen fehlen auch die Gaben der Musen nicht, allein —

Die Musen krähen uns in rauhen fremden Tönen
Kamschatkische Gesänge vor,
Entsagen, neu zu seyn, dem Schönen,
Betäuben den Verstand, und ängstigen das Ohr.
Man will sogar, (wir wollen Bessres hoffen),
Sie hätten einst in dickem Gerstensaft
Mit Wodans wilder Brüderschaft
Aus Menschenschädeln sich besoffen.

Auf diese Weise behauptete Wieland allen seinen Gegnern gegenüber eine würdige Stellung.

## 6.

Die gleiche Ruhe und heitere Laune, die er in diesen Fällen bewieß, konnte er aber nicht erhalten, wenn er sich von Seiten der Freunde verletzt sah oder glaubte. In diesen Fall brachten ihn aber die Umstände gerade mit den beiden, die ihm vor allen andern lieb waren, mit Gleim und Jacobi.

Von Erfurt aus hatte Wieland einst den Feuergeist Heinse auch an Gleim empfohlen, und die Zuneigung dieser beiden zu einander war seitdem viel inniger geworden, als sie zwischen Heinse und Wieland hatte werden können, der sich vielleicht zu sehr daran stieß, daß der Diamant nicht geschliffen war. Indeß that Wieland doch das Möglichste für ihn, und würde ihn gern in eine glücklichere Lage versetzt haben, wenn er eine gefunden hätte, in welche der geniale Wilde passen möchte. Den Brüdern Jacobi hatte er ihn einst zum Lehrer ihres jüngsten Bruders vorgeschlagen, weil er dazu alle verlangten Erfordernisse besaß, und Wieland hoffen konnte, theils daß man hier um vieles Vortrefflichen willen über manches Anstößige am leichtesten hinwegsehen, theils daß Heinse in der ausgesuchten Gesellschaft im Jacobischen Hause sich auf die vortheilhafteste Art entwickeln und ausbilden würde. Dieß, ich weiß nicht warum, gelang nicht; aber Heinse ließ es sich

wenig anfechten. Drückender, als seine Lage schon gewesen war, konnte sie kaum werden, und sein Geist erhielt seinen Muth aufrecht, ja er dachte schon damals nach Italien hin. Ein ehemaliger Preußischer Hauptmann der ihn hatte kennen lernen, machte ihm den Antrag, er solle ihn auf einer Reise durch Teutschland begleiten, und unterwegs einige Schriften verfertigen, wozu er ihm den Inhalt aufsetzen wollte. Heinse nahm den Antrag an, und kam auf diese Weise nach Erlangen, wo der Arme endlich merkte, daß er betrogen sey. Schon früher hatte man ihm Verfertigung von Pasquillen zugemuthet, was er abgelehnt hatte; nachher kam das Projekt zum Vorschein, daß Heinse Bücher schreiben und übersetzen sollte, welche der Herr Hauptmann verkaufen wollte, damit sie — Beide davon lebten. Da vor der Hand dem armen betrogenen Heinse nichts übrig blieb, so hatte er Petrons Satyrikon übersetzt, nicht aus Wahl, sondern aus Nothwendigkeit. Er kehrte auf eine Zeitlang in seine Heimath zurück, wanderte dann nach Halberstadt, und erhielt zu Quedlinburg eine Hauslehrerstelle, wo er seine Laidion vollendete, Gleim und Heinse aber sich immer fester an einander schlossen.

Um diese Zeit gab Wieland, der von diesem allem nichts wußte, Gleimen sein höchstes Mißfallen an Heinse's Uebersetzung des Petron zu erkennen, Heinse dagegen schickte Wielanden die, seiner Laidion

|E 003|E

nachmals beigefügten Stanzen, — die ersten ganz regelmäßigen in teutscher Sprache, — handschriftlich zu. War aber Wieland schon über den Petron entrüstet gewesen, so war er es hierüber noch weit mehr, und an Gleim, dem er sie zurück schickte, schrieb er: „Es ist viel schöne Poesie in diesen Stanzen; der Mensch hat eine glühende Phantasie, er schreibt aus der Fülle einer äußerst erhitzten Sinnlichkeit; daher sind seine Gemälde kräftig und warm bis zum Brennen, — aber, auch blos als Dichter betrachtet, ist sein Geschmack noch sehr ungeläutert, seine Imaginazion üppig, sein Geist wild und ausschweifend. — Der Mann hat den Sokrates immer im Munde, und denkt und schreibt, wie nur ein Mensch schreiben kann, in welchem die Wuth der ausgelassensten Geilheit alles sittliche Gefühl erstickt hat. — — Wenn Heinse, um solche Unfläthereien zu rechtfertigen, sich auf meine komischen Erzählungen beruft, so muß er gar kein Discernement haben; und so ist es auch. — Von Helvetius, nicht vom Sokrates, hat der Unglückliche gelernt, daß das moralische Schöne nur eine Schimäre sey. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr mir ekelt, diesen Satyr von Grazien reden zu hören, ihn, der nicht weiß, nicht fühlt, daß die Keuschheit eine Grazie ist. Aus seinem Briefe, den ich beilege, werden Sie sehen, daß er mich zum Narren hat, und sich einbildet ich werde mich bestechen lassen, wenn er mich seinen alten Sokrates und Ober-

priester der Grazien nennt, von meinem transscendentalen Genie schwatzt und dergleichen. Ich kenne ihn besser; aber ich bin es satt, Briefe in diesem Ton von einem Menschen zu bekommen, der mir durch sein Lob mehr Tort thut, als andre mir durch die schändlichsten Epigrammen schaden können. — — — Indessen jammre ich selbst über ihn, und gestehe gern, daß es schade um sein Genie ist. Was für ein Dichter hätte der Mensch ohne den verdammten Tentigo werden können! Glauben Sie indessen, daß noch eine Möglichkeit sey, ihn zu retten, so melden Sie es mir; aber wenn ich meine Ohren nicht vor allem, was er mir sagen kann, verstopfen soll, so bringen Sie ihn zuvor dahin, daß er heilig angelobe, keine Zeile mehr zu schreiben, die nicht vor Vestalen gelesen werden dürfte. Lehren Sie ihn die moralische Schönheitslinie kennen; lehren Sie ihn, daß die Mysterien der Natur und Liebe nicht aufgedeckt werden müssen. Aber wozu sage ich Ihnen dieß? Ich bin überzeugt, daß Heinse auf der einen Seite ein viel zu heteroklites Genie, und auf der andern zu sehr verdorben ist, um sich jemals zu bessern."

Wieland fand kein Bedenken dabei, daß Gleim diesen Brief Heinsen lesen ließe, was aber nicht sogleich geschah, und auch recht gut war, da, wie Heinse selbst sagt, schon die versüßte Qvintessenz einiger Phrasen daraus seine Phantasie, beim Anblick des travestirten Heinse, dessen Eigenliebe

in solche Wuth über Wielanden setzte, daß kaum Orlando in eine solche über den Medoro habe gerathen können. Nachdem der Sturm in seinem Innern sich gelegt, und Gleim ihm einen Auszug des Briefes von Wieland gegeben, schrieb er diesem, und sein Brief ist in der That zur Beurtheilung von Heinse ganz so wichtig, als der Herausgeber der Briefe teutscher Gelehrten aus Gleims Nachlasse sagt.*) Er schrieb Wielanden: „Der Stoff, woraus Ihre Phantasie die Farben zu meinem Charakter zubereitet, ist der Petron und drei Stanzen.“ In Ansehung beider sucht Heinse sich zu rechtfertigen; wegen Petrons durch die Geschichte seiner Entstehung, wegen der alles übertreffenden Schlüpfrigkeit der Stanzen durch einen Taumel von Phantasie, und durch den Muthwillen seines Genius, der den Ruhm haben wollte, eine gewisse Scene, die er, Heinse, nicht aus Erfahrung kenne, mit den feurigsten Strahlen der Phantasie beleuchtet zu haben. Das Erste würde Wielanden gewiß zu Mitleiden, das Andre zu einem mildern Urtheile bewegt haben. Um beides aber scheint es Heinsen nicht zu thun gewesen zu seyn, sondern mehr um Rache. Schwerlich würden sich sonst folgende Stellen in seinem Briefe gefunden haben. Eine Dame von unverdächtiger Tugend (?), die jene Stanzen gelesen, soll ihm gesagt

*) Dieser Brief ist der 44ste im 2ten Bande.

haben: „Dieß Gemälde, mein lieber Rost, *) ist zu stark und zu kräftig, zu übertrieben; vermuthlich weil Sie noch zu unschuldig sind, kommen Sie dazu, so etwas zu glauben. Herr Wieland würde es, wenn er eine komische Erzählung, Jupiter und Alkmene, geschrieben hätte, natürlicher, bei weitem nicht so stark gemacht haben; außerdem müssen sie auch noch weggelöscht werden, weil ein so helles Sonnenlicht bei dergleichen Dingen den Augen weh thut.“ — „So sehr Schüler bin ich nicht mehr, daß ich nichts von der moralischen Schönheitslinie wissen sollte; Ihnen selbst habe ich in dem gelindesten Tone — in einer Sammlung komischer Erzählungen, worin ich Ihren Endymion und Cephalus mit aufgenommen, den erstern mit Tassoni, und den zweiten mit Ariost verglichen, nachdem ich vorher beide Erzählungen aus ihnen übersetzt hatte, — schon vor einem Vierteljahre den Vorwurf von einer Dame machen lassen, daß Sie bei einer der unschuldigsten, schönsten Göttinnen der Griechen diese Linie sehr überschritten hätten. Setzen Sie einmal Ihre Diana, die Sie einem Satyr überlassen, gegen meine Almina; Ihre Behandlung ist raisonnirt, meine im Taumel der Phantasie begangen worden; — ich dächte, daß der Meister dem jungen Artisten verzei-

---

*) Angenommener Name von Heinse, in Beziehung auf den, nicht der größten Züchtigkeit halber berühmten Dichter Rost.

hen könne. Bei allem diesen gelobe ich Ihnen heilig an, in Zukunft, so viel in meinen Kräften steht, keine Zeile zu schreiben, die nicht von den Vestalen gelesen werden können, welchen man Ihre komischen Erzählungen und Ihren Amadis vorlesen darf; mit dem besten Discernement sey dieses hiemit angelobt.“

Unter anderm sucht sich Heinse über Vorwürfe, die Wieland ihm seines Herzens wegen gemacht, zu rechtfertigen. Daß Wieland dieses nicht hinter seinem Rücken gethan, geht aus Heinse's eignen Worten hervor: „Ich habe dieses schon oft in Briefen zu meinem größten Leidwesen von Ihnen hören müssen, und finde für nöthig, Ihnen hier ein für allemal mein Glaubensbekenntniß aus dem Innersten der Seele deswegen abzuschreiben.“ Man kann nun Heinsen alles das zugeben, was er von seinem Herzen Gutes sagt, (und es ist kein Grund vorhanden, an der Wahrheit desselben zu zweifeln,) ohne daß Wieland darum Unrecht haben müßte; denn das unbestimmte vieldeutige Wort Herz läßt mehr als eine Erklärung zu. Es sey indeß weit von uns entfernt, Heinsen anklagen zu wollen; Wieland kann sich recht wohl in ihm geirrt haben. Nur dieß Einzige werde daher bemerkt, daß doch nicht alles in Heinse's übriger Rechtfertigung der strengsten Wahrheit gemäß scheint. Wenn er nämlich schreibt, „daß er sich aller möglichen Stärke und List bedient

habe, um die Uebersetzung Petrons aus den Klauen des Hauptmanns zu retten, und daß die Uebersetzung erschienen sey, ohne daß er Verleger und Drucker gekannt, kurz, ohne daß er das Geringste davon gewußt habe;" so steht diese Aussage vom 2. Jan. 1774 im Widerspruch mit der an Gleim vom 17. April 1772: „Petrons Satyrikon wird nun bald in unsrer lieben Muttersprache erscheinen, und zwar in einem sehr schönen Gewande; denn Herr Kanter in Königsberg will es drucken lassen und Herrn Oeser bitten, Vignetten dazu zu malen;" worauf Gleim am 28. Jun. schrieb: „Kanter habe ich zu Berlin gesprochen. Er erwähnte der Uebersetzung des Petronius, und ließ sich merken, daß die Leipziger Kunstrichter, vermuthlich die Verfasser der Bibliothek, nicht zufrieden damit gewesen wären." Um diese Zeit machte sich Heinse von der Verbindung mit dem Hauptmann los, schrieb aber an Gleim d. 18. Jul. „Die Leipziger Herren Journalisten werden freilich die Vorrede und die Anmerkungen zu der Uebersetzung nicht für allzu köstlich für ihren Geschmack gefunden haben, denn da sind keine süßen Predigten über Sätze aus der Gellertschen Moral anzutreffen. Unterdessen will sie der Hauptmann noch diesen Sommer drucken lassen. Ich bekümmere mich nichts mehr darum, ihm habe ich sie übergeben." Nun könnte es zwar wirklich seyn, daß Heinse vom Verleger und Drucker nichts weiter erfahren, ja, daß

er seine Uebersetzung zurück gefodert hätte: aber — auch in der Absicht, die er Wielanden wollte glauben machen? Daran hat man nach dem Obigen doch wol Ursache zu zweifeln. *)

Wenn Gleim gegen das Erscheinen dieser Uebersetzung nichts einzuwenden hatte, so kann dieß bei der fast beispiellosen Toleranz desselben nicht sonderliche Verwunderung erregen: Wieland dagegen hatte Ursache nicht so gleichgültig dabei zu seyn. Wie weit er auch davon entfernt war an Obscönem Geschmack zu finden, so hatten doch die Mißkenner des Desipere in loco ihn von dieser Seite in den möglich schlimmsten Verdacht gebracht, und es war noch nicht lange her, daß man ihm aus diesem Grunde eine sehr beleidigende Höflichkeit erwiesen hatte. Es waren Gedichte im Geschmack des Grecourt erschienen, als deren Verfasser man, ich weiß nicht ob mit Grunde, eine durchlauchtige Person nannte. Wieland schrieb darüber dem Dichter Jacobi: „Der Elende, dem der unfläthigste Priapismus statt der Begeisterung dient, hat die Schamlosigkeit gehabt, seine ekelhaften Obscönitäten mit einem Salve frater,

---

*) Man vergleiche Wielands Briefsamml. b. Geßner Bd. 3. S. 176 fgg. mit Gleims Briefsamml. Bd. 2. S. 140 und S. 71 S. 84 S. 92. Warum dies hier ausführlich angegeben ist, wird aus der Folge erhellen.

welches mich beinahe untröstlich macht, mir zuzueignen." Und nun erschien ein Buch, das der eine Kritiker das Hauptbuch, welches Teutschland im 18ten Jahrhundert zur Bibliohteque scandaleuse erhalten habe, der andere ein schriftliches Bordell nannte, — und dieß von einem ehemahligen Schüler und Schützling Wielands, der in dieser Manier noch viel weiter zu gehen drohte! Fürwahr, Wieland müßte das gewesen seyn, als was seine Gegner ihn verlästerten, wenn er nicht im höchsten Unwillen entbrannt wäre.

Gleim, dießmal allzuparteiisch für Heinse, sendete gleichwohl mit dessen Briefe einen eignen sehr harten an Wieland ab, welcher darauf erwiederte: „Wenn Heinsen sein Gedächtniß nicht ganz verlassen hat, so muß er sich erinnern, daß ich, auch in Erfurt von seinem Herzen nie günstig dachte. Meine Schuld war dieß nicht; denn ich handelte demungeachtet so gegen ihn, als wie einer, der ihn lieben zu können wünscht, und den es schmerzt, daß er sich wider Willen zurückgestoßen fühlt. — — Auch der Ton seiner Briefe empört immerfort mein Herz. Ich kann nichts dazu, daß ich diesen Ton und überhaupt den Ton der Schwärmerei je länger, je weniger ausstehen kann. Ich hasse und verfolge deswegen Niemand; aber wenn ich fürderhin mein Herz und meine Ohren vor allen schwärmerischen Geistern verstopfe, so hat

wol schwerlich ein Sterblicher mehr Ursache dazu gehabt, als ich. — — — Hab' ich Ihrem Heinse gleichwohl, bei so vielem Anschein wider ihn, Unrecht gethan, so geschah es wider meinen Willen. Homines sumus. Ist er alles das, was Sie von ihm glauben und schreiben, desto besser! — Die Vorwürfe, die Sie mir Ihres sel. Michaelis wegen machen, will ich unbeantwortet lassen. Ich sehe, daß Sie mich und mein Betragen in einem besondern Lichte sehen. Wir wollen nicht darüber streiten. Wenn Sie mich nicht mehr hochachten, nicht mehr lieben können, so werd' ich es bedauern, aber nicht ungehalten darüber werden. Ich habe lange genug gelebt, um den Selbstbetrüger, das Menschenherz, kennen zu lernen. — — — Sie sagen mir: Heinse habe Ihnen ein Schreiben gebracht, das voll Flammen gewesen sey, dem Anscheine nach voll gerechten Zorns, — er habe mich nach Erfurt zurückgeführt, und mich wegen dasiger Vorfälle zur Rede gestellt. Und dann rufen Sie aus: „Gott, daß deine besten Menschen in solche Tiefen niederfallen und sinken!“ — Gleim, wenn Sie der rechtschaffene Mann sind, für den jeder Blutstropfen in meinen Adern Sie bisher gehalten hat, wenn Sie je mein Freund gewesen sind; so lassen Sie Heinse diesen Brief noch einmal schreiben. Ich darf mich nach Erfurt zurückführen lassen; und ich will wissen, was für Vorfälle das sind,

wegen welcher Herr Heinse mich zur Rede stellt. — Sie hätten mir nichts sagen sollen, oder alles. Nun haben Sie zuviel gesagt, um nicht Alles zu sagen. Ich erwarte es von Ihrer Freundschaft, von Ihrer Gerechtigkeit. — — Und nachdem Sie mir gestanden haben, daß Heinse in seiner Wuth meinen Charakter, mein Leben angegeifert hat, können Sie mir gleichwohl noch von ihm als von der unschuldigsten und reinsten Seele sprechen? Liebster, bester Gleim, was soll ich denken, was soll ich sagen? Ich bitte Sie, lassen Sie es Licht zwischen uns werden! Ich darf so stark beleuchtet werden, als Sie wollen. Ich darf in mein vergangenes Leben zurückschauen. Ich bin ein Mensch gewesen, aber ein guter Mensch, und ich habe noch nie das Herz eines vernünftigen und edeln Menschen dadurch verloren, daß er mich genau kennen gelernt hat. Um Heinse habe ich, von dem Augenblick an, da ich ihn durch Riedeln kennen gelernt, bis zum letzten, da er Abschied von mir nahm, Gutes verdient. Ich verlangte und erwartete nie, daß er mich dafür lieben sollte. Nur mich in Ruhe zu lassen, mich nicht zu beleidigen, war alles, was ich von ihm verlangen zu können glaubte. —— Bedenken Sie, um des Himmels willen, einen Augenblick meine Situazion mit diesem jungen Menschen — und sagen Sie, ob es mir gleichgültig seyn konnte, was für einen Eintritt er in die Welt machte. Denken Sie an seine Laidion zurück, —

dann an seinen Enkolp — nun lesen Sie an meinem Platze seinen äußerst petulanten Brief an mich, an seinen vorgeblichen Sokrates, und dann seine Stanzen. — — — Wenn Sie allem diesem nachdenken, und dennoch finden können, daß ich von dem ersten besten jungen Menschen — so unanständig und unwürdig behandelt zu werden verdiene, nun, so will ich gestehen, daß ich allen Begriff von Anständigkeit und Recht verloren habe, und die Ausrufung: armer, armer Wieland! in Ihrem Briefe in vollerem Maaße verdiene, als vermuthlich Ihre Meinung war. — — Ich bitte Sie sehr, l. G., mein Herz nicht durch eine rasche Antwort abermal zu zerreißen. Dießmal, mein Bester, fodre ich nur Gerechtigkeit von Ihnen; und um diese zu handhaben, muß man bei kühlem Blute seyn.“

Nicht ohne Grund hatte Wieland Gerechtigkeit für sich von der Rechtschaffenheit Gleims erwartet; die Freundschaft beider wurde nicht nur nicht gestört, sondern schien vielmehr an Innigkeit zuzunehmen, besonders nach einem Besuche, welchen Gleim kurz darauf Wielanden gemacht hatte. Heinse kam um diese Zeit in neue Verhältnisse. Die Brüder Jacobi gingen eben damals damit um, eine neue Monatsschrift für das weibliche Geschlecht herauszugeben, die auch unter dem Titel Iris seit dem Oktober 1774 zu Düsseldorf herauskam. Heinsen wurde von G. Jacobi der Antrag gemacht, als sein Ge-

hülfe und Mitarbeiter nach Düsseldorf zu ziehen: und da Heinse dieß als einen Schritt vorwärts zu dem Ziele seiner Sehnsucht, Italien, betrachtete, so nahm er den Antrag an. Nur wenige Wochen hatte er erst bei Jacobis verlebt, als er Gleimen schrieb: „Freuen Sie sich mit Ihrem guten Sohne darüber, daß der alte erzürnte Sokrates von meiner lieben Tochter Laidion sich wieder hat besänftigen lassen.“ Gleim erwiederte: „Den guten Göttern sey es gedankt, daß Rost und Wieland wieder Freunde sind! That ich nun nicht wohl, daß ich es verhinderte, daß Sie jenen fatalen Zank nicht fortsetzen konnten? Sie wären Todfeinde geworden.“

Wieland aber hatte an Fr. Jacobi geschrieben: „Sie haben Laidion gelesen, und ich bin sehr begierig, zu wissen, was Sie von dem schönen, abenteuerlichen Ungeheuer sagen werden. Ich lese es nun schon zum zweiten Male und finde, unter uns gesagt, sehr schöne Kapitelchen darin. Im Grunde kann ich mich nicht entbrechen, dem wilden Knaben gut zu seyn. Wenn Sie ihn dahin bringen könnten, richtiger zu denken, und weniger zu schwärmen, so würden Sie ihm und der Welt einen Dienst gethan haben. Denn es sind in der That Grazien in diesem Satyr verschloßen. Ich habe nie Gewalt über ihn gehabt, wie er am besten weiß. Sollte es Ihnen gelingen, ihn zu bekehren, oder vielmehr von seinem Seelen-Priapismus zu heilen, so wünschte ich, daß er sich ent-

schlösse, dem Merkur vierteljährlich etliche Bogen Prosa oder Verse zu liefern, und einstweilen bis auf bessere Zeiten drei Louisd'or für den Bogen aus dem Beutel des Merkur anzunehmen."

Sehr wahrscheinlich wird man vermuthen, daß Heinse in dem Hause der Brüder Jacobi keinen Groll gegen Wieland hätte behalten können: leider aber ist dieß eine trügliche Vermuthung, denn der Merkur störte auch hier Frieden und Freundschaft.

Schon im März 1773 hatte Wieland diesem geschrieben: „Wir sollten uns wenigstens alle Wochen ein paar mal sprechen können. Ich sehe vor, daß wir oft in unsern Ideen und Gesinnungen divergiren werden, und durch Briefe läßt sich dieß unter Leuten, die keine Zeit zum Briefschreiben haben, nicht so leicht wieder gut machen." Die Bestätigung dieser Wahrheit sollte nur zu bald folgen. Bei der Erwähnung von Sophiens Reisen hatte Wieland erklärt, er sey von dem Leben und den Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker, womit der Herausgeber der allgemeinen teutschen Bibliothek seine Verdienste um das teutsche Publikum beträchtlich vermehrt habe, überrascht worden. Er nannte diesen Roman ein angenehmes, lehrreiches, in einem simpeln Styl, aber in dem besten Ton, mit mehr Verstand als Witz und mit mehr Geschmack als Laune geschriebenes, in seiner Art ganz neues und originales Buch, und empfahl seinen

Lesern den Mag. Sebaldus und seine Frau und Tochter Mariane, das theure Rüstzeug den Superintendenten D. Stauzius, den Herrn Konsistorial-Präsidenten, der so schöne Chronosticha und so schlechte Gescheide macht, etc. etc. bis auf den zärtlichen Herrn v. Säugling. Kaum war dieß gedruckt, als Wieland von Jacobi eine höchst befremdliche Nachricht erhielt, wegen deren er ihm zurück schrieb: „Mit schamvollem Angesichte, in weißem Hemde, und mit der Ruthe in der einen, und mit einer langen gelben Kerze in der andern Hand, stehe ich, wohlberühmter Schöpfer der Musarion und Danae, Stifter der Republik des Diogenes und s. f. vor Sie hin, und bekenne, daß ich — nur ein dummer Teufel bin. Daß ich dieser dumme Teufel seyn muß, hat nunmehr seine Richtigkeit. Denn seitdem Sie mir sagen, daß Säugling im M. Sebaldus eine Karikatur von unserm guten Bruder Georg seyn soll, seitdem finde ich, daß Sie Recht haben. Aber, bei den Grazien des Charmides! ehe Sie mir's sagten, fiel mir gar nicht ein, daß ein vernünftiger Mensch dieß finden könnte, und ich hätte mir eben so leicht träumen lassen, daß ich D. Stauzius, als daß Georg, Säugling seyn sollte. Nun, mein liebster Fritz, ist das Uebel geschehen; Sebaldus ist im Merkur gelobt; die Exemplare werden in künftiger Woche abgehen, müssen abgehen; und was ich geschrieben habe, habe ich geschrieben. Mir ist leid, daß die alle Augenblicke

wider Verhoffen sich ereignenden Disparate unserer Köpfe solche närrische, und gleichwohl für Ihre Ruhe sehr fatale, Qviproqvos hervorbringen. Allein da der Sache nun einmal nicht zu helfen ist, so wünschte ich wol zu Gott, daß Sie das Ding in eben dem Lichte ansehen könnten, wie ich.“ — „Was that Sokrates, als ihn Aristophanes zum lächerlichen und verächtlichen Helden seiner Wolken machte? — Sie wissen, was Sokrates that! So gehet hin und thut desgleichen. Wenn die erste Hitze verraucht seyn wird, werden Sie selbst erkennen, daß ich rede, wie ein Biedermann, der Sie liebt, reden soll. Unser George soll sich damit beruhigen, daß er Orpheus und Eurydice geschrieben hat. Am Ende dächte ich doch, der Ton, worin ich in der Vorrede des zweiten Theiles des Merkurs von Georgen spreche, wäre allein schon Vergütung genug für das wenige Böse, welches ihm Nicolai's Säugling zufügen kann. Ueberdieß, wenn dieser Herr Nicolai, der bei allem dem, eine sehr glänzende Seite und das Publikum zum Freunde hat, wirklich, wie ich nun selbst glaube, ein Schalksauge auf unsern Bruder geworfen hat, so war seine Absicht, uns wehe zu thun; und die beste Rache, die wir nehmen können, ist: daß wir ihm zeigen, er habe uns nicht getroffen. — — Bester Jacobi! der Himmel weiß, daß ich Sie liebe. Aber daß Sie oft, und bei jeder Gelegenheit, wo ein Sokrates nur lächelt oder ein Diogenes die Stirn

runzelt, den Ajax machen und rasen, das kann ich nicht an Ihnen lieben, und ich gäbe ein Paar Glieder von meinen Fingern, wenn ich diesen Vesuvius, den Sie in Ihrem Busen herumtragen, dämpfen könnte. Ich habe Ihnen schon oft darüber gepredigt, aber was hilft es? Ich will also nichts weiter darüber sagen, — nur bitte ich Sie, wenn wider Verhoffen dieser Brief Sie nicht bei guter Laune antreffen sollte, — wenn Sie gar fähig wären, Sich darüber zu betrüben, daß ich weder so hitzig, wie Sie bin, noch die Sache in dem Lichte ansehen kann, wie Sie, — so schreiben Sie mir nicht eher, als bis irgend ein guter Sokratischer Dämon eine heilige Schale voll Aristippischer Gelassenheit über Ihr Haupt gegossen hat."

Jacobi schwieg einige Wochen lang, und da dieses Wielanden beunruhigte, so machte er noch einen Versuch, „an dem Herzen seines Freundes anzupochen," und erhielt hierauf Erklärung über Jacobi's Erbitterung.

Nicolai war sechs Tage lang in Weimar gewesen und hatte Wieland besucht. Dies hat Wieland Jacobi'n nicht gemeldet, sondern dieser erfährt es durch Nicolai, der ihm seinen Nothanker zusendet. Jacobi erklärt dieses von Wieland gelobte Buch für abgeschmackt und langweilig. Er schreibt an Wieland über Nicolai's Besuch, und Wieland antwortet, Nicolai sey ein feiner Mann, der von einer Seite viel Gutes habe. Da findet nun Ja-

cobi das Pasquill auf seinen Bruder, geräth in Zorn, schreibt darüber an Wieland, und erwartet nichts gewisser, als daß dieser sogleich das ausgesprochene Lob vertilgen werde. Wieland hatte dieß nicht gethan, und nun schreibt Jacobi: „Ich erinnerte mich, wie sehr Sie in Koblenz gegen Reich zürnten, daß er Lavaters Tagebuch verlegt hatte. Mein Verleger, sagten Sie, muß kein Buch drucken, das mich verkleinert oder kränkt. — Nun, dachte ich, wenn Wielands Verleger nicht einmal ein pietistisches Buch drucken soll, worin ein blos schwärmerischer Ausfall auf ihn geschieht, so wird er gewiß nicht in einem Buche, wovon er selbst Herausgeber und Verfasser ist, ein beißendes Pasquill auf seinen liebsten Freund gelobt wissen wollen. Nunmehr urtheilen Sie, was aus mir werden mußte, als ich den Merkur nebst Ihrem Brief erhielt. Wieland selbst hatte den Nothanker gelobt, mit vollem Munde angepriesen. Die Exemplare waren noch nicht versandt, und dennoch hatte Wieland die Stelle nicht vertilgen wollen; er antwortete: was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben." Es folgten hierauf noch eine Reihe von Anklagen, Beschuldigungen und Ausstellungen an dem Merkur.

Jacobi mochte am Schlusse noch so sehr versichern, seine Absicht sey nur gewesen, Wielanden sein ganzes Herz wieder geben zu können; er konnte schwerlich erwarten, bei dem Gebrauche solcher Mit-

tel, seine Absicht zu erreichen. Wieland erwiederte ihm: „Ihr Brief ist in seiner Art ein Meisterstück. Sie deduciren darin mit vieler Lebhaftigkeit des Styls, daß Sie ein Mann sind, und daß ich, aufs gelindeste beurtheilt, ein Kind bin. — — Ich habe nie eine sehr große Meinung von mir selbst gehabt, und ich kenne meine schwache Seite besser als jemand. Es mag also wol seyn, daß ich ein so armseliges Personage bin, als ich vermöge des Resultats Ihrer ganzen Deduction seyn muß. Streiten will ich mit Ihnen nicht darum: indessen will ich doch heute eine Stunde später zu Bett gehen, um die hauptsächlichsten Punkte Ihrer Anklage zu durchgehen, und zu zeigen, was ich ohngefähr zu sagen hätte, wenn ich Lust und Muße hätte, meine Apologie zu schreiben.“ Diesemnach erklärt er ihm, daß seine Bekanntschaft mit Nicolai in den Grenzen aller gewöhnlichen Bekanntschaften geblieben sey, und daß Andere am Hofe viel mehr für ihn eingenommen worden, als er. Er erklärt Nicolai's Bilbliothek für das beste Journal, das wir haben, welches viel Gutes stifte, und den Sebaldus Nothanker für ein sehr schätzbares Buch. „Säugling, wie er darin geschildert ist, ist ein Mensch, der mit allen seinen kleinen Fehlern unter die besten der ganzen Gattung gehört; und wenn ich nicht an der allgemeinen Thorheit krank wäre, lieber Ich, als etwas anderes zu seyn, so wünschte ich Säugling zu seyn.“ Für lächerlich er-

klärt er es, Säugling für ein Pasqvill auf G. J. zu halten. „Man muß gar nicht wissen, was ein Pasqvill ist, um einen Character ein Pasqvill zu nennen, der, bis auf einige Schwachheiten, dem besten Menschen Ehre machen würde. So ein Ding verdient kaum den Namen einer Personal-Satyre. — — Mögen doch Leute, die nicht unsre Freunde sind, sagen, er sehe Georgen ähnlich: was ist daran gelegen, wenn es nicht wahr ist? und was hätte es am Ende zu bedeuten, wenn er Georgen ein wenig ähnlicher wäre, als wir wünschen? Quisque suos patimur manes. — So dachte ich, so denke ich noch, und so werde ich denken, so lange ich denken kann." — „Die Angriffe, über welche Sie mich aufgebracht sahen, betrafen nicht meine menschlichen Schwachheiten, sondern meine sittlichen Grundsätze. — Lavater rief alle Christen auf, sich auf die Kniee zu werfen, und für mich, als einen schwer gefallenen Sünder, zu beten. Ich denke, dieß sind Beleidigungen von einer ganz andern Art, als wenn mir jemand nachsagt, ich putze meine kleine Person gern, ich mache ein bischen zu viel aus meinen kleinen Liedern u. s. w. Ueberdieß — welches hier ein Hauptumstand ist — war ich genannt; dagegen, so sehr auch Säuglings Character individualisirt ist, kann man doch mit keinem Fug sagen, Georg Jacobi sey persönlich dadurch bezeichnet. Alles bisher Gesagte zusammengenommen rechtfertigt mich vor mei-

nem eignen Herzen, und würde mich, dieß bin ich gewiß, vor der ganzen Welt rechtfertigen, daß ich Ihrem ungestümen Begehren, das Blatt, worauf der M. Sebaldus gelobt war, zu vernichten, nicht Gehör gab. Gleichwohl würde ich aus freundschaftlicher Nachgiebigkeit gethan haben, was Sie wollten, wenn es möglich gewesen wäre, ohne daß die Absendung des Merkurs eine übermäßige Verzögerung erlitten hätte."

Nach dieser Rechtfertigung schloß nun aber Wieland so: „Indessen bitte ich Sie, so billig zu seyn, und zu bedenken, was aus mir werden müßte, wenn ich immer für alles, was ich Ihnen nicht recht schreibe und thue, Rechtfertigung vorlegen müßte. Ich habe nun endlich das Schwabenalter erreicht, und ich bekenne williglich, daß ich wenig Lust habe, mich alle Augenblicke hofmeistern zu lassen. — „Mit diesem Winde fuhren Sie nicht, da Sie Ihren Ruhm eroberten; der Wind geht zu Thal!" — Sey es denn! Ich kann Ihnen nicht in der nämlichen Sprache antworten, denn ich verstehe Sie nicht. Fahren Sie immer mit allen Segeln, und glücklich möge Ihre Fahrt seyn! Ich will sehen, wie ich zwischen den Klippen, die ich nicht umfahren kann, durchkomme. Ihr Brief endet in einem Tone, den, außer Ihnen selbst, wol wenige Sterbliche mit dem, was vorhergeht, zusammenstimmend finden dürften. Ich kann nichts dazu, daß mein Herz gar nichts dabei empfinden

kann. — Ein für allemal, mein lieber Jacobi, Ihr Genius ist dem meinigen zu stark. Abraham und Loth waren auch Brüder wie wir; aber wie sie merkten, daß es mit ihnen dahin kommen wollte, wohin es mit uns gekommen ist, waren sie so klug und schieden in Frieden. Das ist nunmehr wol das Beste, was wir thun können.“

Drei Tage lang war dieser Brief liegen geblieben, als Wieland, eine Zeitlang unschlüssig, ob er ihn absenden sollte, noch hinzufügte: „Was ist zu thun? sag' ich mir selbst. Es ist doch ein vortrefflicher Mann, dieser Fritz Jacobi mit allen seinen Incartaden, und ich — ich bin ein gutes Schwabenherz, das unmöglich lange böse seyn kann. Aber gleichwohl sollte Jacobi wissen, was für einen Effect seine große unartige Epistel auf mich gemacht hat; er sollt' es wissen, damit künftig nichts mehr dergleichen passire. Ich kann nicht lügen, und also kann ich Ihnen auch nicht sagen, daß mein Herz gegen Sie wäre, wie gestern und ehegestern; aber das ist gewiß, daß wir ganz hübsch auf dem Wege sind, weder ohne einander, noch mit einander leben zu können.“ Nach wiederum drei Tagen ließ er jenem Briefe diesen folgen: „Liebster Jacobi, je tiefer ich in den Grund meiner Seele hinabgucke, je deutlicher finde ich darin, mit Zügen, die keine erschaffene Kraft auslöschen kann, ein Bild eingegraben, das Ihnen allein ähnlich sieht, und das ich unmöglich ohne Liebe ansehen kann. Sagen Sie

mir, ich beschwöre Sie, wie machen wir's, daß unsere Köpfe so gut zusammentönen, als unsere Herzen? Bester Jacobi! Ist es denn nicht möglich, daß Sie Ihren Genius unter den Gehorsam der Regeln bringen, ohne deren Beobachtung die Menschen unmöglich in Frieden mit einander leben können? Bei allem dem fühle ich, — o, im Grunde der Seele fühl' ich es — ich muß Sie lieben, ich wolle oder wolle nicht."

Trotz dem kehrte die vorige Wärme der Freundschaft nie ganz wieder, und Wieland selbst rief aus: „Nur wenigstens keinen Enthusiasmus von Freundschaft mehr!" Und als Jacobi ihm mit Enthusiasmus seine Zufriedenheit über sein Betragen gegen Göthe bezeugte, schrieb er ihm: „Ganz gewiß, mein Jacobi, sind Sie der beste und wärmste Sterbliche, den ich kenne. Sie empfinden immer sehr richtig, nur manchmal ein wenig zu stark für uns andere schwächere Geschöpfe. Ihr Zorn — verzehrt, und Ihre Liebe — erdrückt. Wenn Sie, Seele von Feuer, ein wenig sanfter brennen könnten, so würden Sie, wie die wohlthätige Sonne, leuchten und erwärmen." Jacobi hatte selbst die Frage aufgeworfen: wohin wollen wir, wenn wir nun so von einander in die weite Welt laufen? Was wollen wir? Bessere Menschen suchen, als jeder in dem andern schon gefunden hat? Jacobi aber fand sehr bald hierauf den, der Wielanden mehr und mehr bei ihm ver-

drängte; er machte die persönliche Bekanntschaft Göthe's, der alles, was in seine Nähe kam, bezauberte. Ohne Zweifel geschah es in Beziehung auf Wieland, daß er der Frau von Laroche schrieb: „Göthe ist der Mann, dessen mein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer meiner Seele aushalten, ausdauern kann. Mein Charakter wird nun erst seine echte eigenthümliche Festigkeit erhalten, denn Göthe's Anschauung hat meinen besten Ideen, meinen besten Empfindungen — den einsamen, verstoßenen — unüberwindliche Gewißheit gegeben. Der Mann ist selbstständig vom Scheitel bis zur Fußsohle."

Sehr begreiflich ist es, daß sich in Beziehung auf Göthe zwischen Jacobi und Wieland manche Verschiedenheit der Meinungen hervorthun mußte. So war gleich anfangs Wieland mit Clavigo, obschon er die schönen Stellen darin sehr gut fühlte, doch nicht unbedingt zufrieden, am wenigsten mit der Französin Marie, die vor Liebe und Liebesschmerz ihr zartes Seelchen aushauche, und mit der Verwandlung des Beaumarchais in einen Kannibalen. „Das Gemälde seiner Wuth, sagte er, seines Nachdurstes im vierten Akt ist Shakespeare's würdig, wenn die Rede von der Wuth eines Irokesen wäre." Jacobi dagegen brach in Entzücken aus, und sprach darüber wie ein Verzückter, so wie über Göthe selbst, von welchem man gegen Wieland

noch weit mehr erwartet haben muß, als er bereits gethan hatte; denn Jacobi schreibt: „Die Aufforderung oder der Zuruf, man müsse den wankenden Götzen Wieland vollends niederreißen, ist mir nicht durch Göthen zu Ohren gekommen; dieser spottete nur, ohne jene lächerliche Rede anzuführen, der Schurken und Narren, welche sich in den Kopf gesetzt hatten, er wolle und müsse an Wieland zum Ritter werden.“ Wieland erwiederte: „Ich passire hier unter den eiskalten Leuten, unter denen ich lebe, für einen schrecklich warmen Kopf; und doch wollte ich lieber Göthe's kaltblütiger Begucker, als sein schwärmerischer Liebhaber seyn. Sapere, sapere, liebster Jacobi, — am Ende müssen wir doch alle dahin. Im Schlaraffenlande geht es freilich lustig und herrlich zu, aber es dauert nicht lange.“ Diese letzte Aeusserung bezieht sich auf ein Urtheil, welches Göthe über Wielands Gedicht an Psyche *) gefällt hatte. Göthe hatte davon mit Bewunderung und Entzücken gesprochen, aber hinzugefügt, Wielands Weisheit habe es doch nicht unerörtert lassen können, daß die Wonne des Mädchens frühzeitig ein Ende nehmen würde; er mache ihm einen herrlichen Nektarbecher zurecht, gieße aber beim Hinreichen einen vollen Löffel Rhabarbertinktur darunter, und rühre

*) Band 21. Die erste Liebe. An Psyche.

es brav durch, daß das arme Ding nun den ganzen Soff nicht möge. Aehnliche Bemerkungen Göthe's über sich, die wenigstens eben so bittersüß waren wie jener Trank, erfuhr Wieland mehrere, zu einer Zeit, wo Frau von Laroche schrieb: „Noch eins muß ich Ihnen vom guten Wieland sagen. Unter allen großen Schriftstellern Teutschlands ist er der einzige, der über Göthe's Ruhm nicht eifersüchtig ist. Ueber Werthers Leiden hat er nicht nur an mich, sondern an verschiedene Andere noch, in Ausdrücken und mit einer Herzlichkeit geschrieben, die ihn unendlich verehrungswürdig machen.“ Wieland hatte Göthen in der That, und nicht blos in einer vorüber rauschenden Aufwallung, für das vortrefflichste aller menschlichen Wesen erklärt, zu dem er sich in allen Nerven von Liebe ergriffen fühle, so wie auch Göthe von seiner Seite stets erklärte, daß er Wielanden vom Grunde der Seele hochachte, und daß er ihm nur als Herausgeber des Merkur ärgerlich sey, wegen so mancher Aufsätze, die er übers Herz bringen müsse herauszugeben. Bei solcher gegenseitiger Anerkennung würde Jacobi's Vermittlung wol ein sehr wünschenswerthes Verhältniß zwischen beiden hervorgebracht haben, wenn nur der Anschein nicht gewesen wäre, als habe Göthe durch sein Aristophanisches Drama das Signal dazu gegeben, daß nun alle Autoren, denen der Merkur nicht nach Wünschen begegnet hatte, Wielanden zu necken und zu

stechen angefangen hätten. Auch Heinse gehörte dazu, welcher damals über eine, sehr glimpfliche und ruhige, Beurtheilung seiner Laidion und seiner Stanzen sehr entrüstet, an Gleim über Wieland schrieb: „Laßt ihn nur so fort uns jungen Köpfen begegnen; er wird schon sehen, was er gethan hat. Glaubt er irgend, es sey genug, wenn er sich allein nur lobt? Oder daß wir kein Gefühl haben, und uns so gutwillig von ihm vor dem ganzen Publikum schulmeistern lassen?“ Wieland, der nicht wissen konnte, ob und welchen Antheil Göthe an diesem allem habe, war deshalb wol zuweilen argwöhnisch gegen Göthe, und mistraute sogar dessen Lobe. „Ich soll die Hand aufs Herz legen, schreibt Jacobi, und zeugen, ob der außerordentliche Beifall, den Göthe Ihrer Kantate des Apollo im Midas gegeben, nicht Persiflage sey. O tausendmal kann ich hierüber die Hand aufs Herz legen und zeugen, daß dieser Beifall so ganz und so innig gewesen, als einer seyn kann.“ Am Ende erstreckte sich aber Wielands Argwohn auch auf Jacobi selbst, den er immer mehr von solchen umgeben sah, von denen er sich bald angezogen, bald abgestoßen fühlte, außer Göthe nämlich auch von Lavater und Herder. Am meisten ergriff ihn noch die Vertraulichkeit, in welche Jacobi auch mit Klopstock gekommen war, den er, als befreundet mit den Göttingern und Frankfurtern, in keinem freundlichen Verhältniß zu sich denken konnte.

Frau von Laroche hatte ihn davon benachrichtigt, und er schrieb ihr: „Sie schreiben mir von Jacobi, daß er mit Klopstock und Göthen unendlich glücklich zurückgekommen sey. Sagen Sie mir, ist mein Schicksal nicht seltsam, vielleicht einzig in seiner Art? Wo habe ich in der ganzen Welt eine Freundin wie Sie, einen Freund wie Jacobi? — Und beide stehen in dem freundschaftlichsten Verhältniß mit meinen erklärtesten Verächtern und Widersachern. Klopstock und Göthe, beide haben mich aufs unbilligste öffentlich mishandelt, und mein Freund Jacobi ist unendlich mit ihnen zufrieden.“ Wie tief, wie sehr tief er dies fühlte, beweißt das, was er nun an Jacobi selbst schrieb: „Göthe und Klopstock haben sich Ihrer Seele bemächtigt, und neben diesen beiden ist für Wieland kein Platz. Ich zweifle, ob die Natur jemals zwei antipodischere Wesen hervorgebracht hat, als Klopstock und mich. Er verachtet mich, und meint, ich hasse ihn. Dies meint er unrecht; da ich den ganzen Tag fast nichts thue, als in mich selbst hineingucken, so muß ich wol am besten wissen, wie mir ist. Nicht ein Minimum von Haß. — — Daß ich Göthens ganze Größe fühle, habe ich Ihnen schon hundertmal gesagt. Es ist nicht möglich, stärker mit einem Menschen zu sympathisiren, als ich mit ihm sympathisirte, da ich seinen Götz, seinen Werther und sein Puppenspiel las, wovon jedes in seiner Art ganz vortrefflich und herrlich in meinen Augen ist. — Daß

er den Prometheus nicht gemacht habe, will ich glauben, weil Sie es so gänzlich überzeugt sind, und weil ich es gern glaube. Sie sollen nichts weiter von mir über diese Materie hören. — — Kurz, mein Freund, ich werde mich nie über Sie beklagen, daß Sie mich für Klopstock und Göthe aufgegeben haben. Seit langer Zeit haben Sie Ihr anderes Ich gesucht. Sie glaubten es in mir gefunden zu haben; Sie haben sich geirrt; es giebt tausend Verschiedenheiten unter uns, die auf die Länge nicht verfehlen konnten, ihre Wirkung zu thun."

---

## 7.

Wieland that Jacobi'n mit seinem Unglauben Unrecht, allein an Veranlassung zu Argwohn und zu solchem Ausdruck des gekränkten Selbstgefühls hatte es ihm nicht gefehlt.

Mit Ende des Jahres 1774 hatte eigentlich sein Amt als Instruktor aufgehört, denn in dem nächstfolgenden Jahre machten der Erbprinz und sein Bruder Konstantin mehrere Reisen; unter Begleitung des Grafen Görz und des, als ehrwürdiger Greis noch lebenden, durch seine verdienstvollen Uebersetzungen des Properz und Lukrez und eigne Gedichte rühmlichst bekannten, Majors v. Knebel, auch nach Paris.

Aus Göthe's eigner Lebensbeschreibung ist es bekannt, daß dieser zu Frankfurt den Prinzen vorgestellt wurde, ihnen nach Mainz folgte, und einige Tage in deren Gesellschaft war, wo denn auch die Angelegenheit über Götter, Helden und Wieland, — welche dieser ja selbst heiter genommen, — heiter besprochen wurde. Wieland war nicht nur von diesem allem unterrichtet, sondern hatte auch von Göthe selbst einige Zeilen erhalten, über die er jedoch zweifelhaft geblieben, wie er sie eigentlich nehmen sollte. Eben als er sich zu der Meinung hinneigte, daß alles auf ein freundliches Verhältniß hindeute, erschien ein neues satyrisches Drama: Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten, voran ein Prologus und zuletzt ein Epilogus. *) Da Göthe selbst darüber verlegen wurde, „daß hier einiges verlautete, was sich auf den Mainzer Aufenthalt und die dortigen Aeußerungen bezog, und was eigentlich Niemand als er wissen sollte," und da er selbst gestehen mußte, man hätte das Werkchen für seine eigne Arbeit halten sollen; so war es ganz natürlich, daß Wieland, welchem Wagner als der wahre Verfasser nicht bekannt wurde, es auch wirklich für Göthe's Arbeit hielt, und er mußte glauben, daß dieser ihn zum Besten haben wolle. Zwar

*) Göthe's Leben Band 3. Seite 503 fgg.

äußerte er sich darüber nicht öffentlich, sondern nur ein jüngerer Freund suchte ihn zu rächen durch eine andre Flugschrift: Menschen, Thiere und Göthe, eine Farce, voran ein Prologus an die Zuschauer, und hinten ein Epilogus an den Herrn Doktor; allein er selbst würde wahrscheinlich, ohne diese neue Reizung, die Freuden des jungen Werthers von Nicolai nicht so angezeigt haben, wie er es that. Nachdem er erklärt hatte, daß man dieses Werk fälschlich für eine Parodie gehalten, da es vielmehr eine Satyre auf eine gewisse Art von Lesern sey, sagt er: „Indessen ist nicht zu leugnen, daß hier und da, hauptsächlich in dem kleinen Abenteuer zwischen ihm und dem Kerl, der ein Genie war, auch den Wundermännern, die seit kurzem das Genie in Beschlag genommen haben, einige, wo nicht für sie selbst, doch für die Leser, ganz heilsame Wahrheiten gesagt werden. Diese letzten Blätter sind es eigentlich, was in dieser Schrift am allgemeinsten gefallen hat; und man kann nicht in Abrede seyn, daß es ein Wort geredet zu rechter Zeit ist. Mitunter läuft dann wol auch, nach Herrn N's Art, ein wenig Persiflage; aber dies ist man von ihm gewohnt, und Herr Göthe, der sich gegen andre alles erlaubt, kann sich über die Folgen einer Ungebundenheit, die er durch sein Beispiel rechtfertigt, am wenigsten beschweren." Kaum hat Wieland aber seinen Beifall

ausgesprochen, so fährt er fort: „Sollte man abermal übel finden, daß ich von dieser Broschüre des Herrn Nicolai nach meinem eignen und andrer unparteiischer Leute Gefühl und Urtheil gesprochen habe, so muß ich mir's gefallen lassen. Herr Nicolai ist nie mein Freund gewesen; in seiner Bibliothek bin ich fast immer schief angeklotzt, oft muthwillig mishandelt, und nicht ein einziges Mal (das ich wüßte) durchaus unparteiisch beurtheilt worden. Ich habe mich nie was darum bekümmert. Wer mich fähig glaubt, ihm oder irgend einem andern Journalisten zu hofieren, und seine Gunst oder Nachsicht zu erschmeicheln, der kennt weder meine Art zu denken, noch den Charakter meines Herzens; wiewol es meine Schuld nicht ist, wenn man beides nicht kennen will. Aber ich bin der Richtigkeit der Grundsätze, nach welchen ich handle, zu gewiß, um mich jemals durch Privatbeleidigungen des Mannes hindern zu lassen, gegen den Schriftsteller gerecht zu seyn; oder anders zu urtheilen, als ich denke, aus Furcht, dieser oder jener möchte mir schlechte Absichten schuld geben. Im übrigen ist es traurig genug, daß ein Autor, welcher Andern, ohne Personalrücksichten, Gerechtigkeit widerfahren läßt, eine so ungewöhnliche Erscheinung ist, daß Leute, die den Unterschied nicht wissen, sie für unnatürlich halten." Man erkennt sogleich, daß diese ganze Erklärung eigentlich gegen

Jacobi gerichtet war, und daß der Unmuth sie eingegeben hatte, denn sie war von der Art, daß er jedem das Angenehme, was er ihm sagte, verbitterte, und es mit allen auf einmal verdarb. Wie bitter aber sein Unmuth war, zeigt sich am deutlichsten in jenem Briefe an Jacobi voll kalter Entsagung. Er fühlte sich durch jenen Prometheus nicht blos beleidigt, sondern tief gekränkt; nicht durch diesen an sich, sondern weil er Göthen für den Verfasser halten mußte, den Freund seines Freundes, unter solchen Umständen.

Mehreres vereinigte sich, seinen Unmuth zu nähren. Von dem Brande des Weimarischen Schlosses am 6ten Mai 1774, wobei sich Wieland zu seinem Prinzen doppelt Glück wünschte, weil er sich als Held und Menschenfreund gezeigt und die herzliche Liebe seines Volks gewonnen hatte, war die Entlassung der Schauspielergesellschaft eine unvermeidliche Folge gewesen, und so entbehrte Wieland des erfreulichsten Genusses, auch insbesondere seiner Alceste, gerade jetzt, wo er einer solchen Erholung wol bedurfte. Durch die Abreise der Prinzen hatte er an Muße gewonnen, mit dieser fingen aber auch seine Sorgen an sich zu vermehren. Im Oktober 1772 hatte er seinen Vater verloren. Seitdem lebte seine Mutter bei ihm, und vier Töchter sah er um sich aufblühen. Da nahte nun immer mehr die Zeit, in welcher er seine Einnahme vermindert sehen und durch erwerben-

den Fleiß sie zu vermehren sorgen mußte. Der Merkur sollte ihm dazu das Mittel seyn, aber — so schrieb er damals an Gleim — „wenn ich nicht Wege finde, mehr Absatz zu bekommen, so kommen wirklich kaum die Unkosten bei dem Merkur heraus.“ Und nun sollte eben dieser Merkur ihm von allen Seiten nur Verdruß bringen! — Er ertrug viel; aber daß der bitterste Verdruß von dem Freunde seines Freundes kommen sollte, des Freundes, der am besten wissen konnte, wie wenig es seine Schuld war, wenn der Merkur nicht höheren Anfoderungen durchaus entsprach, dieses allein ertrug er nicht. Wie die Lage der Dinge ihm erscheinen mußte, so konnte er nichts sehen als gleichgültige Hintansetzung von der einen, und Verhöhnung von der andern Seite, und er war sich bewußt, beide nicht verdient zu haben. Was Wunder, wenn sein Herz erkaltete, wenigstens auf einige Zeit.

Nur Eine Freundin, seine Sophie, nur Ein Freund schienen ihm geblieben, — Gleim. Der ersten schrieb er damals: „Sie möchten mir so gerne zu etwas gut seyn, — dazu ist itzt nur ein Mittel, meine beste Freundin, — und das ist, Sich selbst heilig zu versprechen, daß Sie mir wenigstens alle vierzehn Tage ein Briefchen schreiben, und mich nicht über alle den Genies, mit denen Sie sich embarquirt haben, vernachläßigen, und endlich gar mit der Verachtung ansehen wollen, womit man eine Puppe

ansieht, mit der man in seiner Kindheit gespielt hat. Die Habitude mit so vielen Leuten umzugehen, die mich (es sey nun aus innerm Gefühl oder Affektazion) für eine ganz arme, schwache, kleine Kreatur in Vergleichung mit sich selbst ansehen, könnte unvermerkt ansteckend werden, und wer weiß, ob sie es nicht schon gewesen ist. — — Nie hab' ich mehr Liebe für einen Menschen gefühlt, als für den Verfasser von Götz und Werthers Leiden. Seine Freundschaft würde mich glücklich machen. Aber er will nicht mein Freund seyn. Er will die Freude haben, vor der Welt sein Spiel mit mir zu treiben, und in die Art, wie ers thut, bringt er alles was Beleidigungen unverzeihlich macht. Sagen Sie, Sophie, womit hab' ich alles dies verdient? Wodurch hab' ich mich unwürdig gemacht, von rechtschaffenen Leuten geliebt und geschätzt zu werden? Ich schreibe Ihnen dies nicht, damit Sie sich interponiren sollen; denn dies könnte mir zu nichts helfen: sondern ihr gutes Herz, das fähig ist sich an eines Andern Platz zu setzen, desto eher zu bewegen, daß Sie mich durch Ihre Freundschaft, Ihr Vertrauen, Ihre Briefe entschädigen, glücklich machen, denn dies ist in Ihrer Gewalt, beste Sophie."

Bei seinem Gleim suchte er jetzt Erheiterung. „Mein geliebter Karl August, schrieb er ihm, ist nun zu Paris. — — Aber zu Ende des Mays kommen sie wieder zurück, und dann müssen die Reisen, die

ich in diesem Jahre thun will, gemacht seyn, oder ich mache keine mehr, das ist, die Umstände werden nicht erlauben, daß ich mich von einem Prinzen, dem ich mich ganz zu eigen gegeben habe, gerade zu einer Zeit, wo er seiner Freunde am nöthigsten hat, entferne. — Der bloße Gedanke an diese Reise macht mich und meine Frau wie neugeboren. Unser Herz, unser Kopf, unser Blut und unsre Nerven, haben aller der mannichfaltigen Arten von Erschütterungen vonnöthen, die uns diese Reise geben wird. Andre Luft, tausend neue Gegenstände, das Schauspiel der neuauflebenden Natur um uns her, und — was für uns wahres Elysium seyn wird, die offnen Arme unsers Gleims — — wie wohl, wie wohl wird uns dies alles zu Leib und Seele bekommen!" Die glücklich zusammen verlebten zwölf Tage hinterließen nur den Wunsch „beider Leben so zusammen zu flechten, daß sie nichts als der Engel Tod mehr scheiden könne," und man dachte ernstlich an das Zusammenwohnen. Da schrieb Wieland kurz nach seiner Rückkunft: „Zuvörderst kommt alles darauf an, ob Wieland zu seinem Gleim, oder Gleim zu seinem Wieland ziehen soll. Karl August wird dies entscheiden, oder hat es vielmehr schon entschieden. Denn welcher gute Kosmopolit wird nicht da leben wollen, wo ein guter Fürst regiert? Aber ob er so bleiben wird, wie er ist? Auch der bloße Zweifel, das bloße Wörtchen ob, dünkt mich Hochverrath gegen die

Majestät der Natur — gleich als ob sie nicht mächtig genug sey, einen guten Menschen so gut zu machen, daß ihn auch der Fürstenhut nicht verschlimmere." Zwei Monate darauf schrieb er: „Wahrscheinlicher Weise wird Karl August mir niemals Ursache geben, mich von ihm zu entfernen. Ich sitze hier ganz gut. So schön auch immer Ihr Berlinisches Projekt für mich in unser schönes schimärisches Plänchen paßte, so würde es doch in der Ausführung unendliche Schwierigkeiten haben. Ich bitte Sie also gar sehr, meinethalben ruhig zu seyn. Ueberhaupt, und wenn ich auch in der Folge Ursache haben sollte, lieber anderswo als in Weimar zu leben, würde mich doch blos die Noth zwingen können, irgend ein öffentliches Amt anzunehmen, oder zu suchen. Ueberdies bedenken Sie, wie wenig eine Versetzung in eine Welt wie die Berlinische ist, sich zu meiner Gemüthsart und meinen Umständen schickte. Pain cuit et liberté wird ewig mein Wahlspruch bleiben. Lieber mit sechshundert Thalern in dem kleinen Dörfchen, wo mein Gleim geboren wurde, in einer Hütte an dem Schmerlenbach, als in Berlin oder Wien mit so viel tausend Thalern als Sie wollten. Aber, wie gesagt, Karl August ist mir gut, seine Mutter auch. In Hofintriguen und Staatssachen werde ich mich nie mischen, und mich so viel möglich in meinem Schneckenhäuschen ruhig halten. Ich werde also [illegible]g oder keine Feinde in Weimar haben, und in

Frieden und Unschuld dahin leben, so lang es Gott gefällt. Aendern sich einmal die Umstände, so wollen wir, um Ruhe zu bekommen, uns weder nach Berlin noch in eine Windmühle setzen, sondern uns irgendwo, so nah bei unserm Gleim, gerade so ein kleines suetonisches tranqvilles Gütchen kaufen, wie es einem Danischmende nützt und frommt, — so weit von Sultanen und Bonzen als immer möglich ist. — — In einer kleinen Stadt oder auf dem Lande, nicht weit von einer kleinen Stadt, kann ein Mittelding von Sokrates und Horaz, wie ich bin, wohlfeiler glücklich seyn."

Hundert Andere in Wielands Lage würden voll banger Besorgnisse gewesen seyn, denn so manches stand bevor, wovon er die Folgen nicht absehen konnte. Karl August, vom Kaiser Joseph für volljährig erklärt, sollte an seinem dießjährigen neunzehnten Geburtstage die Regierung antreten, und diesem Regierungsantritt seine Vermählung mit einer Prinzessin folgen, über deren Gesinnungen gegen sich Wieland nichts weniger als gewiß war. An seine Freundin hatte er deshalb geschrieben: „Mich freut, liebste Sophie, daß Sie einen Brief von der Prinzessin Louise bekommen haben, der Ihnen Vergnügen macht. Jacobi giebt mir durch das, was er von ihr sagt, einige Hoffnung, denn von den Eindrücken, die man ihr wider mich gegeben hat, kann ich mir wenig Gutes versprechen. Ich habe aber auch meine Par-

tie schon genommen; die Hofluft ist mir immer zuwider gewesen, und je seltner ich künftig genöthigt seyn werde, sie zu athmen, desto glücklicher werde ich seyn.“ Als die Zeit der Veränderungen immer näher heran rückte, schrieb er seiner Freundin: „Die bevorstehenden Auftritte — so unbeteutend sie für die übrige Welt sind oder wenigstens scheinen, denn Gott allein weiß was ist — sind für uns Weimaraner von so großer Wichtigkeit, daß jetzt, wie Sie leicht denken können, alles bei uns in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, schwebt. Der ruhigste unter allen nennt sich Wieland, weil er für sich selbst nichts verlangt, mit allem zufrieden ist, und übrigens voll guter Hoffnung und Zuversicht.“ Für den Augenblick schätzte er sich dadurch sehr glücklich, daß er keinen Kummer über seine Gattin nöthig hatte. „Sie selbst, schreibt er, hat auch in den unruhigsten Tagen nicht einen Augenblick Kummer, denn, zum Glück für sie und mich, — sie hat keine poetische Phantasie.“

So war er denn darauf gefaßt, unter allen Umständen, wie sie auch kommen möchten, seine Weisheit zu bewähren: allein gegen alles sein Erwarten fügten die Umstände sich so, daß auch sein Charakter eine entscheidende Prüfung bestehen sollte. Der junge Herzog hatte zu Göthe so große Neigung und Vertrauen gefaßt, daß er ihn aufforderte, eine Staatsbedienung in Weimar anzunehmen; und Göthe,

von gleichem Gefühl für den Herzog durchdrungen, nahm sie an, und sollte nun zu eben der Zeit in Weimar auftreten, in welcher Wieland von dem Hofe abtrat.

Am 3. September 1775 hatte Karl August die Regierung angetreten; am fünften October war seine Vermählung gefeiert worden, am 7. November traf Göthe in Weimar ein.

---

# Anhang.

## Wieland über Götz von Berlichingen.

Es ist augenscheinlich, daß Göthe in dem Augenblick, da er den Entschluß faßte, aus Götzens von ihm selbst beschriebener Geschichte ein Schauspiel zu machen, sich vorsetzte, alle Regeln des Aristoteles, als Fesseln, mit denen sein noch ungebändigter Genie sich nicht schleppen wollte, von sich zu werfen. Es kann also zu nichts helfen, ihm die Uebertretung dieser Regeln zum Vorwurf zu machen, oder ihm zu zeigen, was für Nachtheile aus dieser Empörung gegen jenen alten Gesetzgeber der Dichter entstehen mußten.

Unfehlbar wußte der Verfasser dieß alles so gut als wir; aber er wollte nun einmal allen dreien Einheiten auf den Kopf treten, und er glaubte so viel dadurch zu gewinnen, oder gewann vielmehr wirklich so viel dadurch, daß er sich das, was er dabei verlor, nicht anfechten ließ. Vermuthlich wird die Zeit kommen, da er, durch tiefere Betrachtung über die menschliche Seele auf die Ueberzeugung geleitet werden wird, daß Aristoteles am Ende doch recht habe, daß seine Regeln sich vielmehr auf Gesetze der Natur, als auf Willkühr, Konvenienz und Beispiele gründen, und, mit einem Worte, daß sich ein sehr tiefer Grund angeben läßt, warum ein Schauspiel — kein Guckkasten seyn soll.

Die beste Antwort auf alles, was man ihm wegen Nichtbeobachtung der Einheiten vorgeworfen hat, ist, daß er blos ein Drama zum Lesen schreiben wollte.

Aber werden nicht Shakespears regellosesten Stücke noch immer in London aufgeführt? — Ich könnte hierauf antworten, daß Garrick selbst, der größte Verehrer, den Shakespear vielleicht jemals gehabt hat, gleichwohl für gut befunden, einigen der vorzüglichsten Stücke seines Lieblings eine weniger wilde Gestalt zu geben. Aber es bedarf dieser Antwort nicht. Die Engländer haben alle mögliche Ursache, auf ihren Shakespear stolz zu seyn, und seine besten Stücke mit allen ihren Fehlern, Absurditäten, und Barbarismen, den regelmäßigsten Stücken der

Franzosen und ihrer eignen neuen Dichter vorzuziehen. Indessen gestehen alle Kenner und Leute von Geschmack in England, daß ein Shakespear, der in unsern Tagen mit gleichen Talenten regelmäßige Stücke schriebe, wohl daran thun würde; und daß alle Vortheile, welche man durch Verletzung solcher Kunstgesetze, die sich auf die Natur selbst gründen, erhält, nicht verhindern können, daß Fehler nicht Fehler und Ungereimtheiten nicht Ungereimtheiten seyn sollten.

Sobald ich ein Drama für die Schaubühne schreibe, wird alles, was die Illusion hindert, zum Fehler. Schreib' ich blos für Leser, so ist die Rede nicht von Illusion; dann ist dem Poeten, eben so wohl, als dem Geschichtschreiber erlaubt, seine Leser von einer Handlung zu einer andern gleichzeitigen, oder von einem Orte zum andern fortzuführen, und mit gleicher Leichtigkeit Monate und Jahre, oder Gebirge und Meere zu überspringen. Dann ist es blos darum zu thun, die Leser durch die Wahrheit und Kraft seiner Gemälde zu begeistern, und dann hängt es blos von ihm ab, wieviel solcher Gemälde er neben einander oder in einer zusammengeordneten Folge vor unsern Augen vorbeiführen, und welche davon er völlig ausmalen, welche blos skizziren, welche nur gleichsam mit Einem einzigen Zug, wie einen Gedanken aufs Papier werfen will. Vergebens sagt man von einem solchen Dichter: „Der Reichthum eurer Materien

und eure erzwungene Kürze ist euch hinderlich gewesen, hat euch genöthigt, Handlungen nur leicht zu berühren, die ihr zu den interessantesten Scenen hättet ausmahlen können.“ Dieß wollt' ich aber nicht, antwortet der Dichter; und daran müssen wir uns denn wol ersättigen.

Aber was der Dichter antworten wollte, wenn man ihn fragte: Warum er sein Drama gerade in fünf Akte getheilt habe? Wenigstens nicht dem Aristoteles zu gefallen. Er hätte, nach seiner Weise, vier, sechs, sieben, und, wenn es ihm beliebt hätte, siebenmal sieben Akte machen können. Die Chinesischen Schauspieler führen Tragikomödien auf, die oft acht Tage währen, sagt man uns. Warum sollten wir an einem Drama, das nicht zum Aufführen bestimmt ist, nicht acht Tage lesen können? Wollte Gott, Götzens Verfasser gäb' uns ein ganzes Jahrhundert in einer tragikomischen Farce, die im Geiste seines Götzens geschrieben wäre; möchte sie doch dreihundert und fünf und sechzig Akte haben!

Die Recension sagt: „Der Leser findet höchst unwahrscheinlich, daß ein Mann, wie Weislingen, der ihm nur als ein Hofmann, nicht als ein durchaus verdorbner Bösewicht gezeigt worden, daß ein solcher Mann so leicht Tugend, Rechtschaffenheit und sich selbst einer jähling entstehenden Leidenschaft aufopfert, — gegen welche der Leser ihn durch die Freundschaft gegen Götzen und die Liebe gegen Maria

genug gesichert glaubt.“ Wenn der Leser dieß glaubt, so hat er den Höfling Weislingen nicht recht ins Auge gefaßt oder kennt die Menschen nicht genug. Weislingens Charakter scheint mir eins von den großen Meisterstücken unsers Dichters zu seyn. Gerade so wie ich ihn gleich in den ersten Scenen, wo er auftritt, kennen lerne, ist er der Mann, dem ich alles zutraue, was er im ganzen Stücke thut. Kein durchaus verdorbener Bösewicht; nichts weniger; nur ein weicher, wollüstiger schwacher Mensch, eine Seele ohne Nerven; gut bei den Guten aus Neigung; verkehrt bei den Verkehrten aus Schwäche; gefühlvoll wie alle Wollüstlinge, aber unfähig, Widerstand zu thun, wenn ihn ein Fürst, der ihn anlächelt, oder eine schöne, glattzüngige Schlange wie Adelheit, zum Bösen versucht. Das übrige, was ihn auszeichnet, ist blos Versteinerung dieser Naturanlage — Weltkenntniß, Hofsprache, Geschmeidigkeit; und alles zusammen macht eines von diesen gewöhnlichen Mitteldingen aus, die alles sind, wozu man sie macht; selten Böses thun, als Andern zu gefallen; gerne edel und bieder wären, wenn die Tugend keine Opfer verlangte; in einem Anstoß von Weichherzigkeit die besten Vorsätze fassen, und etliche Wochen später, in der Trunkenheit einer bethörenden Leidenschaft, sich zu Werkzeugen der ärgsten Bubenstücke machen lassen. — Dieß ist Weislingen; und o! wie wimmelt es in der Welt von solchen Zwit-

tern! daß ein solcher Mann auf Götzens Schlosse, in Götzens, Elisabeths und Marias Gesellschaft, die besten Hoffnungen von sich giebt, zumal da sich die Tugend dem weichlichen Menschen in Gestalt der jungen vollblühenden Maria zeigt, wundert mich eben so wenig, als daß er zu Bamberg bei lockenden Zureden eines Fürsten, dessen Günstling er war, sich seine guten Vorsätze wieder gereuen läßt, den verführerischen Reizen einer Adelheit unterliegt, und der Hoffnung ihres Besitzes alles aufopfert. — Ich mag alle diese Scenen so oft wiederlesen, als ich will, mir fällt nicht ein zu wünschen, daß der Dichter uns „rührende Auftritte vom innerlichen Kampfe der Liebe zu Adelheit mit Tugend und Ehre“ in dem schaalen Herzen dieses Höflings hätte geben sollen. Dann hätte Weislingen ein anderer Mann seyn müssen; bei diesem verlohnte sich's der Mühe nicht. Solche Kämpfe sind nur interessant, wenn sie in der Seele eines Mannes vorgehen, der wirklich ein Mann von Ehre und dessen Seele bisher unbefleckt gewesen ist.

In dem Vorwurfe, daß unser shakespearisirender Dichter viele höchstinteressante Situazionen, sonderlich in den letzten Akten, nicht benutzt, hingegen in den ersten sehr entbehrliche, wiewohl an sich sehr interessante Scenen angebracht habe, — scheint aus der Acht gelassen, daß unser Dichter kein regelmäßiges Drama schreiben wollte, und daß er allem

Ansehen nach, zu seinem Schauspiel eben so wenig einen nach Diderots Vorschrift verfaßten Plan, gemacht hat, als Ariost zu seinem Orlando einen Plan nach dem Muster Homers und den Regeln des Aristoteles. Bei seiner Weise gewann er, was er auf einer Seite verlor, auf der andern wieder, und hatte noch das Verdienst, neu und sonderbar zu seyn, oben drein. Ich, meines Orts, gäbe weder den ehrlichen Bruder Martin — zumal da wir durch ihn Götzen gleich anfangs von seiner schönsten Seite kennen lernen, und diese Scene, die in den beiden ersten angefangene Exposizion, auf eine von dem gemeinen Zuschnitt der Exposizionen so meisterlich abgehende Weise, fortsetzt, — noch die Scenen zwischen Maria, Karl und Elisabeth, durch die wir die beiden Frauen auf einmal so gut kennen lernen, als ob wir sie gemacht hätten, — ich gäbe, sage ich, keine von diesen Scenen um die beste von denen, welche der Poet hätte machen können und sollen, wenn er gewollt, d. i. wenn er nach einem künstlich angelegten theatralischen Plane gearbeitet hätte.

„Die Charaktere der Frauenzimmer wären dem Dichter weniger geglückt, als die männlichen?“ Nichts vom Worte geglückt zu sagen, welches nirgends weniger als auf ein Stück paßt, wo Laune und Genie alles, und das Glück gewiß nichts gethan haben, — so däucht mich, der größte Meister in weiblichen Charakter-Gemälden, Shakespear selbst,

sey nirgends größer in dieser Art von Malerei als unser Dichter in seinen Gemälden von Maria, Elisabeth und Adelheit. Der Verfasser der Recension sagt das Gegentheil in den stärksten Ausdrücken. „Elisabeth, Götzens Gemahlin, zeigt sich niemals als eine würdige Gemahlin dieses unglücklichen Helden. Der männliche Muth, den der Verfasser zum Hauptzug ihres Charkters gemacht hat, ist in beleidigende, fast möchten wir sagen, dumme Unempfindlichkeit ausgeartet u. s. w.“ Es ist wahr, Elisabeth ist keine Schwätzerin; erscheint durchaus als eine ehrliche wenig verfeinerte Hausfrau aus einer Zeit, wo die Frau eines Landedelmanns, gleich dem guten Weibe Salomo's, vor Tag aufstand, ihr Haus besorgte, ihre Küche selbst bestellte u. s. w. Aber so wie sie ist, welcher Mann sollte sich keine Frau wie Elisabeth wünschen? mir hat in dem ganzen Stücke nur eine Stelle das Herz umgekehrt und Thränen der tiefsten Empfindung aus den Augen gepreßt, — und diese ist in der Scene zu Jaxthausen, wo Götz, da es nun mit ihm auf's äußerste gekommen ist, seine Schwester und seinen Freund Sikingen nöthigt, sich zu entfernen. Die ganze Scene ist ein Meisterstück von erhabener Einfalt, wahre ungekünstelte, im höchsten Grade rührende Natur! — Maria und Sikingen haben sich nun endlich aus Götzens Armen gerissen. Ich trieb sie, sagt Götz, und da sie geht, möcht' ich sie halten. Elisabeth, du bleibst bei mir. „Bis in den

Tod" antwortet Elisabeth. — Dieß einzige Wort, in der Situazion, in dem Augenblicke, wo es gesagt wird, ist unendlich mehr als alle die schönen Tiraden, die der beste französische Poet sie hätte herdeklamiren lassen. Es stellt ein Weib vor meine Seele, die des größten Helden würdig ist; ein Weib, die durch dieß einzige, „bis in den Tod" so schön und groß, als alle Alcesten, Pantheen, Porcien und Arrien der Fabel und der Geschichte in meinen Augen wird. Auch fühlt es Götz, was ein solches Weib werth ist. Wen Gott lieb hat, sagt er, dem gebe er so eine Frau! — Und Elisabeth sollte sich niemals als eine würdige Gemahlin unsers Helden zeigen? — Wahrlich, die Aristarche schlummern zuweilen auch so gut als die Homere!

Was unser Aristarch an Marien aussetzt, sagt weder mehr noch weniger, als — daß der Dichter keine phantasirte Heldin, sondern ein sanftes weibliches Geschöpf schildern wollte, nicht nach einem Modell aus der Welt der Ideen, sondern nach der Natur, mit allen den liebenswürdigen Schwachheiten, wodurch sie dieses Geschlecht für das unsrige so interessant gemacht hat, und mit allen Nuancen der Sitten und der Religion des rohen Zeitalters, woraus er sein Sujet genommen hat.

Doch genug zur Apologie eines Werkes, das so stark für sich selbst spricht.

Die Shakespearische Manier, in welcher der Dichter gearbeitet hat, bracht' es mit sich, auch Personen von den niedrigsten Klassen aufzuführen, und diese mußten nun wol freilich ihre eigne Sprache reden. Tausend schwere Noth, schert euch naus — Peter, das ist ein gefunden Fressen, und dergleichen elegantiae der teutschen Sprache haben also im Munde der Personen, welche der Dichter so sprechen läßt, nichts sehr anstößiges. Die Scheiß-Kerle im Munde des Herrn Hauptmanns der Reichs-Exekuzions-Truppen möchten weniger zu rechtfertigen seyn; aber noch weniger konnten die ausgearteten Teutschen des achtzehnten Jahrhunderts das Große und Herrische in dem Ausdruck Götzens fühlen: „sag deinem Hauptmann: vor Ihro Kaiserl. Majestät hab ich wie immer schuldigen Respect. Er aber, sags ihm, er kann mich im Arsch lecken." Auch hat der Autor selbst oder der Korrector wenigstens, in einer neuen Ausgabe für gut befunden, die Stärke dieses altteutschen Kompliments in etwas zu mildern, und sich begnügt an den Worten: er kann mich, — das, was der Hauptmann thun könnte, durch einen Gedankenstrich der Scharfsinnigkeit des Lesers anheim zu stellen.

Ich spreche nicht gern von den Fehlern eines vortrefflichen Werks, zumal wo die Absicht zu bessern nicht stattfinden kann; aber, da doch so manches an Herrn Göthens Götz getadelt worden; so wäre es

ein wenig wunderlich, wenn man von dem, was vielleicht der größte und augenscheinlichste Fehler in seinem Stücke ist, nichts sagte — ich meine von der ziemlich häufigen Vermengung der Sprache aus den Zeiten Maximilians I. mit der von Joseph II., welche desto auffallender ist, da der Verfasser affektirt hat, Götzen selbst meistens eben so reden zu lassen, wie er in seiner von ihm selbst verfaßten Lebensgeschichte spricht. Ich verstehe hier unter Sprache nicht blos Deklinazion, Wortfügung und Redensarten, sondern auch Ausdrücke und Wendungen, welche eine gewisse Verfeinerung voraussetzen, wovon man zu Götzens Zeiten in Teutschland noch gar keinen Begriff hatte. Von dieser Art ist z. E: Meine Rechte, obgleich im Kriege unbrauchbar, ist gegen den Druck der Liebe nicht unempfindlich. — (S. 14 der neuen Ausgabe.)

Es wäre leicht, eine Menge solcher Stellen auszuzeichnen, die mit der naiven aber ungeschliffenen und von unserer heutigen himmelweit abgehenden Sprache, welche Götz von Berlichingen selbst in seiner Lebensbeschreibung spricht, den seltsamsten Kontrast macht. Es ist freilich, außer unserm Dichter, noch keinem in Europa eingefallen, daß ein dramatischer Autor, der seine Personen aus dem dreizehnten oder funfzehnten Jahrhundert nimmt, sie auch die Sprache dieser Zeiten reden lassen müsse. Aber wenn er nun ja seinem Stücke eine besondere Energie dadurch zu geben glaubte, so hätte er wenigstens alle seine Per-

sonen, jeden nach seiner Art, (denn freilich sprachen auch damals die Bischöfe und die Hofleute feiner als Bauern, Zigeuner und der Wirth in der Herberge zu Schwarzenberg) sich durchgängig so ausdrücken lassen sollen, wie man unter Kaiser Maxen zu reden pflegte. —

# Sechstes Buch.

## I.

Göthe in Weimar, — unmöglich konnte dieß ohne Folgen für Wieland bleiben; um so weniger, da Göthe nicht lange allein blieb. Schon unterm 12. December 1775 fragte dieser bei Herder an, ob er die Stelle als General-Superintendent in Weimar annehmen wolle, und Herder, eben damals in verdrießlichen Unterhandlungen mit Göttingen, antwortete freudig: Ja! Am zweiten October 1776 traf er in Weimar ein. Noch früher als er, hatte sich von Göthe's Gesellschaft Lenz daselbst eingefunden, und später kam auch auf eine Zeitlang Klinger, damals Theaterdichter bei der Seylerischen Gesellschaft, dahin. Man könnte wol auf den Verdacht gerathen, daß dieß für Wieland wenig Gutes bedeutet habe; allein es kam alles weit besser, als Wieland vielleicht selbst gehofft hatte. Die Art, wie sich die neuen Verhältnisse für ihn gestalteten, gereicht allen zur Ehre, — so wie ihm selbst.

Bei der jungen hochsinnigen Herzogin fand er eine huldreiche Aufnahme; der edelmüthige Herzog bewieß ihm Dankbarkeit und Anerkennung dadurch,

daß er ihm den Genuß des bisher bezogenen Gehaltes auf Lebenszeit zusicherte; und die Herzogin Mutter beharrte unveränderlich in ihren Gesinnungen gegen ihn. Nichts desto weniger würde ein Mensch von kleiner, neidischer Seele sich unter allen diesen Umständen höchst unglücklich gefühlt und wer weiß in welche Ränke sich eingelassen haben, wenn er seinen Beleidiger als Liebling und Vertrauten eines Fürsten gesehen hätte, dem er selbst sonst näher stand, und einen andern, den er sich abgeneigt glaubte, wie Herdern, vom Hofe, den Großen und dem Volke mit einem Beifalle beehrt, der, nach dessen eignem Geständniß, bis ins Ueberspannte ging. Wielands Seele war dieß alles fremd. Man höre, wie er sich äußerte und handelte. Er schrieb:

Den 16. Nov. 1775 an Meusel. Göthe, den wir seit neun Tagen hier besitzen, ist das größte Genie, und der beste liebenswertheste Mensch, den ich kenne.

Den 10 Nov. an Jacobi. Dienstags, den 7. d. M., Morgens um fünf Uhr, ist Göthe in Weimar angelangt. O bester Bruder, was soll ich Dir sagen? Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, da ich am nämlichen Tage an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tische saß. Alles, was ich Ihnen (nach mehr als einer Krisis, die in mir diese Tage über vorging) jetzt von der Sache sagen kann,

ist dieß: Seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Göthe, wie ein Thautropfe von der Morgensonne.

Im Januar 1776. An Frau v. Laroche. Drei wonnigliche Tage, die ersten in diesem Jahre, haben wir zu Staden bei der Frau v. * und meiner Julie gelebt. Göthe war so gut, so lieb, so unsäglich lieb, daß wir alle wie die Närrchen in ihn verliebt wurden. So geht's nun unserm guten jungen Herzog auch, Göthe ist sein Alles; und folglich werdet ihr sein Angesicht so bald nicht wieder zu sehen bekommen. *)

An Zimmermann. Ich lebe nun 9 Wochen mit Göthen, und lebe, seit unsre Seelen-Vereinigung so unvermerkt und ohne allen effort nach und nach zu Stande gekommen, ganz in ihm. Es ist in allen Betrachtungen und von allen Seiten das größte, beste, herrlichste menschliche Wesen, das Gott geschaffen hat. Dieß sag' ich meinem Zimmermann, weil er's beinahe mit eben so innigem Vergnügen lesen wird, als womit ich's ihm schreibe. Möcht' ichs der ganzen Welt sagen dürfen! Möcht' alle Welt den liebenswürdigsten Menschen so kennen, so durchschauen, so lieben, wie ich. Heute war eine Stunde, wo ich ihn erst in seiner ganzen Herrlich-

---

*) Vgl. das Gedicht an Psyche von dem Zauberer Bd 49. S. 231.

keit, — der ganzen schönen gefühlvollen reinen Menschheit sah. Außer mir kniet' ich neben ihn, drückte meine Seele an seine Brust, und betete Gott an.

Im Februar. An Andreä. *) Sagen Sie unserm Zimmermann, daß ich von dem Tage der Regierung meines lieben Karl Augusts an, mein mir selbst und meinen Freunden so oft gegebenes Wort erfüllt, und mich vom Hofe gänzlich in mein Schneckenhäuschen zurückgezogen habe. Und wiewol Göthe, des Herzogs Günstling, Freund, und Alles in Allem, auch mein ganz inniger Freund ist, so nehme ich doch nicht einmal indirekt nur den mindesten Antheil an irgend etwas, das unsern Hof, unser Gouvernement, oder den Herzog persönlich betrifft; also daß weder Gutes noch Böses jemals auf meine Rechnung kommen kann noch soll. Deus nobis haec otia fecit.

An Gleim. Von Göthe schreib' ich Ihnen nichts. Komm und siehe! genug, daß ich nichts Besseres, Edleres, Herzlicheres, Lieberes und Größeres in der Menschheit kenne als ihn — so wild und siebenseltsam der holde Unhold auch zuweilen ist, oder scheint.

Von Herder hatte Wieland schon seit längerer Zeit große Erwartungen gehegt, wenn gleich seine

---

*) Stand in Verbindung mit der Seylerischen Theatergesellschaft.

Manier ihn nicht angesprochen hatte; seitdem er aber dessen älteste Urkunde gelesen, und — wie er sagte, empfunden, meditirt und verstanden — hatte, erklärte er, daß Herder keinen wärmeren Bewunderer in der Welt haben könne, als ihn. Zwar wünschte er, gerade darum, daß auch dieses Buch ein wenig anders geschrieben seyn möchte, denn ein solches Prophetenwerk müsse wol etwas nach dem Uralterthum schmecken, und etwas heiliges ägyptisches Dunkel darüber gebreitet seyn, nur zu viel tauge nichts; allein er fügte hinzu: „Sollte Freund Herder sich mit Gott entschließen, zu schreiben, wie seit 4000 Jahren alle andere ehrliche Leute auf diesem Erdenrund geschrieben haben und auch sonder Zweifel künftig schreiben werden, so kann es nicht fehlen, alle Welt wird ihn als einen der ersten Geister unserer Zeit erkennen und anbeten."

Wieland freute sich daher auch auf Herder, und war weit entfernt, auf der Seite derer zu stehen, die dessen Berufung Hindernisse entgegen stellten.

Bei der Nachricht, daß Herder die angetragene Stelle in Weimar angenommen, schrieb Wieland an Gleim: Denkt doch, was Karl August aus Weimar macht! und machen wird!

Nach Herders Ankunft schrieb er: „Meine ganze Seele ist voll von dem herrlichen Manne. Aber er ist mir zu groß, zu herrlich; ich kann nicht von ihm reden. Und gerade dieß — daß sein Gei

zu groß ist, — ist hier in Weimar eine Art von Unglück für ihn. Außer Göthe, — der aber gerade am wenigsten mit ihm leben kann, weil er für den Herzog und seine leidige Ministerschaft leben muß, — außer Göthe, wer ist hier ein Mann für Herder? Wer kann nur mit ihm gehen, geschweige an Geist mit ihm ringen, ihn im Athem erhalten? Ich selbst fühle, wie wenig ich ihm seyn kann. Fühlen, einsehen, durchschauen, was er ist, und ihn lieben, mehr, als ihn noch ein Sterblicher geliebt hat, das kann ich; aber wie unzulänglich ist das für einen so tief denkenden, allumfassenden, mächtigen Genius? Bei allem dem ist jetzt mein Haus eine Art von Ressource für ihn und den Engel, sein Weib. Alles, was in meiner Familie athmet, ist von Herder und Herderin eingenommen. Die Bewohner von Weimar waren gegen ihn präoccupirt. Trotz dem hat er gleich durch seine erste Predigt großen Eindruck gemacht und ut ajunt alle Herzen gewonnen. Er predigt wie noch niemand gepredigt hat, so wahr, so simpel, so faßlich, und doch alles so tief gedacht, so rein gefühlt, so schwer an Inhalt! Und was das Wunderbarste ist, so reinen Menschensinn, so lautere Wahrheit, und doch alles so orthodox, so himmelweit von dem Begriffe und der Lehrart unserer Mode-Theologen unterschieden."

Ueber das Verhältniß Wielands aber zu Herder — welches andern Zeugnisses bedarf es nach dem

von Herders, seiner würdigen Gattin selbst? Diese schreibt: „Wielands zarte gutmüthige Seele schloß sich an Herder an, er ehrte und liebte ihn hoch, und unsere Familien verbanden sich immer herzlicher. Wenn auch in Wielands und Herders Freundschaft zuweilen Mißverständnisse und Mißklänge kamen, so löseten sie sich doch immer wieder. Sie achteten und ehrten Jeder des Andern eigenthümlichen Genius und Werth ohne Neid, obwol sie über viele Dinge sehr verschieden dachten, und eigentlich doch nie innig sympathisirten; hervorragend gute Naturen erkennen auch bei jedem Wechsel, daß sie in einer höhern geistigen Klasse zusammen gehören. Wieland erzeigte bei vielen Anlässen, wo wir seine Freundschaft ansprachen, thätige Dienste; unter anderm durch Darlehn: denn die Einrichtung an diesem neuen Ort, ohne eigenes Vermögen, erschwerte uns die ersten Jahre recht peinlich.“

Fortwährend gab Wieland auch Beweise seiner hohen Achtung und seiner Liebe. Als er mit dem Jahre 1776 anfing, zu jedem Monatshefte des Merkur ein in Kupfer gestochenes Bildniß eines merkwürdigen Mannes aus dem 16. und 17. Jahrhundert zu liefern, wählte er den, mit dem Dichter Fischart öfters verwechselten, frankfurter Rechtsgelehrten Joh. Fichard aus keinem andern Grunde, als weil er den Frankfurtern, um Göthes willen, gern Ehre anthun wollte, und wurde sehr verdrießlich,

daß gerade dieser Kopf dem Kupferstecher nicht so gelungen war, als er gewünscht und gehofft hatte.

Am 22. März 1776 schrieb er an Gleim: „Liebster Gleim, lassen Sie sich's nicht leid seyn, daß das kleine Märzen-Kindchen, womit uns meine Frau gestern um 6 Uhr Morgens beschenkt hat, — nur ein Mädchen ist. (Dieß nur, liebe Gleminde, kommt nicht auf meine Rechnung, es ist blos nach gemeiner menschlicher Weise gesprochen; denn ich meines Orts bin von der Fürtrefflichkeit Ihres Geschlechts völlig und innigst überzeugt. Was ist, das ist, und was ist, ist recht. Meine vier Mädchen machen mich glücklich, sind die Freude meines Lebens, und ich gäbe sie nicht für die vier besten Buben in der Christenheit. Warum sollte ich von der fünften nicht auch das Beste hoffen? — Der Engel, ihre Mutter, befindet sich so wohl, als es die Natur der Sache nur immer gestattet.) — Wir haben uns, bester Freund und Bruder, des Rechts bedient, das Sie uns vor einem Jahre gegeben haben, und Sie, wiewol abwesend, aber uns im Geiste gegenwärtig, zum Pathen des holden kleinen Geschöpfs ernannt, in Hoffnung, daß es Ihnen angenehm seyn würde, diese geistliche Paternität mit unserm Göthe zu theilen, der Sie liebt und ehrt, und sich eine Freude daraus macht, Sie bald persönlich bei uns kennen zu lernen.“

Von nun an hatte Wieland keine weiteren Plane mehr für die Zukunft. Kurz darauf kaufte er und Göthe, zu gleicher Zeit, jeder einen Garten vor der Stadt, und wurden dadurch förmlich Bürger von Weimar. „Seitdem — schreibt er — hat meine ganze Existenz eine andere Wendung bekommen. Diese sechs Wochen her habe ich eine Menge mit alle den Veränderungen zu thun gehabt, die ich in meiner neuen Domaine machen lassen mußte, um Freude daran haben zu können. Du mußt Dir nichts Vornehmes, noch Kostbares vorstellen; bilde Dir ein, daß es ungefähr so ein Garten gewesen ist, wie das kleine Gut, das Plinius dem Sueton kaufen will, ein Landgut war, d. i. gerade so, wie ihn ein Müßiggänger meiner Art vonnöthen hat; Bäume genug, um Schatten zu haben, und groß genug, daß meine Mädchen sich müde darin laufen können. Seitdem die Kirschbäume zu blühen angefangen haben, bin ich nun den ganzen lieben Tag draußen, und habe es schon so weit gebracht, daß mir in meinen vier Mauern in der Stadt nirgends wohl ist, bis ich meinen Stab in der Hand habe, um hinaus zu gehen, und im Freien, im Grünen, unter meinen Bäumen, im Angesicht meiner eigenen kleinen Pflanzungen, zu leben und zu wallen, und den unendlichen Erdgeist einzuziehen, mit dem ich je länger, je mehr Sympathie und Verwandtschaft fühle."

Ein neues regeres Leben und rüstiges Treiben begann in Weimar, und manche Scheelsüchtige brachten damals eine Menge so abenteuerlicher Gerüchte ins Publikum, daß dieses Weimar sich bald als ein Schlaraffenland, bald als ein Tollhaus zu denken, veranlaßt wurde. Man kann aus dem, daß von dem ernsten Herder sogar gefabelt wurde, er predige in galonnirten Kleidern, mit Stiefeln und Sporen, reite nach jeder Predigt, mit einer großen Hetzpeitsche knallend, dreimal um die Kirche herum und zum Thor hinaus, aus diesem kann man schon schließen, zu welchen Märchen das freundschaftliche seltene Verhältniß eines genialen jungen Fürsten mit einem Dichter wie Göthe Veranlassung gegeben haben möge. Natur am Hofe zu sehen, mag freilich manchem wunderlich vorgekommen seyn, und mancher geniale Einfall reizte auch wol die Verläumdung auf, welcher, ganz gewiß nicht zu Göthe's Freude, dessen Freunde mancherlei Nahrung gaben, besonders Lenz, der sich im Seltsamen gefiel. Jacobi urtheilte von ihm, daß er einen herrlichen Geist in sich habe, aber vor seinen Augen fast immer Wolken und Dünste schweben, sogar, wenn er als Dichter sehe. Wieland, den auch in ihm der eifrigen Gegner seiner Poesie vergaß, urtheilte vielleicht zu günstig von ihm, wenn er ihn einen guten Jungen nannte, — denn er war vielleicht Göthe's planmäßiger Feind, — aber gewiß ganz richtig, als er sagte: „Lenz macht

alle Tage regelmäßig seinen dummen Streich, und wundert sich dann darüber, wie eine Gans, wenn sie ein Ei gelegt hat.“ Daß nun auch Wieland bei jenem Geträtsch nicht leer werde ausgegangen seyn, läßt sich erwarten; das Wenigste war, daß er bei großen Bakchanalien eine Hauptperson mit gewesen sey.

Schon aus dem Vorigen geht seine fast gänzliche Zurückgezogenheit hervor; man lese nun aber noch seine ferneren Erklärungen.

Den 7. Febr. 1776 an Andreä. Ich höre, daß gewisse Leute, die aus verächtlichen Ursachen meine und Göthens Feinde sind, allerlei Kalumnien aussprengen, und unter andern auch mich, wegen meiner Konnexion mit Göthen, mit in das, was hier geschieht und nicht geschieht, einmischen, und zu einem, ich weiß nicht ob Acteur oder Soufleur oder Lichtputzer bei unsrer Staats-Komödie machen, da ich doch, Dank sey Gott und meinem Genius, ein bloßer Zuschauer bin; bereit mit aller möglichen Bonhommie zu klatschen, wenn gut gespielt wird, und höchstens die Achseln zuckend, oder ein Paar sacre bleus zwischen den Zähnen murmelnd, wenn es dumm geht. Göthe spielt seine Rolle edel und groß und meisterhaft. Außer der Erfahrenheit, die er nicht haben kann, fehlt ihm nichts. Wenn nicht viel Gutes hier durch ihn geschieht, und viel weniger Böses als sonst geschehen wäre; so wird die Schuld gewiß nicht an ihm liegen.

Den 14. Jul. an Frau v. Laroche. Warum muß ich Sie vor allem, was von uns und hiesigen Sachen, Personen, Verhältnissen u. s. w. in der Welt herum getragen, geschrieben und gesprochen wird; insonderheit vor allem, was aus der unreinen Quelle, **s Mund und Feder fließt, des schiefesten, allerschwächesten und der Natur mislungensten Menschen, der je gewesen ist, der ewig sich selbst betrügt, ewig Heuchler ist, ohne es zu wissen, und wenn er das, was er ist, mit Bewußtseyn seiner Selbst wäre, nicht verdiente auf Gottes Boden geduldet zu werden.

Den 7. Sept. 1777 an Dieselbe. Ich wohne seit Anfang dieses Sommers (und hoffentlich für meine ganze übrige Lebenszeit) in einem großen bequemen Hause vor der Stadt, zwar nur zwanzig Schritte vom Thore, aber mit allen agrémens der Illusion als ob ich auf dem Lande lebte — in der beneidenswerthesten Freiheit und Ruhe; — lebe (außer wenn ich von Zeit zu Zeit Belvedere, Ettersburg und Tiefurth, wo unsere Herzoginnen und Prinz Konstantin, jedes eine Stunde vom andern, den Sommer zubringen, besuchen muß,) fast ganz allein mit mir selbst und den Meinigen; und wenn mir, um ganz glücklich zu seyn, noch was abgeht, so ist's, daß ich der übrigen Welt nicht so ganz vergessen darf, als ich wol gerne möchte. Hinten an meinem Hause hab' ich einen Küchengarten mit Obstbäumen, und ein

paar hundert Schritte davon liegt ein größerer Garten, den ich vor anderthalb Jahren gekauft habe, und worin ich dieser schönen herbstlichen Tage, die uns die Natur noch ganz unvermuthet schenkt, froh werde.

---

## 2.

Alle Misstimmung und alle Misverhältnisse waren bei Wieland gehoben, vor allen das mit Jacobi, dem er schrieb: „So unaussprechlich groß, wichtig und lieb mir Göthe geworden ist, so fühle ich doch im Innersten, daß auch Fritz Jacobi, anstatt dabei zu verlieren, mir noch theurer geworden ist, als jemals. Mir ist, ich liebe Sie nun auch in ihm, und das ist just noch einmal so viel. — — Wenn nun auch Fritz noch bei uns wäre! Doch es ist besser so; ich könnte euch beide zugleich nicht aushalten. Das Feuer von zwei Dämonen, wie ihr seyd, würde mich verzehren." Indeß befreundete er sich doch mit Göthe, Herder, Lavater, und ging sogar so weit, dieses Kleeblatt, seit er es kannte, seine Heiligen zu nennen. Zuweilen war ihm, als befinde er sich in einer neuen Welt. „Ich muß schon lange gelebt haben, schrieb er, denn es kommen mir junge Menschen vor, die den Menschen

von meiner Zeit so unähnlich sehen, als wir den Leuten vor der Sündfluth; doch sind's gute Menschen, und die Welt wird nicht schlimmer dabei fahren, daß sie so sind." Gewiß ist's, daß Wieland jetzt zum ersten Male mit solchen in Berührung kam, die seine geistige Kraft aufregen konnten, und es trat dadurch für ihn die Zeit einer bedeutenden Krisis ein, die ihm auch selbst gar nicht unbemerkt blieb. Diese Krisis trat kurz darauf ein nachdem er endlich zu einer Apologie seiner früheren Schriften sich entschlossen, und in den Unterredungen mit einem Pfarrer sie gegeben hatte. An Jacobi, der diese Apologie nicht billigte, schrieb er: „Wenn dieß nur so viel sagen will: Sie ärgern sich darüber, daß ich in der Nothwendigkeit seyn konnte, diese Dialogen zu schreiben, d' accord! denken Sie aber, ich hätte sie nicht schreiben sollen, so haben Sie wahrhaftig Unrecht. Wenn mir jemals mein guter Genius etwas eingegeben hat, so war es der Gedanke, diese Dialogen zu schreiben. Die Wirkung, die sie bereits in Teutschland thun, ist erstaunlich. Alle mittelmäßige Leute — welche Zahl! — alle gute, ehrliche, wohlmeinende, nüchterne Seelen strömen nun in voller Fluth wieder auf meine Seite; die Nicodemen, die, aus Furcht vor den Juden, nur heimliche Jünger waren, gestehen's jetzt überlaut: kurz, Ich und der Pfarrer thun Zeichen und Wunder, und zehn Musarions hätten

nicht die Hälfte so viel gethan, hätten im Gegentheile nur Uebel ärger gemacht. Meinen Sie, daß einem Biedermanne, der einen Merkur herausgiebt, nichts an den mittelmäßigen Leuten, an den Armen am Geiste, an den Unmündigen und Säuglingen gelegen sey? Die Menge der Heerschaaren, Krethi und Plethi, Ohim und Zihim, die sind's, die den zeitlichen Ruhm, Ansehen und Glück eines lebenden Autors entscheiden." Man darf, dieser Außerung wegen, nicht glauben, es sey Wielanden mit seiner Apologie nicht völliger Ernst gewesen; er hielt sie, wie von jeher, so auch jetzt, den eigentlich Gescheidten, die es wissen, wohin jedes Ding gehört und wie sie es zu nehmen haben, für unnöthig. Weder in jener Apologie selbst aber, noch in dieser Erklärung darüber behauptet er alles durchaus so gemacht zu haben, daß er gar keine Ursache habe, sich Einiges gereuen zu lassen: und hieraus folgt von selbst, daß er auch Betrachtungen darüber angestellt haben werde, wie er fürs Künftige sich zu verhalten habe. Eben um diese Zeit war ihm von neuem nichts so verdächtig geworden als der Enthusiasmus — dießmal auch in der Freundschaft. Kaum aber war seine alte Abneigung gegen den Enthusiasmus wieder erwacht, als er sich mit Enthusiasten von der verschiedensten Art umgeben und mit allen aufs innigste sich befreundet sah; und diejenigen, die ihm seine Abneigung gegen den Enthusiasmus zum Vorwurfe gemacht haben,

mögen wenigstens bemerken, daß seine Abneigung keinesweges einen Mangel an Enthusiasmus zum Grunde hatte. Wurde er nicht selbst, auch hier wieder, der größte Enthusiast? Ich wüßte kaum, daß Verehrung und Liebe für Göthe, Herder und Jacobi sich jemals enthusiastischer ausgesprochen hätten, als bei Wieland.

Wie hätte nun aber er, dem der Enthusiasmus für Religion und Tugend, für Liebe und Freundschaft immer nur — Reue hinterlassen hatte, wie hätte er, sobald er wieder, seiner Gewohnheit gemäß, in sich blickte und forschte, nicht gewahr werden sollen, daß er schon wieder auf dem Punkte stehe, wo sein warmes Herz mit seinem — doch wenigstens kälteren Kopfe davon zu laufen pflegte? Wie nicht merken sollen, daß er aus seiner Bahn heraus geworfen werde? Und wie nicht an die Folgen hievon denken? Er hätte so plötzlich aufhören müssen Er selbst zu seyn; wie etwa aus einem Saulus ein Paulus ward, wenn er auf diese Betrachtungen nicht gekommen wäre, und diese ihn nicht zu der Frage geführt hätten: was sollst du nun thun? Jene Shaftesburyschen inneren Zweigespräche hatte er von Jugend an fortgesetzt, und kam auf keinen wichtigen Punkt in seinem Leben und Wirken, ohne sich eine Thesis zu einer solchen Disputazion aufzustellen. Dieses brachte ihn auch auf den Gedanken, für die Leser des Merkurs, anstatt der bloßen Witzspiele der

Räthsel und Logogryphen, Fragen oder Aufgaben aus der Philosophie des Lebens vorzulegen. Die ersten, die er, im Septemberstück 1775, vorlegte, waren diese:

1.) Was würden wir uns, zu den engern Verhältnissen des geselligen Lebens lieber wünschen, eine Person, die immer nach Grundsätzen und Ueberlegung spricht und handelt, oder eine, die blos nach dem Instinkt eines gesunden Menschenverstandes und eines guten Herzens lebt?

2.) Kann es jemals recht seyn, oder unter welchen besondern Umständen könnt' es recht seyn, wenn Schriftsteller Nazionalstolz und Verachtung eines benachbarten Volkes unter dem ihrigen zu erwecken und zu nähren suchen?

3.) Kann man ein Heuchler seyn, ohne es selbst zu wissen?

4.) Ist ein Mensch desto vollkommner, je mehr er Individuelles hat, oder je mehr er sich dem Ideal des Menschen nähert, d. i. je mehr er ein Mensch für alle Zeiten, Orte und Umstände ist?

Man sieht es diesen Fragen an, daß sie, durch besondere Umstände veranlaßt, Wielands eignen Geist beschäftigten, um sich mit sichselbst und in Beziehung auf Andere ins Klare zu setzen. Eben dieß war nun auch der Fall mit der Frage, die er im Jahr 1776, während seines höchsten Enthusiasmus für Göthe, vorlegte:

Wird durch die Bemühungen kaltblütiger Philosophen und Lucianischer Geister gegen das, was sie Enthusiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böses oder Gutes gestiftet? Und, in welchen Schranken müßten sich die Anti-Platoniker und Lucianer halten, um nützlich zu seyn?

Lessing, der diese Frage, zu deren Beantwortung damals mancherlei geschrieben wurde, am scharfsinnigsten zergliedert hat, *) nannte sie eine zeitige Aufgabe, und fügte hinzu: „Eine Aufgabe der Zeit ist nicht immer eine zeitige Aufgabe. Das ist: eine Aufgabe, welche zur gegenwärtigen Zeit auf dem Tapete ist, ist nicht immer eine Aufgabe, die der gegenwärtigen Zeit besonders angemessen, und eben jetzt zur Entscheidung reif wäre. Ich wollte aber gern, daß man mehr dieses als jenes dabei denken möchte." Angemessen der Zeit war die Aufgabe gewiß, ob reif zur Entscheidung, möchte zweifelhafter seyn. Wenigstens geben die Stimmen jener Zeit darüber keinen sonderlichen Glauben daran. Wir dürfen sie nicht überhören, diese Stimmen, denn gerade sie geben uns den besten Aufschluß über jene Zeit und über Wielands Verhältniß zu derselben, und über sein ganzes künftiges Wirken.

---

*) Leßings Leben von dessen Bruder Bd. 2. S, 148 — 163.

Ein Ungenannter ließ sich, im Merkur selbst, zuerst darüber vernehmen, und begann seine Antwort gleich mit der Behauptung, jene angeführten Geister hätten mehr Böses als Gutes gestiftet, und Böses am meisten für die kaltblütigen Philosophen und Lucianischen Geister selbst. „Was — so fragt er — nennen sie Enthusiasmus? Was nennen sie Schwärmerei? Schief abgezogene Regeln nicht zum Herrn des Genies hinaufsetzen; der Mutter Natur kindlich, einfältig und froh im Schoos sitzen; nicht geometrisirend im Land der Kunst reisen; nicht alle Künste durch Ein Nadelöhr zwängen; in duftenden Jasmingängen nicht über die Nasewärzchen philosophiren; nicht zum Ziele kriechen, wo's mit kühnem Flug erschwungen und umfaßt werden soll! — Schwärmerei? In verschrieenen Schwärmern nicht von α bis ω Unsinn finden; behaupten, was etwa auch einer behauptet; Christenthum nicht zum moralischen Katalogus herabwürdigen; nicht in das Bubengelächter über Wunder hineinschallen, — mehr als genug, um in der Herren nicht allzubarmherziges Gericht zu fallen. Der kaltblütige, gemessene, philosophische Gang liegt (fliegt?) auf! — Und die lucianischen Geister — die zwischen den Büschen rufen und unter den Disteln sammeln! — — Schon aus dem bodenlosen Grund, auf dem all die Bemühungen

schweben, aus dem unsichern, quakelnden Gang, den sie nehmen, — wie viel Gutes ist da zu hoffen? — Aber was ist denn nun Enthusiasmus? Was ist Schwärmerei? Es ist an den streitenden Herren, ihren Feind zu nennen und zu zeichnen. Indeß gebe ich meine zween Pfennige zur Definizion. Enthusiasmus — wehe dem, dem keine Nerven dazu schwingen! — ist heißes Ringen und Dringen nach einem Gegenstand, der groß und hehr dem Geiste vorschwebt, alle Kräfte, alle Sinne gefangen genommen hat, — nicht ruhen, nicht stille stehen, — immer fortdringen, fortringen, bis er errungen, umfaßt, in all seiner Herrlichkeit voll Wonnegenuß verschlungen ist. „Wie ein Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreie meine Seele, Gott! zu dir. Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott; wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue!" Das ist Enthusiasmus! oder Grundlage zum Enthusiasmus. Aber nicht Schwärmerei. Denn Schwärmerei ist der Zauberzustand einer Menschenseele, wo sie, verirrt in unermeßlichen Himmel- und Höllenwüsten, ihre eignen ungeheuersten Einbildungen für wirkliche Empfindungen hält; gar als feste, göttliche Offenbarungen verehret und als solche verehrt wissen will." Der Verfasser kommt nun auf die Frage: Was sollen nun der kaltblütigen Philosophen Bemühungen gegen Enthusiasmus? Er sagt hierüber

manches Wahre und Gute: und wiewol er der Philosohie überhaupt, und insbesondere „Wolfs Philosophie, der kalten, bedächtlichen Dame," nicht geneigt ist, Gutes nachzusagen; so ist er doch ehrlich genug, auch zu sagen: „Immer Enthusiast seyn, ist nicht gut; und nicht gut, immer kaltblütiger Philosoph seyn. Jedes an Ort und Stelle zu seyn, das ist gut. Dieß lehrt der Kopf, jenes das Herz. Reißt nicht Eins weg, sondern zeigt mit beiden, wie sie zum großen Zweck des Lebens harmoniren. Wirft der Enthusiast immer und alle Regeln weg; er thut Unrecht." Weit entfernt indeß, der kaltblütigen Philosophie hiebei ihr Recht angedeihen zu lassen, verfolgt er sie von neuem mit bittern und unerwiesenen Vorwürfen, rückt aber auch sogleich seinem eigentlichen Ziele näher. Ohne daß man sähe, wie er darauf kommt, hebt er plötzlich also an: Christenthum ist — kreuzt euch!! Empfindung, die sich nicht geben, nur denken (danken) läßt. Raisonnement darüber soll aus Empfindung ausgehen, in Empfindung zurückkehren, sonst ist's leer, öd, unfruchtbar Raisonnement. Am unrechten Ort, zu unrechter Zeit, wo's die Empfindung kältet, die reine Erfassung trübet, die feinen zitternden Saiten des inwendigen Menschen abspannt, — führts das langbeinige, hundmagre Thier Deismus ins Land: das frißt, um nichts fetter, Kohl und Rüben

und der arme Besitzer verhungert. Wie nun aus Empfindung, zumal wenn sie im Unkraut erwächst, und mit Imagination vermischt wird, allerlei Unheil entstehen kann und entstanden ist; so wird durch einen sehr raschen Sprung des Urtheils den kaltblütigen Philosophen Empfindung die große Unheilsquelle, wo sie mit Schöpfen, Dämmen und Ableiten nicht fertig werden können. — Eine Religion, wo alles auf Helle des Kopfs und aufgezählten, geradbrechten Pflichtchen herumtreibt: wovon der größte Theil der Menschheit kaum was helle kriegt, oder das ihm die tausendfachen Ringungen und Schwingungen des Lebens so bald verwölken — eine Religion ohne Gott, ohne nahen, helfenden, schützenden Freund, unter dessen Schild sich der arme Erlegene in der Noth des Lebens berge und athme — welche Religion! Und Christenthum ohne Christus, so ganz ohne den mindsten Nachhall seines Geistes, so ganz von der Sündfluth ihrer Todesschwäche, Naseweisheit, Herzlosigkeit und Buchstabenkritik verschlingen, eine hohle von Affen herumgekollerte Nuß, schöngefächerte Moral (und auch das Wort verliert in ihrem Munde all seine Kraft und Würde,) dazu voll heilloser Tücken und schwankender Unbestimmtheit — wer im Himmel und Erde soll denn das annehmen? wem das in seinen um und um liegenden Bedürfnissen

gnug seyn? Mag's ihnen! dem größten besten Menschentheil, der unter Kopf noch Herz fühlt, dem auf gepreßte Brust saurer Schweiß tropft, ists nicht! — Wenn der im Evangelio von Christus, dem Herrn aller Dinge, dem Adam zum geistlichen Leben, dem nahen, sichtbaren, helfenden, vertraulichen Menschengott, dem Führer durch Dorne auf hohe Pfade voll Aussicht — lieset; seine Seele frohlocket, sein Herz aufwallt in Wonne, fühlet den Balsam von oben in die schmerzende Wunde, entgegen wallt dem himmlischen Bruder: — und da kommt ihm ein kaltblütiger Philosoph, dem Aufwallen des Herzens als brennende Nessel im Strauch gilt, und spricht von Gefahr der Schwärmerei, und in welchen aufgeklärten Zeiten (ob Gott will!) wir leben, und wie nun endlich die Lehren des so genannten Sohns Gottes — und die Moral — und ein lucianischer Geist fährt mit Henkersgeissel über Christusgläubige her und flicht Krone von Dornen — was kann da werden? Ihr wollt den Gewissen Freiheit geben, und Niemand hat noch die Gewissen ärger verwirrt, Niemand so viel blutende Herzen abgeschlachtet! Ihr ritzet in den innersten Eingeweiden der Menschheit, löset Sehnen und Adern, jocht den Armen, der in eure Hände fällt, in sibirische Wüsten, und stopft wie die Philister alle Brunnen im Land." — —„ Die ganze Sache,

wie sie noch im Publikum steht — wär doch die Perle nie vor die Schweine geworfen worden! — ist Sache der Untersuchung, logisch-exegetischer, philosophisch-menschlicher Untersuchung. Hat je in aller Welt ein Schwärmer zur Untersuchung gerufen? Das sind die Grundsätze der Herren! das ihre konsequenten Bemühungen! Und wie sie bis hieher untersucht haben, wird ihnen Schande seyn bis ans Ende der Tage. Wer von der Leerheit, Geistlosigkeit, Krümmen und Weibereien unsrer philosophischen Theologen noch nicht Begriff hat, lese was von Berlin, Zürch, Bremen, und woher nicht? zur Prüfung und Verspottung geschrieben worden, und er wird erstaunen. Sind allzumal dahingegeben in verkehrtem Sinn, Lästerung zu reden." — — „Einer der dekarirtesten Gegner der Glaubens- und Gebetskraft gestand mir: Die Verheißungen seyen wirklich allgemein, aus der Bibel lasse sich da nicht entgegen reden. Aber — über so viel Biblisches seyen wir mit Semlers, Tellers, Eberhards, und der Bibliothekare in Berlin ewigem Oehllämpchen hinweg, warum nicht auch —? Ich gab dem Mann die Hand. Wollte Gott! sie wären alle so ehrlich, dann wär des Zankens ein End. Denn zum Gezänk ists fast gediehen. Das unbrüderliche Stürmen, die erbärmlichen Ausfälle erbittern;

und in der Hitze läuft wie viel Menschliches mit unter.“ *)

„Der Schaden also, den die Bemühungen der kaltblütigen Philosophen stiften — doch was brauchts Wiederholung! Schädlicher als die kaltblütigen Philosophen sind ihre Spür- und Jagdhunde, die Lucianischen Geister. Wärs Lucians Geist! Aber ein Gespenst mit klappernden Zähnen und in der Moderhand die Pritsche. Das Bündelchen Witz, den ihnen im Zorne der Himmel gegeben, in Schlamm gewälzt, misbrauchen sie zur Schande der Menschheit, zur Kränkung edler Seelen, zur Bestürmung der Religion, die sie heißen Fanatisme, zur Aergerniß jedes Rechtschaffnen, zur Verwirrung des Volks, und zur Schande ihrer selbst. Auch ohne Gebrauch und Misbrauch ist ihr Gebäude das leichteste, lockerste, windigste, das je ein Thor der Thoren auf Sand gebaut hat: ihr Lämpchen das leerste, erlöschendste, mit dem je eine thörichte Jungfer entschlafen ist. Ich erinnere mich hier drei allerneustberühmter Lucianischer Geister und ihrer Bemühungen, die sich Kürze und Wahr-

*) Das sehen wir an Ihnen, lieber Herr!

W.

heit halber unter Einen Titel bringen ließen — Nachhelf eines V — ivs! *) In Charakterzeichnung die schielendste Einseitigkeit und Verdämmerung; determinirte aufspringende Bosheit und Neidsucht; für Witz die fadesten, abgedroschensten Schwänke, wie sie je in Schusterherbergen herum geboten werden. In philosophischen Untersuchungen die erbärmlichste Abgeschlapptheit, Schwindelwanken eines Berauschten Leerheit, Unverstand, Ueberspruung, neidischer Rückblick — nervenlose Dünnleibigkeit. — Im Roman, dessen hoher Zweck erst in einer Recension hat angegeben werden müssen, weil ihn sonst Niemand geahndet hätte, — keine einzige gut angelegte, wohlausgeführte Scene; nicht zween leidlich gezeichnete, unterhaltene Charakter — eine flache französische Landstraße, auf der man vor langer Weile erliegt. Und gar philosophisch-theologischer Begriff und Angriff — wie ungedacht, wie leer, wie stolpernd, wie schielend — wie ganz ohne Menschen- und Sektenkenntniß — das ganze Buch — Charfreitagsbuch für Kapuziner!" — — „Was haben dergleichen Bemühungen schon geschadet! Helfen noch ganz alle

---

*) Warum nicht herausgesagt, Vomitivs?

W.

Augen verblenden, alle Nerven zereißen! Machen das Feld unsrer teutschen Litteratur, auf dem schon lange Verlegergeitz pflügt, noch ganz zum Stoppelacker, worauf stinkender Wind trifft und lau Wasser fault; verbreiten ägyptische Finsterniß und Frösche und Läuse — bittern manchem trefflichen Manne seinen Tag, erschweren ihm seinen Abend: hindern die edelsten Bemühungen zur Befestigung der Wahrheit und Menschenfreude; zeugen der Religion Verachtung und Ekel, und stutzen für schmale Nachbeter das entkräftete Gerippe Deismus zu Gott und — Tod. Sind denn nicht Krümmen, Falten, Narrheiten, Capricen, Manieren gnug in ihrer eignen Verwandtschaft und Freundschaft? Was nahen sich herzlose Spötter ins Heiligthum leidender Menschheit!« — — —

„Mehr Böses als Gutes, ergiebt sich, wird durch die Bemühungen der kaltblütigen Philosophen und Lucianischen Geister, gegen das, was sie Enthusiasmus und Schwärmerei nennen, gestiftet. — — Oder auch mehr Gutes als Böses, wenn ihr wollt! — Mehr Gutes — daß sie, widerstehend dem, was sie schädlichen Enthusiasmus und Schwärmerei nennen, ohne Wissen und Willen das Christusleere Christenthum verdrängen; Unvorsichtige behutsam machen; Christen in Geduld und Fein-

desliebe üben; *) schlafende Kräfte aufwecken; — und durch Krümmen und Erschlaffung und Bosheit und Parteisucht und Einseitigung und Trockne und Fadheit, vor alle dem warnen. Kraft hebt sich durch Widerstand, neben Finsterniß scheints Licht heller, und dem mans Zeil entreißen will, hälts um so fester. **) Religion, Vernunft und Tugend müssen durch die tollesten Angriffe ihrer Gegner unfehlbar einmal gewinnen. — Am meisten aber schaden wohl die Herren sich selbst. Ihr Herz engt sich zusammen; ihr Auge verliert Helle (?) und Einfalt, sieht nichts mehr wie es ist; ihre Kraft schrumpft ein; in ihrer Seele herrscht Dürre; sie schließen sich eine Quelle von Süßigkeit und Fülle, Glanz und Wonne, um in Mistlachen zu baden; und reiten auf Hypothesen, Unding, Abstraktionen in Abgrund des Meers."

Nach diesen Herzensergießungen kommt der Verfasser auf die zweite Frage: In welchen Schranken müßten sich die Antiplatoniker und Luciane halten,

*) Hierzu hat Wieland — keine Anmerkung gemacht.

**) Zu Teutsch: scheint das Licht u. s. w. der, dem man das Ziel entreißen will, der hält es u. s. w. Scheints Licht ist unteutsch, und giebt dem Styl nicht um den zehntausendsten Theil eines Fliegenhauchs mehr Kraft. W.

um nützlich zu seyn? „Verlorne Arbeit, sagt er, mag's seyn, den Antiplatonikern und Lucianen zumal aus meinem engen Thale auf ihre Höhe hinauf Lehre zu geben. In ihrem Sinn allweise, sind sie dahin gegeben zu Unsinn, sie hassen alle Lehre und wollen des Herrn Furcht nicht haben, wollen keines Rathes und lästern alle Strafe. — So sollen sie essen von den Früchten ihres Wesens und ihres Rathes satt werden.“ Er giebt demnach auch seinen Rath nur „für Unparteiische und Sehende.“ *) Es ist unleugbar manches ganz Gute unter dem, was er räth; darunter aber ist nichts, womit man seine Partei nicht eben so gut schlagen kann, als er die Gegenpartei damit zu schlagen gedenkt. Nur zwei Punkte davon will ich anführen, den ersten, weil er zur Charakteristik der Zeit gehört, den zweiten, um Wielands Anmerkung willen.

1. Es wäre sehr gut, wenn sie (die Antiplatoniker) einmal in einer besondern, von ihrem ganzen Korpus approbirten, Schrift von der Mischung und dem Spiel menschlicher Kräfte handelten, und eigentlich angäben, wie diese Kräfte zum großen Zweck des Lebens, davon sie auch in einem eignen Paragraph reden sollten, ohne Un- und Uebermuth, ohne Schand und Scha-

*) d. i., für die von seiner Partei, und die alles so wie Er sehen. W.

den, einschlagen und gebraucht werden müssen. Insonderheit müssen sie das wahre Verhältniß und den eigentlichen Werth ihrer Regeln zu Empfindung und Genie genau bestimmen.

2. Die Lucianischen Geister müssen ein paar Jahre zur reifen und tiefen Untersuchung ihrer Anlagen, Neigungen, Kräfte, Hirns und Bluts anwenden, um zu erfahren, ob sie zu nichts Bessern in Gottes Welt taugen, als zum Henkersgeschäft eines Satirikers. *)

Ein Anderer trat auf und sagte: „Kann ein Philosoph so unbestimmt fragen? Mich dünkt, wenn 1) die kaltblütigen Philosophen und Lucianischen Geister wahre Philosophen und Lucianische Geister sind; wenn 2) diese Verstand genug haben, den unnatürlichen, falschen, schiefen, ungerechten Enthusiasmus vom wahren, edlen, männlichen Enthusiasmus des Patrioten, Tugendfreundes und des Christen zu unterscheiden; wenn sie 3) selbst noch Nerven der Seele übrig behalten haben; wenn sie 4) für das, was sie wegspotten, etwas geben, das niemand wegspotten kann, und wenn sie 5) Menschenliebe und Mannheit genug haben, einen witzigen, launigen Einfall der unschuldigen Ruhe und dem Wohl ihrer schwächer organisierten Nebenmenschen aufzuopfern; so ist die

*) Der kleine Mann hat, wie wir sehen, einen seltenen Begriff von der Satire. W.

Frage leicht zu entscheiden, — denn unter diesen Voraussetzungen stiften sie gewiß mehr Gutes, als Böses, und verfehlen ihre Schranken nie." Nach dieser allgemeinen Erklärung faßt der Verfasser blos den Gegensatz von Spott und Schwärmerei auf, ohne zwischen Enthusiasmus und Schwärmerei weiter zu unterscheiden. In allen den Antithesen aber, die er darüber aufstellt, entscheidet er sich für die Schwärmerei und gegen den Spott. Er sagt: „Der Enthusiast ist immer ein vorstechender Mensch; der Spötter meist ein gleichgiltiger. Das Reich des Enthusiasten ist immer unter vorstechenden Menschen; das Reich des Spötters immer unter Gleichgiltigen." — Gegen was denn aber gleichgiltig? — „Setzt dem Enthusiasten einen guten Zweck, und er ist Ebenbild Gottes! Was wollt ihr dem Spötter für einen setzen?" — Gäb' es denn wirklich keinen für diesen! Auch das ridendo dicere verum nicht? — „Der Spötter sieht nichts rein; der Enthusiast alles. Den macht sein Betrug immer glücklich; jenen Betrug nicht und Wahrheit nicht." — So wäre dann der arme Mensch sehr zu beklagen! — „Der Spötter kann Menschenkenntniß haben; der Enthusiast hat Engelsgefühl." — Wer kann denn aber dafür, daß die Menschenkenntniß dieses nicht immer aufkommen läßt? — „Der Spott glaubt Toleranz gegeben zu haben, und hat Gleichgiltigkeit gegeben. Der Scheiterhaufen der schlimmsten Schwärmerei ist ein sanfterer Sitz, als

die Gleichgiltigkeit. Der Spott macht alles (?) kleiner; die Schwärmerei alles größer; die ist näher bei der Wahrheit — (ich sehe das Warum nicht) — ist reicher, ist glücklicher. — Gott sitzt in der Mitte (von was?), und sieht alles, wie's ist.«

Beiden Wortführern des Enthusiasmus und der Schwärmerei steht, ruhig prüfend, Lessing gegenüber. Er fängt mit dem Unterscheiden an. Kaltblütige Philosophen? — Nicht alle Kaltblütige sind Philosophen. Aber alle Philosophen, habe ich gedacht, wären doch kaltblütig. Denn ein warmer Philosoph — was für ein Ding! — Ein warmer philosophischer Kopf, das begreife ich wohl. Aber ein philosophischer Kopf ist noch lange nicht ein Philosoph. — — Kaltblütige Philosophen und Lucianische Geister — das sollen doch wohl nicht die nämlichen Wesen seyn? — Lucian war ein Spötter, und der Philosoph verachtet alle Spötterei. Philosophische Köpfe, weiß ich wohl, mochten einmal und möchten noch gern die Spötterei zum Probirsteine der Wahrheit machen. Aber eben darum waren und sind sie auch keine Philosophen, sondern nur philosophische Köpfe. Folglich, sind kaltblütige Philosophen und Lucianische Geister zwei verschiedene Klassen von Geistern; so ist auch die Aufgabe doppelt. Unmöglich kann auf diese doppelte Frage nur Eine Antwort zureichen. Denn nothwendig haben verschiedene Geister auch ein verschiedenes Verfahren. — —

Nachdem Lessing sich darüber erklärt hat, daß in der Aufgabe blos die Rede von dem ist, was die kaltblütigen Philosophen und Lucianischen Geister für Enthusiasmus und Schwärmerei halten, kommt er zur ersten Frage, was der Philosoph dagegen thue. „Gegen den Enthusiasmus der Darstellung thut er nicht allein nichts, sondern er pflegt ihn vielmehr auf das allersorgfältigste. — Aber gegen den Enthusiasmus der Spekulazion? in dem er sich selbst so oft befindet? — Er sucht blos zu verhüten, daß ihn dieser Enthusiasmus nicht zum Enthusiasten machen möge. — Er sucht sich die dunkeln lebhaften Empfindungen, die er während des Enthusiasmus gehabt hat, in deutliche Ideen aufzuklären. Und er sollte dieses nicht auch mit den dunkeln Empfindungen Andrer thun dürfen? — Trifft er endlich auf den doppelten Enthusiasmus, d. i. auf einen Entsiusiasten der Spekulazion, welcher den Enthusiasmus der Darstellung in seiner Gewalt hat, was thut er dann? Er unterscheidet. Er bewundert das Eine, und prüft das Andere.“

„Und gegen die Schwärmerei? — Denn beides soll doch wohl nicht Eins, Schwärmerei nicht blos der übersetzte Ekelname von Enthusiasmus seyn? Unmöglich! denn es giebt Enthusiasten, die keine Schwärmer sind. Und es giebt Schwärmer, die nichts weniger als Enthusiasten sind; kaum, daß sie sich die Mühe nehmen, es zu scheinen. — — Die Begier-

Schwarm zu machen, ist das eigentliche Kennzeichen des Schwärmers. Aus was für Absichten er ihn machen möchte, welcher Mittel er sich dazu bedient: das giebt die Klassen der Schwärmerei. Nur weil diejenigen Schwärmer, welche die Durchsetzung gewisser Religionsbegriffe zur Absicht haben, — — die vielleicht wiederum nur das Mittel ist, eine andere Absicht zu erreichen: nur weil diese Schwärmer leider die zahlreichste und gefährlichste Klasse ausmachen, hat man diese vorzugsweise Schwärmer genennt. Daß manche Schwärmer aus dieser Klasse durchaus keine Schwärmer heißen wollen, weil sie keine eignen göttlichen Triebe und Offenbarungen vorgeben, thut nichts zur Sache. So klug sind die Schwärmer alle, daß sie ganz genau wissen, welche Maske sie zu jeder Zeit vornehmen müssen. Jene Maske war gut, als Aberglaube und Tyrannei herrschten. Philosophischere Zeiten erfodern eine philosophischere Maske. Aber umgekleidete Masken, wir kennen euch doch wieder! Ihr seyd doch Schwärmer, weil ihr Schwarm machen wollt. Und seyd doch Schwärmer von dieser gefährlichsten Klasse; weil ihr das Nämliche, weswegen ihr sonst eigne göttliche Triebe und Offenbarungen vorgabt, blinde Anhänglichkeit, nun dadurch zu erhalten sucht, daß ihr kalte Untersuchung verschreiet, sie für unanwendbar für gewisse Dinge ausgebt, und sie durchaus nicht weiter getrieben wissen wollt, als ihr sie selbst treiben wollet und könnet."

„Gegen diese Schwärmerei, was thut der Philosoph? — Weil er nie die Absicht hat, selbst Schwarm zu machen, sich auch nicht leicht an einen Schwarm anhängt; dabei wohl einsieht, daß Schwärmereien nur durch Schwärmerei Einhalt zu thun ist: so thut der Philosoph gegen die Schwärmerei — gar nichts. Es wäre denn, daß man ihm das für Bemühungen gegen die Schwärmerei anrechnen wollte, daß, wenn die Schwärmerei spekulativen Enthusiasmus zum Grunde hat, oder doch zum Grunde zu haben vorgiebt, er die Begriffe, worauf es dabei ankommt, aufzuklären und so deutlich als möglich zu machen bemüht ist. Freilich sind schon dadurch so manche Schwärmereien zerstoben. Aber der Philosoph hatte doch keine Rücksicht auf die schwärmenden Individua, sondern ging blos seinen Weg. Ohne sich mit den Mücken herumzuschlagen, die vor ihm herschwärmen, kostet seine bloße Bewegung, sein Stillsitzen sogar nicht wenigen das Leben. — — Im Grunde ist es auch nur dieser Einfluß, welchen die Philosophen auf alle menschlichen Begebenheiten, ohne ihn haben zu wollen, wirklich haben. Der Enthusiast und Schwärmer sind daher gegen ihn so sehr erbittert. Sie möchten rasend werden, wenn sie sehen, daß am Ende doch alles nach dem Kopfe der Philosophen geht, und nicht nach ihrem. — — — „O dieses verwüstenden, tödtenden, unseligen Blickes! — sagt der Enthusiast. — Da macht der kalte Mann einen kleinen

lumpigen Unterschied, und dieses Unterschieds wegen soll ich alles aufgeben? Da seht ihr nun, was das Unterscheiden nutzt! Es spannt alle Nerven ab. Ich fühle mich ja gar nicht mehr, wie ich war. Ich hatte sie schon ergriffen die Wahrheit; ich war ganz im Besitz derselben: — wer will mir mein eignes Gefühl abstreiten? — Nein, ihr müßt nicht unterscheiden, nicht analysiren; ihr müßt das, was ich euch sage, so lassen, nicht wie ihr es denken könnt, sondern so wie ich es fühle; wie ich gewiß machen will, daß ihr es auch fühlen sollt, wer euch Gnade und Segen giebt." — — Freilich was konnte der ehrliche Mann in dem Hafen zu Athen, dessen schönen Enthusiasmus ein alter Arzt, ich weiß nicht ob durch eine Purganz oder durch Nieseswurz verjagte, anders antworten, als: Giftmischer! — Also so, nur so beträgt sich der Philosoph gegen Enthusiasmus und Schwärmerei. Ist das alles nicht gut, was er thut? Was könnte denn Böses darin seyn? Und was will nun die Frage: Kann was Böses in dem seyn, was er thut?"

---

3.

Ja, wenn es lauter Lessinge gegeben hätte, so möchte die Frage überflüssig gewesen seyn. Wie wenig sie dies aber war, bezeugen zur Gnüge die andern

Stimmen, die wir vernahmen, und aus denen wir das Streben und Gegenstreben jener Zeit erkennen. Religion und Aesthetik waren die beiden Hauptgegenstände eines lebhaften geistigen Kampfes. Nachdem die Wolfische Philosophie über die Grundsätze der Spenerschen Schule endlich gesiegt hatte, ohne daß jedoch viele Gleichgesinnte dieser auch fernerhin anzuhängen aufgehört hätten, trat eine neue Epoche für die gelehrte Theologie durch philologische und historische Kritik ein, und Ernesti und Semler waren es hauptsächlich, welche sie herbeiführten, dadurch aber zugleich eine freiere Lehrart in der Theologie, welche sowohl den strengen Anhängern dogmatischer Rechtgläubigkeit, als des immer mehr sich absondernden Pietismus, dem die mit den Halleschen Anstalten in einigem Zusammenhange stehende evangelische Brüdergemeine der Herrnhuter eine Zuflucht bot, anstößig war. Hatte man von der durch die Wolfische Philosophie eingerissenen Sucht, alles zu demonstriren, für die Glaubenslehre gefürchtet, so fürchtete man jetzt nicht weniger von der Fackel, mit welcher die Kritik und Geschichte leuchteten, und in welcher die Gegner nur eine Brandfackel sahen, obgleich Luther selbst mit einer solchen Fackel vorgeleuchtet hatte! Aber Luther sollte ja die Reformation nur angefangen, nicht vollendet haben, und man ermunterte zur Vollendung dieses Werkes, eines aufgeklärten Christenthums. Freilich wohl! Aber

was konnten Ernesti und Semler dafür, daß sie nicht alles so finden konnten, wie man wollte, daß sie es finden sollten? — Sie forschten, prüften, als echte Gelehrte, und es war ihre Schuld nicht, wenn schwache Seelen, für deren Schonung man so zart besorgt war, nicht ein Gleiches konnten oder wollten. Eben so wenig war dies die Schuld der engländisch-französischen Philosophie, die nun immer mehr und mehr in Teutschland die Wolfische verdrängte. Die Begründer der neuen Epoche in der gelehrten Theologie hatten auf Philosophie gar keine Rücksicht genommen, allein für immer konnte dies um so weniger ausbleiben, da mit dieser Philosophie zugleich die Resultate einer ungleich reichern Weltkunde und philosophischen Geschichte sich verbreiteten. Man hätte absichtlich die Augen schließen müssen, oder man mußte Vergleichungen anstellen. Wenn nicht Freidenker entstanden wären, so würde man Ursache haben, sich darüber zu verwundern. Was ist denn aber Denken, wenn es nicht Freidenken seyn soll? Dies wenig achtend, stempelte man den Namen des Freidenkers, wie den des Deisten, der mit Atheist ziemlich für gleichbedeutend galt, zu Schimpfnamen. Um dies mit desto größerem Scheine des Rechtes thun zu können, machte man zwischen mehreren, von einander verschiedenen, Klassen gar keinen Unterschied. Eine Klasse machte nur eine, und ganz ruhige, Anwendung von der damaligen Philo-

sophie auf die damalige Theologie, allerdings nicht ohne diesen oder jenen Punkt der Glaubenslehre zu bestreiten; eine zweite bestritt lebhafter, und auch nicht ohne die Waffen des Witzes, gewisse gleichsam geheiligte Folgen eines Aberglaubens, den man, nicht in den lautersten Absichten, als echten Glauben aufgestellt hatte; eine dritte Klasse, welcher die Religion überhaupt und sittliche Grundsätze wohl gleichgiltig seyn mochte, hatte nur Witz und Spott, denen nichts heilig war. Deren sogenannte Freigeisterei allein entsprang aus einer unreinen Quelle, und bewieß sich auch meist nur in einer leichtsinnigen Possenreißerei. Umhüllte sie sich mit dem Philosophen-Mantel, so gab sie ein sophistisches Gewebe anstatt gewissenhaft geprüfter Sätze, und blendete, anstatt durch Gründe zu überzeugen. Diese Klassen nun hätte man genau von einander unterscheiden sollen; allein im Eifer warf man sie eben so zusammen wie die Wolfische und die neue aus der Lockeschen hervorgegangene Philosophie, die doch nicht weniger verschieden in ihren Grundsätzen wie in ihren Folgen waren. Die Wolfische Schule zweifelte nicht daran, eine Metaphysik dogmatisch aufstellen zu können, und die theologische Glaubenslehre hatte nur in sofern davon zu besorgen, als die Offenbarungstheorie dadurch gefährdet werden konnte; die neuere Philosophie war in Hinsicht auf Methaphysik immer skeptischer geworden, und bewirkte allerdings eine

größere Gleichgiltigkeit gegen Untersuchungen über Gegenstände aus dem Gebiete des Uebersinnlichen. Die Folge davon in Beziehung auf die Glaubenslehre war bei Verschiedenen verschieden. Bei Einigen entstand ein entschiedener Unglaube — an jene Glaubenslehre nämlich, — Andere dagegen hingen ihr in eben dem Grade fester an, in welchem die Philosophie in dem, wonach sie so sehr verlangten, ihren Zweifel erregte und sie in Ungewißheit ließ. Sie wollten einen sicheren Halt, und da ihnen die Vernunft diesen nicht zu geben schien, so hielten sie — aus Gefühl und Ahnung um so fester an dem Offenbarungsglauben, zum Theil nicht, ohne in Hinsicht auf kirchlichen Dogmatismus eben so ketzerisch zu seyn als die philosophische Partei. Mit einem Theile derselben trafen sie sogar darin überein, daß sie, anstatt auf bloße Theologie, auf Religion hinzuwirken strebten.

Ein eben solches Gegenwirken verschiedener Parteien fand in Beziehung auf Aesthetik statt. Reformatoren waren Herder und Göthe, dessen Partei aber war die revoluzionäre Partei, deren Streben gegen Aristoteles, (den jedoch Herder in Schutz nahm) Baumgarten und Bateux, gegen den Grundsatz der Einheit in Mannichfaltigkeit und den Grundsatz der Nachahmung der Natur, und gegen die nach den Regeln jener Theorie und in der Manier der altfranzösischen Schule gebildeten Kunstwerke gerichtet war. Lessing hatte, um die Leerheit jener

Technik, bei welcher man sich griechischen Geschmackes rühmte, weil man des mißverstandenen Aristoteles Regeln beobachtete, recht eindringlich zu machen, stets auf Shakespeare's romantische Wunderwelt hingewiesen und Bewunderung für diesen Riesengeist erregt. Von dieser Bewunderung ging der Sturm gegen die alte Theorie aus, deren Schranken dadurch in der That nicht blos erschüttert, sondern niedergebrochen wurden. Sulzer wurde ängstlich und prophezeite gar nichts Gutes und alle Kritiker der alten Observanz schüttelten gewaltig die Köpfe. Je mehr man aber von dieser Seite das Alte hüten wollte, desto weiter ging man von der andern, und spottete aller Theorie, aller Regeln. Um Geist und Ton jener Partei kennen zu lernen, dürfen wir nur denselben Mann reden hören, welcher vorhin über Wielands Aufgabe die zweite Stimme abgab.

„Siehe, Lenz, wie's andre machen! Weiße schrieb elende Stücke und wurde zum Himmel erhoben; Engel, Gebler, die Stephanis, und wer weiß mehr, schreiben, was du und ich nicht lesen mögen, und werden gelobt. Willst du gelobt seyn, so schreib nach ihrem Muster! — Aber dafür bewahre dich der Himmel! Nein Lenz! Verflucht sey der Federzug, den du thust, um von den Männern gelobt zu werden, die die Werke des Geists ins Klafter legen und was drüber und drunter ist verwerfen! Begnüge dich, denen zugefallen, die Herzen haben!

Diese posaunen nicht, trommeln nicht, aber sie stellen, was du Gutes machst, in den Tempel, wo ihre Kinder und Kindeskinder dein Bild umarmen, und dich, ihren Freund, ihren Bruder, bei jeder Thräne, jeder Aufwallung ihres Herzens segnen werden. Newton und Kopernikus, die Gotteswerke nachmaßen, haben den Schöpfer weniger gerühmt, als der Greis, der sich in seinem Sonnenstrahl wärmt, und hinauf seufzt, bis er die Hand siehet, die sein kaltes Haupt erquickt!

„Tausend Thore sind, wodurch die Natur in unsre Herzen eindringt. Die Schulweisen kennen nur eins, und haben alle andere verrammelt, und in sich und ihren Schüler auf ewig verschlossen. — Auch das eine kennen wenige recht. — — — Ich habe die griechischen Dichter gelesen, eh ich den Aristoteles las. — — — Nein, ich kann dirs nicht sagen, Lenz, wie mir wurde, da ich den kalten Unmenschen die Linien drechseln sah, womit er die Wege bezeichnen wollte, worauf die Unsterblichen zu meiner Seele gegangen waren. Zehn Jahre warf ich das Buch hinter mich. Ich hatte inzwischen gehört, wie die Leute von den Dichtern sprachen, womit ich so lange, wie mit Geistern des Himmels gelebt hatte. Der rühmte ihre Kunst zumalen; der bewunderte am Sophokles die Einheit seiner Handlung, der am Homer das Gewebe einer so verwickelten, so wahrscheinlichen Geschichte, woraus er nur die Götter wegwünschte;

der erhob die strenge Beobachtung des Kostum im Ossian; der die Macht der Illusion; Einer untersuchte, warum das Schöne schön wäre, und fand es darin, weil vieles in eins stimmte; ein anderer, weil die Natur so schön nachgemacht wäre; ein dritter zog aus allem dem Regeln; ein vierter schrieb nach den Regeln, und ich marterte mich zu finden, was die Leute gesagt hätten, und zu fühlen, was sie schrieben, und ich fands nicht, und verstands nicht. — Um diese Zeit ward ich krank. — — Ich nahe mich nie den Dichtern, die ich ehre, als wann ich frei und gesund bin. Aus Langeweile nahm ich da den Aristoteles, den Dubos, den Marmontel, den Batteux, den Baumgarten, sogar den Meier. Keinen glücklichern Zeitpunkt konnten sie wählen. Unfähig zu fühlen, hatt' ich Muße und Kälte genug, ihnen nachzudenken. Bei ihren Anmerkungen und Beobachtungen fielen mir immer Beispiele aus meinen Dichtern ein, die sie bestätigten. Ich erinnerte mich an die Einheiten im Sophokles; konnte im Homer die Episoden genau unterscheiden; nannte mein dunkles Gefühl vorm griechischen Theater Schrecken und Mitleiden; billigte alle Regeln — und bekam Ehrfurcht vor den Leuten, die nach ihnen schrieben. — Da ich wieder anfing gesund zu werden, sucht' ich diese sorgfältig auf. — — Ich sah überall Maas und Zirkel, und erstaunte, daß ich, überzeugt von der Wahrheit der Regeln,

doch ungerührt bliebe. Schon glaubt' ich, durch meine Krankheit alle Elastizität meines Herzens verloren zu haben, als einmal Shakespears Macbeth in meine Hände fiel. — — Da fühlt' ich mich zum erstenmal wieder. — — Da ich wieder zu mir selbst kam, und überdachte, was ich gelesen hatte, und es zusammen hielt mit den Regeln, fand ich Zauberkraft und dadurch Zauberstab. Da sah ich, was ich in der Krankheit nicht sah, daß die Regelmacher alle nur an der Hülle gehangen, und den Geist nicht gekannt hatten, der sie belebte. Sah mehr. Sah, daß der Geist, wo er ist, sich Hülle nehmen kann, und nie von dem verkannt wird, dem er hörbar ist. Sah, daß hundert gegen einen, nur die Hülle kennen, nur die Hülle lieben. Aber die Hülle ist todt, und sie glauben sie nur zu lieben, weil man ihnen gesagt hat, sie ist schön. Der Geist, der in ihr webt, spricht ihnen nie. — Sieh, Lenz! das ist Europens Aesthetik."

Man sieht, wie der Enthusiasmus Wahres und Falsches auch hier durcheinander gemischt hat. Wenn er nun aber alle Theorie bei ästhetischen Hervorbringungen, und Anwendung aller Regeln bei Beurtheilung derselben vernichtet wissen will, was setzt er an deren Stelle? Dort Genie, hier Gefühl. — Unleugbar ist er auf dem rechten Wege; Schade nur, daß er sich nur zu bald von diesem wieder auf Abwege verirrte. Die bloße Gefühlskritik würde

gar bald alle Kunstrichterei auf den einzigen Klimax eingeschränkt haben, welchen der ihrer spottende Göthe seinen Merkulo machen läßt: das macht Effekt! — Das macht einen ganz besondern Effekt! *) Um nun aber auch als Kritiker welchen zu machen, ergoß man sich in hyperbolischen Ausrufungen und gerieth in eine Art von Verzuckung über das, was man gesehen, was man gehört, und gefühlt habe. Glücklicher Weise wurden jedoch nicht alle ästhetischen Kritiker zu solchen Enthusiasten, und dadurch ging der Vortheil von dem, was an der Sache wahr ist, doch nicht ganz verloren. Man sah weniger auf das Technische und Korrekte als auf den das korrekte Technische belebenden Geist und die eigentliche Darstellung; Untersuchungen über psychologische Wahrheit traten mehr und mehr an die Stelle der Prüfung nach zum Theil blos herkömmlichen Regeln, und besonders wurden die Untersuchungen über Empfindungen, Gefühl, Leidenschaften, hauptsächlich über Pathetik sehr befördert, indem man das, was in dem Gedichte wirkt, schärfer ins Auge faßte An die Stelle des Princips blos technischer Regelgerechtheit oder der Korrektheit trat das Princip der Wirksamkeit. Wie die Aesthetik in ihrer Fortbildung allezeit mit den Veränderungen in der Phi-

*) Im Triumph der Empfindsamkeit.

losophie parallel ging, so auch jetzt, und man kann leicht bemerken, daß die neue von England ausgegangene Philosophie bedeutend hierauf eingewirkt hat.

Gleichzeitig mit der Theorie gestaltete sich die ästhetische Praxis um; die Umgestaltung der Poesie aber zeigte sich, seit dem Götz von Berlichingen, zunächst und hauptsächlich auf der Bühne, deren sich die neuen Shakespeare bald bemächtigten. Die Periode, während welcher dieses geschah, hat man die Genieperiode, oder auch, nach dem Titel eines Klingerischen Drama aus jener Zeit, die Sturm- und Drang-Periode genannt. Die ersten Urheber derselben und deren Nachtreter bezeichnete man gewöhnlich als Genies, Geniemänner, Kraftmänner. Der letzte Name stand nicht blos in Beziehung auf das von ihnen befolgte Prinzip der Wirksamkeit, zufolge dessen man auf den stärksten Effekt hinarbeitete, sondern auch in besonderer Beziehung auf ein gewisses System von Natürlichkeit, welches immer mehr Anhänger gewann und nicht ohne sehr bedeutende Folgen geblieben ist. Es ging unsprünglich von Rousseau aus, der auf alle Weise die in bürgerlicher Konvenienz verkümmerte Menschheit zur Natur zurück zu führen bemüht war. Unsern Genies, welche die Fesseln der herkömmlichen Regeln sprengten, mußte dieses System zusagen, und als Kraftmänner, waren sie zugleich Naturmenschen. Alles dies war ganz in der Ordnung, und

vielleicht auch, daß die Herren im ersten Gefühl ihrer freien Kraft nicht blos sehr tumultuarisch verfuhren, sondern auch allzunatürlich wurden. Kaum hatte Götz an den Hauptmann ein nicht sehr einladendes Gastgebot ergehen lassen, als man die Natürlichkeit von aller Sitte entband. Ein trefflicher Schilderer, der jener Zeit nahe genug stand, Friedrich Schulz, gab von den Kraftmännern diese Erklärung: „Kraftmänner sind, die die Natur darstellen wie sie ist; keine Regeln kennen, als die eine unbändige Phantasie ihnen eingiebt; Leute in aller Welt Augen aufs grausamste morden, kastriren, Nasen und Ohren abschneiden lassen; von A * * lecken und Kindermachen laut sprechen; züchtigen, ehrsamen Frauen und Mädchen im Antlitz, Scenen der Nothzucht aufstellen, — alles, pure, klare Natur!“ — „Als Berlichingen und Werther noch neu waren, nahm jeder junge Mensch, der Geniedrang fühlte, oder vielmehr zu fühlen glaubte, sich vor Andern was heraus, setzte den Hut auf Ein Ohr, zog den Rock aus, schmiß alle, die ihm zu nahe kamen, mit Koth, gesellte sich zu den Gassenlümmeln, schuppte jeden, der ihm nicht auswich, machte krumme Sprünge und rief Eines Rufens: Seht Leute! das kann ich! Wer's nicht nachmacht, oder sich drüber mokirt, ist ein Heuochse!“ Wie arg man es getrieben habe, läßt sich daraus schließen, daß Lessing entrüstet sagte: Wer mich ein Genie nennt, dem gebe ich ein

Paar Ohrfeigen, daß er denken soll, es wären vier!

Bei so großer Natürlichkeit des Dargestellten fehlte es aber häufig an Natürlichkeit der Darstellung, obschon man nach dieser durch Annäherung der Schriftsprache an die Sprache des gemeinen Lebens in zahllosen Elisionen und Ellipsen hinstrebte. Um aber auch das Genie leuchten zu lassen, zeigte man sich in den seltsamsten Verdrehungen der Perioden und halsbrechenden Sprüngen. So hatte Lenz im Jahr 1774 Anmerkungen übers Theater herausgegeben, in denen allerdings manches Wort zu seiner Zeit — zum Theil auch noch für die unsrige — gesagt ist, aber seltsam auch darin, daß er den Leser zu vielen Vordersätzen die Nachsätze nur errathen läßt. Wieland schrieb damals über diese, anfangs von Einigen Göthe zugeschriebenen, *) Anmerkungen: „Der Verfasser mag heißen wie er will, traun! der Kerl **) ist

---

*) S. darüber Göthe's Leben. Bd. 3. S. 382.

**) Lieblingswort der Kraftmänner. Lenz in den erwähnten Anmerkungen zum Theater sagt, bei unserm Trauerspiele müsse man den Volksgeschmack der Vorzeit und unsers Vaterlandes zu Rathe ziehen, der noch heut zu Tage Volksgeschmack sey, und da finde er, daß er immer darauf losstürme (die Aesthetiker mögens hören oder nicht): das ist ein Kerl! das sind Kerls!

Genie, und hat blos für Genien, wie er ist, geschrieben, wiewohl Genien nichts solches nöthig haben. Sollt' ihm dies aber nicht erlaubt gewesen seyn? Durft' er doch schreiben, was gar niemand, was er selbst nicht verstunde! Wer konnt's ihm wehren? Für's Publikum ist so was freilich nicht. Denn was soll dies damit machen? Wie soll es dem Genie seine Räthsel errathen? oder ergänzen, was der geheimnißreiche Mann nur halb sagt? oder ihm in seinen Gemssprüngen von Klippe zu Klippe nachsetzen? — Sein Ton ist ein so fremder Ton, seine Sprache ein so wunderbares Rothwelsch, daß die Leute dastehn, und's Maul aufsperren, und recken die Ohren, und wissen nicht ob sie süß oder sauer dazu sehen sollen: — sehen also Höflichkeits halber und um sicher zu gehen, lieber süß, wie die meisten Zeitungsschreiber und Rezensenten. — Sein Ton ist nicht der Ton der Welt; es ist auch nicht der Ton der Untersuchung; Schulton ist's auch nicht; Kenner haben sonst auch noch nie so gesprochen. Was ist's denn? Es ist der Ton eines Sehers, der Gesichte sieht, und mit unter der Ton eines Tuomo Baccherapistuipterum, der seinen Mund weit aufthut, um etwas herrliches, funkelneues, noch von keinem Menschensohn gesagtes, zu sagen, und dann gleichwohl (wie Horaz in seinem Rausche) gerade nichts sagt, das sich der Müh verlohnte, das Maul so weit aufzureißen. Mag seyn,

daß ein solcher begeisterter Seher oder Genie allerlei Dinge sieht, die wir andern Leute, die ihrer Sinnen mächtig sind, nicht sehen, — auch wol zwo Sonnen, zwo Theben für eine, — aber das Unglück ist, daß der Leser selten gewiß werden kann, was der Mann gesehen hat, und ob er auch recht gesehen hat. Ein solch Büchlein, so klein es ist, den Lesern, die keine Genien sind, verständlich zu machen, zu prüfen, das Korn von der Spreu zu scheiden, und zu zeigen, was darin gesunde Kritik und was eitelschale Persiflage ist, was wirklich neu gedacht und was nur durch die Affektazion seltener Wendungen, Wortfiguren und Nothzüchtigung der Sprache den Schein einer unerhörten Entdeckung bekommen hat, wiewohl Andere das lange vorher kürzer, deutlicher und richtiger gesagt haben, — alles dies zu thun, müßte man ein Buch in Folio schreiben! und wer soll's schreiben? oder, wenn's geschrieben wäre, wer soll's lesen?«

Wenn Wieland alle diese Zeichen der Zeit betrachtete, so mußte besonders Eine Stelle in jenen Anmerkungen sein Nachdenken aufregen. Lenz gedenkt des Unterschiedes zwischen der antiken und modernen Tragödie, und leitet aus dem gottesdienstlichen Ursprunge und dem religiösen Charakter der antiken Tragödie ab, daß das Schicksal darin die Hauptsache habe seyn müssen, die Charaktere erst das Zweite. Die Hauptempfindung habe seyn müssen, nicht Hoch-

achtung für den Helden, sondern blinde und knechtische Furcht vor den Göttern. „Ich sage, — fährt er fort, — blinde und knechtische Furcht, wenn ich als Theologe spreche. Als Aesthetiker, war diese Furcht das einzige, was dem Trauerspiele der Alten den haut gout, den Bitterreiz gab, der ihre Leidenschaften allein in Bewegung zu setzen wußte. Von jeher und zu allen Zeiten sind die Empfindungen, Gemüthsbewegungen und Leidenschaften der Menschen auf ihre Religionsbegriffe gepfropfet, ein Mensch ohne alle Religion hat gar keine Empfindung, (?) ein Mensch mit schiefer Religion schiefe Empfindungen, und ein Dichter, der die Religion seines Volks nicht gegründet hat, (?) ist weniger als ein Meßmusikant.“

Den Sinn dieser *schiefen Rede* zu errathen, dürfte so leicht nicht seyn. Es ist damit allerdings auf etwas Wahres hingedeutet, was jedoch schwerlich deutlich gedacht war, auf den Zusammenhang des *Aesthetischen* nämlich in unsrer Natur mit dem *Religiösen*. Dachte sich nun aber Wieland, was herauskommen müßte, wenn *dieses* ästhetische Geniewesen auch in das Gebiet der Religion eindränge, — fürwahr, so mußte ihm sonderbar zu Muthe werden, und um so mehr, da sich bereits Spuren davon gezeigt hatten, wohin dies führen möge.

Zunächst lag am Tage, daß man an die Stelle von Religion überhaupt und Offenbarung überhaupt

nur die Christliche in'sbesondere setzen wollte. Wenige Jahre vorher hatte Lavater in seinem Enthusiasmus seine teutsche Uebersetzung von Bonnets philosophischer Untersuchung der Beweise für das Christenthum dem Juden Moses Mendelssohn zugeeignet, und in der Zueignungsschrift, „vor dem Gotte der Wahrheit, Beider Schöpfer und Vater, ihn gebeten und beschworen: nicht, diese Schrift mit philosophischer Unparteilichkeit zu lesen, denn das werde er gewiß, ohne sein Bitten, sonst thun: sondern, dieselbe öffentlich zu widerlegen, wofern er die wesentlichen Argumentazionen, womit die Thatsachen des Christenthums unterstützt sind, nicht richtig finde: dafern er sie aber richtig finde, zu thun, was Klugheit und Wahrheitsliebe ihn thun heiße; — was Sokrates gethan hätte, wenn er diese Schrift gelesen und unwiderleglich gefunden hätte.“ So fand sie nun Mendelssohn keineswegs, und es hätte zu sehr ärgerlichen Streitigkeiten kommen können, wenn der voreilige Enthusiasmus des Christen auf einen minder bedenklichen Juden gestoßen, und wenn nicht Christ und Jude gute Menschen gewesen wären.

Unter den Christen herrschte nun aber selbst keine Einigkeit. Während unter Joseph Katholiken verschiedentlich gegen manche Punkte ihrer Glaubenslehre zu protestiren anfingen, waren die Protestanten unter sich über Stillstand oder Fortgang der Reformazion und, was davon die natürliche Folge war, die echte

Gestaltung des Christenthums zerfallen. Zu beiden Seiten der ruhigen und gewissenhaften Forscher standen Enthusiasten und Schwärmer, dort razionalistische, hier phantastische. Auf welche Seite sich die hinneigen würden, die im Aesthetischen überall auf Genie und Gefühl drangen, kann denen nicht zweifelhaft seyn, welchen nicht unbekannt ist, was Göthe selbst in dieser Beziehung von sich bekannt hat. Daß man im Allgemeinen auf Mystizismus kommen mußte, ist unzweifelhaft; Göthe war durch sein Verhältniß zu der Fräulein von Klettenberg, die er in den Bekenntnissen einer schönen Seele sich selbst hat schildern lassen, sogar zu dem Studium mystisch-alchymistischer Werke, bis auf Theophrastus Paracelsus zurück geführt, und endlich durch die Lektüre von Arnolds Kirchen- und Ketzer-Historie auf die Idee gebracht worden, sich eine eigne Religion zu bilden, deren Grundlage Platonismus, und Mystisch-Hermetisch-Kabbalistische Philosophie gewesen seyn würde. Wäre ein Geist wie Göthe damit hervorgetreten, so würde es ihm an Anhängern so wenig gefehlt haben als Lavatern, denn drei verschiedene Umstände, — der Mangel des Metaphysischen in der Philosophie, das Unbefriedigende für Herz und Phantasie in neuprotestantischen Systemen, und Uebersättigung einst irreligiöser Weltlinge, — führten gerade der Partei, die auf das Geheimnißvolle, die Phantasie Aufregende, das Gefühl

in Bewegung Setzende, und wol auch das Gewissen Beschwichtigende hinwirkte, eine nicht geringe Anzahl von Anhängern zu.

Wieland war bei allem diesem nichts weniger als gleichgiltig. Wäre er dies gewesen, so würde ihm jene Aufgabe gar nicht in die Gedanken gekommen, und nicht gerade so von ihm aufgestellt worden seyn. Hören wir aber zuvörderst ihn selbst hierüber.

Die beiden ersten Beantwortungen der von ihm aufgeworfenen Fragen waren durchaus nicht von der Art, daß sie seiner Erwartung hätten entsprechen können. Er begleitete deshalb die erste Beantwortung mit folgender Erklärung.

„Ich hatte, schrieb er, eine sehr reine, harmlose unparteiische Absicht, als ich die Aufgabe den Freunden der Wahrheit zu beliebiger Untersuchung und Beantwortung ausstellte. Da ich selbst unter die Leute gehöre, die weder immer begeistert, noch immer kaltblütig sind, weder immer raisonniren, noch immer schwärmen, weder immer lachen, noch immer weinen; und da ich auf keines Meisters Worte und in keines Menschen Seele geschworen habe: so glaubte ich, für meine eigne Person, unter dieser Aufgabe in keinerlei Weise betroffen zu seyn. Ob Tros, ob Lutulus bei einer unparteiischen Auflösung derselben zu gewinnen oder zu verlieren habe, bekümmerte mich gar nichts: Mir genügte daran, daß wahrheitsliebende, beleh-

rungsfähige und Belehrung wünschende Leser (deren doch in dem weiten Umfang der teutschen Sprache sehr viele seyn möchten) nothwendig dabei gewinnen müßten. Mir war es um die Sache, nicht um Personen, — um reine Aufklärung und Berichtigung einer eben so wichtigen als verwickelten praktischen Frage, nicht um Behauptung einer schon voraus genommenen Partie, — um Frieden, den ich mir als die natürliche Folge einer unbefangenen kaltblütigen Untersuchung und Ausgleichung vorstellte, nicht um Reiz und Zunder zu neuer Verbitterung zu thun. Denn mit kaltem Blute muß freilich jede Untersuchung angestellt werden; und so sollt' es auch bei dieser seyn. — — — Der Ungenannte hat nicht kaltes Blut genug gehabt, in diese meine Denkart und Absicht einzugehen. — Er spricht durchaus in einem Ton, der bei jedem ruhigen Leser die Vermuthung erregen muß, daß man einen Cicero pro domo sprechen höre. Er hat einen gewaltigen Groll gegen die kaltblütigen Philosophen und Lucianischen Geister; und man merkt ihm deutlich an, daß er, wenn er Groß-Sultan über den Erdkreis wäre, von diesen ihm sehr fatalen Herren nicht einen übrig ließe. Er kann, scheint es, nicht von der Sache selbst sprechen, ohne an Cajus, Titius, Pontius, Hannas und Kaiphas zu denken; mit diesen, nicht mit der ganzen Klasse, hat er's zu

thun; und da es also Individua sind, auf die er seine Pfeile losdrückt: so ist es natürlich, daß er es mit einer gewissen Bitterkeit thut, die seiner guten Sache, der Wahrheit die er sagt, bei ruhigen aber noch ungewissen und blos Belehrung suchenden Lesern Schaden thun muß. Denn so ists nun einmal: die Präsumzion ist immer wider den, der mit Heftigkeit und Bitterkeit spricht, und durch die Art, wie er seinen Widerpart behandelt, Unmuth oder Verachtung gegen ihn blicken läßt. Vor dem Areopagus des ruhig prüfenden Menschenverstandes gilt auch nicht der kleinste Anschein von Leidenschaft. — Alles dieses mußte mir nothwendig auffallen, da ich das Manuscript des Unbekannten (denn ich versichre hiermit feierlich, daß ich seinen Namen nicht weiß) zum erstenmal überlas. Meine Frage war durch seine Antwort nicht nach meiner Absicht beantwortet, denn ich hatte keine einseitige, keine mit der stärksten Affektion für die Eine, und dem lebhaftesten Widerwillen gegen die andre Partei — weil ja doch Partei seyn muß! — geschriebene Antwort gewünscht. Noch mehr: der bitterspottende Ton des einen Abschnittes, — die verächtliche Einmischung der Namen würdiger und verdienstvoller Männer, wie Semler, Töllner u. a. — die Benennung der Oerter, Berlin, Zürich, Bremen u. s. w. war mir von Herzen mißfällig, weil ich aus dem teutschen Merkur weder

einen Fechtplatz, noch ein Schlachtfeld zu machen gesonnen bin. Allein, dem allen ungeachtet, glaube ich, ein Mann, der so viel Wichtiges, Wahres, oder wenigstens so viel Prüfungswürdiges sagt, wie dieser Ungenannte, verdiene gehört zu werden. Ich legte also seinen Aufsatz vor, ohne unbefugte Anmaßung, weder in den Sachen, noch im Styl, — an welchem gewisse Affektazionen, die der Verfasser vermuthlich nicht dafür erkennt, mir herzlich zuwider sind, etwas zu verändern. — — — — Der Verfasser dieses seltsamen Aufsatzes gehört unstreitig unter die Geisterart, die keinen Scherz ertragen kann, wiewohl sie sich selber, nicht selten, den bittersten Spott über ihre Gegner und Gegenfüßler erlaubt. Kein Wunder also, daß die armen Lucianer ihren Prozeß bei ihm schon zum voraus verloren haben, wie ein der Hexerei beschuldigtes altes Mütterlein, vor einem Inquisitor, der an seinen del Rio glaubt. Ueberhaupt scheint er noch mit seinem ersten Spieß zu laufen, und die Dinge dieser Welt nicht zu sehen, wie sie sich dem natürlichen gemeinen Menschensinne darstellen, sondern wie sie in der Zauberlaterne seiner bezauberten Phantasie erscheinen. Bei allem dem macht ihn (wie alle aufrichtigen Enthusiasten) sein gutes Herz liebenswürdig. Seine Intoleranz und Bekehrsucht ist lauter herzliches Wohlmeinen mit der Menschheit. Er möchte gern alles glücklich machen, alle

Schweinsborsten zu Lämmleinswolle kämmen, alle Menschen, wenn's doch nur möglich wäre! in heilige Engel verwandeln; denn da wär' uns doch um ein gut Theil besser als jetzt, denkt er. Und weil ihm nun alle seine Ideen so evident sind, als sein eignes Daseyn; so ist natürlich, daß er unmöglich, ohne sich herzlich zu ereifern, von den abgekühlten oder gar kalten Leuten sprechen kann, denen alles ganz anders als ihm vorkommt. Scherz und Ironie wird nichts gegen ihn verfangen; ich zweifle sogar, daß es auf irgend eine Art möglich seyn möchte, in dem Seelenzustande, worin er itzt ist, seine Vorstellungen zu berichtigen."

Man sieht, Wieland ist gegen den Ungenannten so billig, als ein unparteiischer Beurtheiler nur immer seyn kann; schwerlich aber wird er davon überzeugt haben, daß er ganz parteilos in dieser Angelegenheit gewesen sey. Zwar sagt er selbst, daß er geglaubt habe, für seine eigne Person unter dieser Aufgabe auf keinerlei Weise betroffen zu seyn, allein dies kann auf keinen Fall einen andern Sinn haben, als diesen: er habe sich veranlaßt gefunden, über das Wirken jener verschiedenen Parteien so ruhig und unbefangen alle wohlbegründeten und geprüften Urtheile zu vernehmen, daß er dadurch bestimmt werden könnte, nun selbst sich für diejenige Partei zu entscheiden, die er für die beste erkennen würde. In so weit war er gewiß parteilos, ja er mochte

sich sogar diese Parteilosigkeit als Pflicht vorgeschrieben haben, da er über den Standpunkt, den er für sein Wirken unter solchen Umständen zu wählen habe, nachdenken mußte. Dies alles hindert jedoch nicht, daß er nicht den geheimen Wunsch gehegt haben könnte, diejenige Partei, zu welcher er sich bisher bekannt, und die wol auch jetzt seinen größern Beifall hatte, möchte durch die Lösung jener Aufgabe gerechtfertigt da stehen. Ganz offenbar aber war er nicht ganz mit sich einig und befand sich im Zustande des Schwankens, aus welchem sich das anscheinend Schwankende in seiner Aufgabe selbst ganz allein erklärt.

Daß diese Aufgabe eine doppelte sey, haben alle, welche die Lösung versuchten, bemerkt; nur der Erste der Angeführten hat aber darauf Rücksicht genommen, daß in der zweiten Frage auch der Antiplatoniker gedacht wird, jedoch ohne dabei auf die Untersuchung geführt zu werden, ob denn diese und wie von den, neben ihnen erwähnten, Lucianen zu unterscheiden seyen. Selbst Lessing hat hierauf keine Rücksicht genommen, dagegen aber in der ganzen Aufgabe — und mit Recht — etwas Befremdendes bemerkt. Er sagte: „Eine sonderbare Aufgabe! dünkt mich bei dem ersten allgemeinen Blicke, mit dem ich sie anstaune. Wenn ich doch wüßte, was diese Aufgabe veranlaßt hat, und worauf sie eigentlich zielt! Weiß man wenigstens nicht, wer sie aufgegeben? Ein kaltblütiger

Philosoph und Lucianischer Geist? Oder ein Enthusiast und Schwärmer? Der Wendung nach zu urtheilen, wol ein Enthusiast und Schwärmer. Denn Enthusiasmus und Schwärmerei erscheinen darin als der angegriffene Theil — den man auch wol verkenne — gegen den man zu weit zu gehen in Gefahr sey." Gewiß wurde Lessing nicht von der Ahnung getäuscht, daß in einer besondern Individualität der Grund zu dieser Aufgabe liegen möge: und wenn die Vermuthung, daß sie von einem Enthusiasten und Schwärmer herrühre, auch nicht völlig sich bestätiget, so ist sie doch insofern nicht unrichtig, als sie einen anzeigt, der wenigstens nicht geradezu ein Verwerfungs-Urtheil gegen Enthusiasmus und Schwärmerei aussprechen will.

Daß zuvörderst Wielands Meinung gar nicht gewesen, Enthusiasmus und Schwärmerei seyen Eins und Dasselbe, hätte keinem zweifelhaft seyn können, welcher sich erinnert hätte, daß er, nur wenige Monate zuvor, auf Veranlassung von Heinrich Meisters Werk über die Schwärmerei, beide ausdrücklich von einander unterschieden hatte. *) Er wollte ferner weder Schwärmer noch Enthusiast als Schimpfwörter gebraucht wissen, den letzten vollends gar nicht. Schwärmerei war ihm nur Krankheit

*) Bd. 47. seiner Werke S. 187. fgg.

der Seele, eigentliches Seelenfieber, Enthusiasmus dagegen ihr wahres Leben. Jene ist Erhitzung der Seele von Gegenständen, die entweder gar nicht in der Natur sind, oder wenigstens das nicht sind, wofür die berauschte Seele sie ansieht; dieser erglüht von dem Anschauen des Schönen und Guten. Wovon bei ihm unsre Seele glüht, „das ist göttlich; ist (menschenweise zu reden) Strahl, Ausfluß, Berührung von Gott; und diese feurige Liebe zum Wahren, Schönen und Guten ist ganz eigentlich Einwirkung der Gottheit; ist — wie Plato sagt — Gott in uns. Hebet eure Augen auf und sehet: was sind Menschenseelen, die diesen Enthusiasmus nie erfahren haben? Und was sind die, deren gewöhnlichster, natürlichster Zustand er ist! Wie frostig, düster, unthätig, wüst und leer, jene! Wie heiter und warm, wie voller Leben, Kraft und Muth, wie gefühlvoll und anziehend, fruchtbar und wirksam für alles, was Edel und Gut ist, diese!“

„So schrieb eben der Wieland, den man des Hasses gegen den Enthusiasmus beschuldigt hat, der seinen Schriften so viel geschadet haben soll?“ — Ich glaube es gern, daß Mancher seinen Augen dabei kaum trauen wird: allein so ist es, und ich wenigstens kann nicht dafür, daß hiernach manche Beweise gegen ihn nichts beweisen. Freilich wol, der Abstich dieser Aeußerungen mit früheren — er kann

unmöglich größer seyn. *) Desto größer hätte aber auch die Auffoderung seyn müssen, den Grund hievon aufzusuchen: und wenn man sich diese Mühe gegeben hätte, — was einem Beurtheiler, der auf Gerechtigkeit Ansprüche haben will, doch unstreitig zuzumuthen war —; so würde man gefunden haben, daß Wieland, troß aller dieser Verschiedenheit in seinen Aeußerungen, doch keinesweges mit sich in Widerspruch kam, sondern höchstens mit sich selbst in Ansehung dessen, was er zu verschiedenen Zeiten Enthusiasmus genannt hatte, nicht allezeit einstimmig gewesen war. Es könnte daher wol seyn, daß er in seiner Frage das Wort Nennen nicht ohne Absicht gebraucht hätte, weil er sich bewußt war, selbst öfters dasjenige Enthusiasmus genannt zu haben, was er nur Schwärmerei hätte nennen sollen, weil es nur diese war. Desto mehr drang er jeßt darauf, beide nicht als gleichbedeutend zu gebrauchen.

„Er war selbst Schwärmer gewesen, und von seiner Schwärmerei geheilt worden durch die Philosophie. Hierauf hatte er andre heilen wollen, und zur Heilmethode Lucianischer Mittel sich bedient. Die Welt kannte ihn als einen Lucianischen Geist, worunter man sich aber lediglich einen Spötter dachte, und wovon, was am meisten befremden

---

*) Vgl. z. B. in dieser Biographie Th. 2. S. 386.

muß, selbst Lessing nur eine geringe Meinung hatte. Dem Lucianischen Geiste sprach man Enthusiasmus ab. Wieland konnte weder der ersten noch der zweiten Meinung beistimmen. Weit entfernt, in Lucian nichts zu sehen als einen Spötter von Profession, hatte er vielmehr die Ueberzeugung, „daß er uns in seinen meisten Schriften wahre Sokratische Weisheit, den reinsten Bonsens, und die feinste Welt- und Menschenkenntniß, bald mit Horazischem Witze, bald mit Aristophanischer Laune gewürzt, auftrage, und kurz, — daß er — wenige Ergießungen einer zu leichtsinnigen Jovialität, und eine zuweilen über die Aristotelische Linie zwischen zu viel und zu wenig ausschweifende Prävenzion gegen die Sektenstifter und ihre Verehrer, abgerechnet, — ein eben so weiser als witziger Schriftsteller sey." Ueberzeugt war er auch, daß dem Lucian die Wahrheit nichts weniger als gleichgiltig, sondern daß es ihm um Beförderung und Verbreitung derselben ernstlich zu thun gewesen. Er nahm deshalb einen, im Hintergrunde der Seele nur verborgenen, Enthusiasmus für dieselbe in ihm an, und mußte deshalb Enthusiasmus für gar nicht unvereinbar mit Lucianischem Geiste halten. An der Möglichkeit einer solchen Vereinigung konnte er um so weniger zweifeln, wenn er an seinen Sokrates gedachte, dessen ganzes Streben bis zu seinem Tode von dem größ-

ten und reinsten *Enthusiasmus* für das Wahre und Gute zeugt, und der gleichwohl, um demselben Bahn zu machen, in seiner *Ironie* sich eines Mittels bediente, welches den *Lucianischen* doch gewiß so gleich ist, als ein Ding überhaupt einem andern nur seyn kann. Und worauf gründete sich am Ende dieser *Enthusiasmus* als auf die Erkenntniß des *kaltblütigen Philosophen*? Ohne diese Erkenntniß kann sich ja auch der *Enthusiasmus* verirren, in phantastische *Schwärmerei* ausarten. *Erkennen* ist aber etwas anderes als *Phantasiren*. Gegen dieses, wenn es an die Stelle des Erkennens treten soll, ist eben so die Bemühung des *kaltblütigen Philosophen*, als des *Lucianischen Geistes* gerichtet, welche beide sich *in diesem Punkte* als — *Antiplatoniker* zeigen. Man würde sich zu verwundern Ursache haben, wie dieser hier habe gedacht werden können, wenn man blos an das dabei denkt, was man gewöhnlich Antiplatonismus in der Liebe nennt. Unter *Platoniker* versteht aber Wieland einen Philosophen, der von übersinnlichen Dingen nicht blos zu *wissen* behauptet, sondern selbst *Anschauungen* zu haben vorgiebt. Bekanntlich stützte man sich hauptsächlich im Heidenthum und Christenthum gerade auf den nicht haltbaren Theil von *Platons Ideenlehre*, um Lehrsätze über das Uebersinnliche und Göttliche aufzustellen, die zu allen Zeiten zu My-

stizismus geführt haben, dem man noch eine neue Stütze durch das gab, was Platon mehr dichtend als wirklich philosophirend, und kaum als eigne Meinung, von der Dämonenlehre ausgesagt hatte. Dieses wurde, ohne Platons Schuld, in späterer Zeit, eine reiche Quelle von Aberglauben und Schwärmerei, aber auch in Zusammenhang gebracht mit dem, was Vielen heilig geworden war. Aus diesem Grunde fragt Wieland, dem es verhaßt war, ein frivoles Spiel mit dem treiben zu sehen was Vielen heilig war, hier, und nur hier, in welchen Schranken sich die Antiplatoniker und Luciane halten müßten, um nützlich zu seyn. Dieses war ihm ohne Zweifel problematischer, als ob durch die Bemühung kaltblütiger Philosophen und Lucianischer Geister gegen Schwärmerei, wovon es verschiedene Arten giebt, mehr Böses als Gutes gestiftet worden, denn für seine Person war er fest überzeugt, daß nur Gutes dadurch gestiftet werden könne. Es war daher in seiner Aufgabe eigentlich nur die letzte Frage, über die er die Antwort denkender und wohlgesinnter Männer zu hören wünschte, und zwar namentlich in der Beziehung, ob die Antiplatoniker — welche zugleich Luciane sind — blos innerhalb der Schranken des kaltblütigen Philosophen sich zu halten hätten, oder auch im Geiste Lucians verfahren könnten. An andere Schranken konnte er füglich nicht denken, und für

ihn selbst lautete die Frage eigentlich so: kannst du in Beziehung auf das, worin du Antiplatoniker seyn mußt, den, weil er deiner Natur entspricht, von dir gewählten Lucianischen Standpunkt behaupten, oder hast du in diesem Falle einen andern zu wählen? Die erste Frage, mehr um Anderer als um seiner selbst willen aufgeworfen, hätte, mit sorgfältiger Erörterung ruhig beantwortet, eine Rechtfertigung der Wahl seines Standpunktes herbeiführen können, und er mochte allerdings gehofft haben, weniger misverstanden und miskannt zu werden, wenn ein Parteiloser zeigte, daß man, — wie Jean Paul sagt —, so gut wie die Biene, den Stachel der Satire in sich tragen könne, bei allem Honig der Liebe im Herzen.

---

## 4.

Was Wieland gehofft und gewünscht, blieb unerfüllt; und wer möchte wol behaupten — durch seine Schuld? Lessing ausgenommen, dessen unbefangenes, aber doch nicht ganz erschöpfendes, Urtheil ihm damals unbekannt blieb, weil es erst acht Jahre nach dessen Tode bekannt wurde, traten Wielanden nur enthusiastische Apologenten der Schwärmerei entgegen. Er konnte sich sonst auch mit dieser Menschen-

art gar wohl vertragen, und der sicherste Beweis davon ist das gute Verhältniß, in welchem er mit Oberreit, diesem seltsamen Kopfe, von seiner Bekanntschaft mit demselben in der Schweiz an, *) bis zu dessen i. J. 1798 zu Jena erfolgtem Tode, blieb. An diesem hatte er sogar — das einzige Mal in seinem ganzen Leben — sein Pfalzgrafen-Recht ausgeübt, und ihn zum Doktor der Philosophie kreirt, während sein Freund Zimmermann in seinem Werke von der Einsamkeit den armen Schwärmer wegen dessen Schrift: die Einsamkeit der Weltüberwinder, oft mishandelte. Der Ton aber, in welchem diese Apologenten der Schwärmerei gegen ihn auftraten, mußte ihn zurück stoßen, ihn, der kurz zuvor an Jacobi geschrieben hatte: „Ich fühle noch einen starken Trieb in mir, etwas zu unternehmen oder unternehmen zu helfen. Hätte ich nicht Weib und Kind, so associirte ich mir sieben Geister, die ärger als ich wären, und kehrte die Welt um. Dann wäre ich ein Mann für eure Heinsen! Aber so ziemt es mir nicht. Und dafür gebe ich mich, daß kein Mensch in der Welt besser empfinden und wissen soll, was sich ziemt, als ich."

Es ist nun aber nicht gleichgiltig, die Kämpfer, welche gegen ihn in die Schranken traten, zu erfahren.

---

*) S. Bd. 1. S. 223.

Jacobi hielt die erste Beantwortung der Wielandischen Fragen zuverlässig für Herders Arbeit: allein wie viel auch von Herders damaliger Manier darin ist, so ist doch sein Geist nicht darin; wenigstens stehen von Herder schon damals bekannte Grundsätze mit den Aeußerungen in diesem Aufsatz im Widerspruch. Und sollte auch Herder, wenige Monate zuvor, ehe er nach Weimar kam, einen Aufsatz solcher Art an Wieland eingesendet haben? Dazu hätte doch wol von Herders Seite eben so große Unverschämtheit als Unklugheit gehört. Es war daher auf keinen Fall glaublich, daß Herder der Verfasser des Aufsatzes habe gewesen seyn können, und in Wieland selbst muß auch dieser Verdacht nicht aufgestiegen seyn; denn sonst würde er zuverlässig den Aufsatz entweder gar nicht aufgenommen, oder sich anders darüber erklärt haben. Mit Grunde hätte man nur Lavater für den Verfasser jenes Aufsatzes halten können, denn die Gesinnung und Meinungen des Mannes, der in eben jenem Jahre sein Schreiben über den Verfall des Christenthums und die echte Schrifttheologie verfaßte, findet man hier wieder. Ihm waren Exegeten wie Teller, Kirchenhistoriker wie Semler, und Religionsphilosophen wie Steinbart, wahre Antichristen; jeder Nichtchrist ein Atheist. Er wollte die Wunder mit Kindersinne geglaubt wissen, wie er denn auch fest glaubte, daß bei vollem Glauben durch Unterstützung des göttlichen

Geistes jeder Christ Wunder thun könne, nicht blos moralische im Reiche der Gnade, sondern auch physische im Reiche der Natur. Neben seiner eignen Lehre von dem Glauben und den Wundern stellte er auch die ihm eigene von dem Gebet auf, dem er die Kraft zuschrieb, Gottes Rathschläge abändern zu können. Er erklärte es für Narrenstolz, den Gott, der nicht hilft, zu ehren; er erklärte alle Verehrung eines andern Gottes, als desjenigen, der den Wundergeschichten der Bibel analog wirke, erhöre, antworte, helfe, für Aberglauben und wirklichen Götzendienst; und ging, wie einer seiner einstigen Anhänger selbst sagt, „auf das Extrem los: Entweder persönliche Gemeinschaft mit dem Menschen ähnlich wirkenden Individuum, Gott genannt, das, der Bibel zufolge, in vorigen Zeiten sein Daseyn auf solche und solche Weise kund that, oder Verzicht auf alle Religion geleistet!"

„Bis wir da sind, so sagte er, intuitiv zu erkennen — die Natur ist oder wird Harmonie aller Widersprüche — Gewißheit alles Unbegreiflichen, Unendlichkeit des Einfachsten, Einfachheit des Unendlichen — der Mensch ist die ganze Natur personifiziert, der einfachste Zusammenfluß aller Extreme von Positivem und Negativem, Gott — geoffenbart im Fleisch — ich möchte sagen, ein tausendfacher Spiegel, worin Gott sich selbst sieht, und wodurch Er sein

Werk, die Natur, genießen kann: Bis wir da sind, zu wissen, daß jedes lebende Wesen durch das, was ihm am ähnlichsten und unähnlichsten ist, sich am besten erkennen kann — (Gott sich im gekreutzigten Christus — der Allmächtige in dem Machtlosen, von ihm verlassenen Sohne) scheint es mir, sollen wir von keinem ἑυρηκα der Philosophie sprechen . . . Ich werde aber überall von keinem ἑυρηκα was verlauten lassen, bis ich wenigstens das Mittel zum Mittel — so gefunden habe, daß es jeder ernste Sucher, meiner Anweisung nach, finden kann. Daß ein Wesen von der Art, wie Christus, heiß' es nun wie es wolle, der Menschheit so unentbehrlich ist, als der Kompaß dem Seefahrer, oder lieber, als die Sonne dem Auge, davon bin ich so gewiß, wie ich von dem Vorhandenseyn irgend eines physischen Bedürfnisses — und von der Schicklichkeit eines sich darauf beziehenden Objektes seyn kann. — — — Meine Idee, Hypothese, Hoffnung, Ahnung ist — Menschen werden durch Menschen — Christen wurden durch Christen — Apostel durch den Erzapostel Christus. Er allein ist unmittelbar aus Gott — Das ist sein Monopol. Das macht ihn zum Sohne, zum Eingebornen und Erstgebornen. — Sein geistiges Geschlecht, seine Familie ist die unaussterblichste aller Menschenfamilien. Er muß einen Samen hinterlassen haben, dessen Genealogie weiter als auf 36 adelichste Ahnen hinaufreicht. Es müssen Christen in der Welt seyn,

so gewiß ein Christus im Himmel ist — apostolische Christen — Inizürte durch Handauflegung — u. s. w.“

Wer erkennte nun nicht, daß in dem Aufsatze, von dem die Rede ist, Gedanken, Ton und Stil — Lavaterisch sind? Gleichwohl rieth Wieland auch nicht auf Lavater als Verfasser desselben, sondern vermuthet einen, der, wie er sich ausdrückt, noch mit dem ersten Spieß zu laufen scheine. Seine Vermuthung täuschte ihn nicht. Der Aufsatz war aus der Lavaterischen Schule, aber nicht von Lavater selbst. Dieser hatte damals zwei jüngere rüstige Kämpfer für sich gewonnen, — welche freilich beide späterhin ganz anderer Meinung wurden, — Joh. Jakob Stolz (geb. 1753. und gest. 1821.) und Joh. Kaspar Häfeli (geb. 1754. und gest. 1812). Der erste schrieb in demselben Jahre, in welchem Wieland seine Fragen aufwarf: über Schwärmerei, Toleranz und Predigtwesen, zu welcher kleinen Schrift eine Vorlesung L. Meisters über die Schwärmerei ihn veranlaßt hatte, worin die Seitenblicke auf Lavater ihn beleidigten. „Wenn es — sagte der Vf. dieser Schrift selbst i. J. 1804*) — dem jungen Ze-

*) S. Ergänzungsblätter der A. L. Z. Jahrg. 4. Nr. 81—89. Revision der Literatur der Lavaterschen Schule. Stolz ist der Vf. derselben.

loten, dem selbst die ihn nicht schonende allg. T. Bibl. Bd. 30. St. 2. Begeisterung nicht absprechen wollte, darum zu thun war, Aufsehen zu machen, so erreichte er gewiß seine Absicht; die Eiferer für Vernunft und Aufklärung geriethen darüber in Harnisch und gaben dem Pamphlet eines Jünglings eine viel zu große Wichtigkeit; die beinahe sechs Bogen haltende Recension dieser und noch neun anderer Schriften in der A. T. Bibl. ward „ihrer Gemeinnützigkeit wegen“ unter dem Titel: Betrachtungen über Wundergaben, Schwärmerei, Toleranz, Spott und Predigtwesen 1777 besonders gedruckt; der Vf., der sich den pseudonymen Namen: Jos. Gedeon Kr. gegeben hatte, ward mit Erbitterung: Krallpfote genannt, und alle gelehrten Zeitungen schimpften in die Wette auf ihn.“ Häfeli inzwischen eröfnete seine Laufbahn polemisch gegen den Pastor an der Ansgarienkirche zu Bremen Dr. Runge, der i. J. 1775. herausgegeben hatte: des Herrn Diakonus Lavaters eigentliche Meinung von den Gaben des heiligen Geistes, der Kraft des Glaubens und des Gebets, geprüft und beantwortet von einem Freunde der Wahrheit. (Zwei Fortsetzungen i. J. 1777). Nachdem Häfeli i. J. 1776. ein Sendschreiben an den Bremischen Beantworter der Lavaterschen eigentlichen Meinung erlassen hatte, in welchem sein Gegner mit we-

nig Schonung behandelt war, *) — — wendete er sich gegen Wieland. Er, damals Lavaters Jünger, ist der Beantworter der Wielandischen Fragen.

Der Grund, warum Herder für den Verfasser gehalten wurde, liegt am Tage. Auch die oben erwähnte Schrift von Stolz schrieben viele Herdern zu. Beide Schriften waren, wie Stolz von der seinigen nachmals sagte: „in der, damals bei jungen Schriftstellern beliebten und für Originalität und Energie des Geistes angenommenen, Kraftsprache geschrieben.“ Vielleicht geschah es nicht ohne Absicht, daß man gerade Herdern nachahmte; denn daß man diesen gern zu Lavaters Partei gezählt hätte, erhellet auch daraus, daß Pfenninger, einer der eifrigsten Verbreiter der Lavaterschen Lehre, welchen der Graf Friedrich von Stolberg dem Monde verglich, der seinen Schimmer zwar von der Sonne borge, aber gleichwohl durch sein erborgtes Licht eigne süße Empfindungen errege, welche die Sonne selbst nicht erregen könne, daß dieser in den Sammlungen zu einem christlichen Magazin ausdrücklich auch Herdern unter den Anhängern Lavaters aufführte, zu denen Herder doch gewiß nie gehörte.

---

*) Auch von Obereit erschienen: Einfältige Fragen an den Bremischen Prüfer der Lavaterschen Meinung. Ffft. 1776.

Zweifelhafter ist dies Vielen in Ansehung des Verfassers der zweiten Beantwortung gewesen, welche in einer, seit dem Jahre 1776 dem Wielandischen Merkur gegenüber gestellten, von Boie herausgegebenen Monatsschrift, dem Teutschen Museum, erschien. Deren Verfasser war der, auch für die neuere Aesthetik ungemein thätige, Joh. Georg Schlosser (geb. 1739. gest. 1800.), der zu eben der Zeit, in welcher der litterarische Artikel in der Frankfurter Zeitung die kräftigste Opposition gegen das Herkömmliche machte, diesen Artikel redigirt und selbst die meisten Recensionen dazu geliefert hatte, und mithin ein wichtiges Glied im Frankfurter Bunde gewesen war. Man kennt Schlossern als einen biedern, geistvollen, kräftigen, für das Wahre, Gute und Schöne enthusiastischen, gegen Gegner öfters leidenschaftlichen, im Paradoxen zuweilen sich gefallenden Schriftsteller von nicht unbedeutenden Verdiensten, besonders im Fache der praktischen Philosophie. Daß er befreundet mit Lavater war, ist gewiß, und man mußte ihn wol auch für dessen Anhänger halten, wenn man von ihm in einem andern Aufsatze des Teutschen Museums von demselben Jahre über das höhere Christenthum las: „Wer auf der höchsten Stufe des Christenthums steht, in dem will Gott wirken. Der soll nie beten unerhört. Er soll Wunder thun; ihn sollen die Schlangen nicht vergiften, das Feuer nicht brennen. — Wer auf die höchsten

Stufen des Christenthums steigen, und andere hinführen will, der sey erst Mann und mache erst Männer. Petrus war ein Mann, da er alles verließ. War der Jüngling, der nicht alles verlassen wollte, mehr als ein Knabe? Soll der Wunder thun und beten, wie jener? — daß wir entmannt sind, ist gewiß. Warum fragt ihr, ob wir noch Wunder thun können? — — Warum thut der keine, der sagt, sie wären uns verheißen? — Ach Brüder, er weißt uns nur hin! Laßt ihn ungestört klimmen auf die Stufe, wo Petrus stand, und dann fragt wieder.“ Gleichwohl ist Schlossers Lavaterianismus bezweifelt worden, und gewiß nicht mit Unrecht. Man weiß, sagt Stolz, aus seinen andern Schriften, daß er zuweilen selbst mit wichtigen Wahrheiten eine Art von Scherz trieb, um eine Oppositionspartei in der gelehrten Welt zu bilden und seinen Witz in Paradoxien sehen zu lassen. — — Es machte ihm, wie Lessingen, Vergnügen, sich eines schwächern Theils, den eine stärkere Partei annisiliren wollte, anzunehmen, und zu zeigen, daß ein guter Kopf für eine Sache, für welche die aufgeklärten Leute glaubten, daß gar nichts mehr gesagt werden könne, doch noch dies und das auf die Bahn zu bringen wisse; auch hing er mit den damaligen Genies zusammen, und wußte das, was sie von gemeinen und blos korrekten Menschen unterschied, bei allen Blößen, die sie der Kritik gaben, zu schätzen. Ein so

gescheidter Mann, wie Schlosser, mußte Lavatern, als ein Individuum, als Produkt der schaffenden Natur betrachtet, doch weit anziehender als mancher finden, der ihn wegen seines Mangels an theologischer Aufklärung bemitleidete, und in Recensionen vielleicht bald mit ihm fertig ward; und wie gern thut man jemandem bei Gelegenheit etwas zu Gefallen, wenn man ihn einmal persönlich von einer viel vortheilhaftern Seite als durch das Medium der öffentlichen Blätter kennen gelernt hat, und sieht, daß das tongebende Publikum sich gegen ihn gleichsam verschworen hat. — Schlosser nahm sich aber Lavaters mehr an wie ein geschickter Sachwalter, dem die Streitsache an sich so nahe am Herzen eben nicht liegt, als wie ein wirklicher Theilnehmer an derselben Denkart. Wenn er z. B. in dem Aufsatze über Spott und Schwärmerei sagt: „Was liegt Euch daran, wenn Lavater den Himmel herunter beten will? Ist er Euch nicht lieber, als wenn er Euch die Kraft zum Beten nähme?" so verräth der etwas profane Ton, mit dem dies gesagt ist, deutlich genug, daß er das Beten nicht so ernsthaft als Lavater nahm."

Wie dem nun sey, Wieland stieß überall auf Lavater, zu eben der Zeit, wo er mit diesem zu befreunden sich angefangen hatte, und auf dem besten Wege war, mit dessen Eigenthümlichkeiten sich zu versöhnen. Zwar würde er schwerlich ein Lavaterianer

geworden seyn; konnte er aber nicht Lavater hochachten und lieben um seiner treflichen, zum Theil ausgezeichneten Eigenschaften willen, selbst wenn er, sogar öffentlich, dies und jenes an ihm hätte misbilligen müssen? Kein Zweifel, daß er es auf eine Art gethan haben würde, die sich mit der Hochachtung und Liebe für die Person vertrug. So viel scheint selbst Jacobi von Wielands Gegnern nicht erwartet zu haben; denn als er noch Herdern für den Verfasser des ersten Aufsatzes hielt, schrieb er an Frau von Laroche: „Was wird dieser zu Wielands Noten und Nachschrift sagen?“ Er fügte die befremdende Aeußerung hinzu: „Unser Wieland ist doch ein seltsamer Mann. George sagte jüngst, er sollte lieber am Ende jedes Quartals ein besonderes Heft herausgeben, unter dem Titel: Einwendungen gegen meinen Merkur.“ War es denn so seltsam, daß er nicht ganz und gar schwieg? Absichtlich habe ich seine Noten zu jenem Aufsatz alle und das Wesentliche seiner Nachschrift mitgetheilt, und Niemand wird wol verkennen, daß er der Noten noch viele, und zum Theil gewiß sehr bittere, hätte machen, und in der Nachschrift dem Verfasser gerechte Anerkennung seines Guten versagen können. Beides hat er nicht gethan; aber gänzlich schweigen —? Wenn er es auch gekonnt hätte, hätte er es gesollt? Und warum? — Weil Herder der Verfasser war? Wielanden war es ja um die Sache, und recht angelegentlich, zu

thun. Hätte Herder einen solchen Aufsatz schreiben und an Wieland schicken, unter den damaligen Umständen schicken können, nun so hätte er hinnehmen mögen, was er, in noch weit reichlicherem Maaße, verdient hatte. Sollte aber Wieland schweigen um dessen willen, was Herder erwiedern könnte? — Seltsame Zumuthung! — Die Frage kann doch nur seyn: hat Wieland Recht oder nicht? Warum kommt hier wieder die Person in Betracht? Fast scheint es doch, weil die Person zu einer Partei gehörte, und zwar zu einer Partei, welcher Jacobi selbst mehr angehörte, als Wielanden, denn sonst würde er sich wol eher dessen erinnert haben, daß er vor noch nicht einem Jahre diesem geschrieben hatte: „Ueberlegen Sie doch mit Göthe, welchergestalt unser Merkur gemeinnütziger gemacht werden kann. Nichts würde ihm mehr aufhelfen, als wenn wir mehr Urtheile über Bücher und andere Dinge hineinbringen könnten; denn den Leuten liegt an nichts so viel, als zu wissen, was sie über alles Vorkommende denken und sagen sollen. Hätte ich Ihre Gesundheit und Freiheit, mir däucht, ich wollte eine periodische Schrift machen, die so gäng und gebe werden müßte, wie der Almanac de Liège oder der hinkende Bote. Sie, mein liebster Wieland, verstehen noch zu wenig von der sonst nicht schweren Kunst, den Leuten zu imponiren." Diese Kunst verstand Wieland; der sich allezeit so gab wie er war,

in der That gar nicht; es ist aber auch zu bezweifeln, daß sie ihm, bei gewissen Personen, und unter gewissen Umständen, von großem Nutzen gewesen seyn würde. Was er dann machte, das machte er nicht recht; man verlangte von ihm Aufopferung seiner Individualität, während man die eigne behaupten und von ihm anerkannt wissen wollte.

Mit Parteien hatte er aber ein entschiedenes Unglück, und es war, als ob er nie einer angehören sollte. Eben jetzt, da er voll Enthusiasmus für Göthe bereits war, für Herder es bald darauf wurde, war eine neue Partei entstanden, die man die Christliche Genie-Partei nennen könnte. Um Lavater zu vertheidigen, wurde von dieser Wielands bisherige Tendenz aufs härteste verurtheilt; und von wem? Der Herderisirende Ungenannte mochte seyn wer er wollte, so war er ein Freund Lavaters, und Lavater und Göthe waren Freunde; *)

---

*) Göthe hatte nicht nur in dem Werther der Predigt Lavaters über die üble Laune (in den Predigten über das Buch Jonas 1773) rühmlich gedacht, sondern Lavatern auch große Freude mit mehreren, ohne Zweifel den meisten Verehrern Göthe's unbekannten, theologischen Schriften gemacht, namentlich mit dem Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu *** (1773), den Zwo wichtigen bisher unerörterten biblischen Fragen, zum erstenmal gründlich

Schlosser aber war Göthe's Schwager. Wie vieles vereinigte sich also nicht, was in Wieland den Verdacht erregen konnte, daß Göthe und Herder selbst zu einer Partei gehören möchten, die gerade in den Momenten seiner Krisis ihn auf die rauheste Weise von sich stieß! Veränderte sich nun aber auch nichts in seiner Gesinnung und seinem Gefühl für Göthe und Herder, so war es ihm doch unmöglich gemacht, sich mit jener Partei zu befreunden, nicht blos um seiner, sondern um der Sache willen. Aufs deutlichste und bestimmteste erkannte er, daß seine Stellung keine andere seyn könne, als jener Partei — gegenüber. Er sah, daß seine Aufgabe nur eine Aufgabe der Zeit, und noch nicht eine zeitige gewesen; für das Publikum war dadurch nichts entschieden worden, für ihn selbst aber alles; schärfer als je faßte er sein Ziel ins Auge und verfolgte es beharrlich.

---

beantwortet von einem Landgeistlichen in Schwaben (1773), so wie durch den bekannten Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes verteutscht durch D. Karl Friedrich Bahrdt (1774). Um jene Zeit hatte Göthe auf einer mit dem Grafen Stolberg nach der Schweiz gemachten Reise auch persönlich mit Lavater sich befreundet, und nahm großen Antheil an dessen Physiognomischen Fragmenten, mit denen dieser damals angelegentlich beschäftigt war.

Folgen wir ihm jetzt in die Stille seines Studier- und Arbeitzimmers, um zu sehen, wodurch und wie er, der stille Weltbeobachter, fernerhin auf die mannichfaltigste Weise auf sein vielfach bewegtes Zeitalter einwirkte.

---

## 5.

Wenn er für seinen Merkur nicht alles das thun konnte, was Manche wünschten, weil er nicht immer solche Beihilfe fand wie von dem Jahre 1776 an, wo Göthe, Herder, Heinse, Jacobi ihn mit den interessantesten Beiträgen unterstützten, so that er doch dafür alles, was er vermochte, und in einer Hinsicht mehr als sonst Herausgeber von Zeitschriften zu thun pflegen. Nicht blos einzelne kleine Aufsätze von ihm theilte er darin mit, sondern alle seine Werke erschienen in dem Merkur zuerst. Dieser dient daher auf eine Reihe von zwanzig Jahren zum Maasstabe seines Wirkens, welches man aber dann nur wahrhaft würdigen kann, wenn man nicht blos auf seine poetischen Werke Rücksicht nimmt.

Ein auch nur flüchtiger Ueberblick dessen, was er bis zur Zeit der französischen Revoluzion und der Kantischen Philosophie dem Publikum hier mitgetheilt hat, zeigt, wie er fortwährend mit der altklassischen

Litteratur sich beschäftigte, Philosophen, Geschichtschreiber und Dichter aller Völker und Zeiten studirte, Zeiten, Völker und Personen der Vergangenheit zu erkennen strebte, und doch das regste Interesse für alles Wichtige, was in der Gegenwart sich ereignete, sich bewahrte, nicht blos für die eigentlich so genannten Weltbegebenheiten, sondern für alles, was mit der Fortbildung des menschlichen Geschlechts, näher oder entfernter, in Beziehung stand. Mit gleicher Theilnahme, mit welcher er jedem Forscher in die Gebiete des Wissens und der Kunst folgte, und Reisende um die Welt begleitete, umfaßte er jede neue Einrichtung, jede Entdeckung, die er dem Menschengeschlecht für heilsam oder gefährlich hielt. Er wurde dadurch theils zu ausführlichen Aufsätzen, theils nur zu Erklärungen seiner Meinung, oder berichtigenden Urtheilen fremder Meinungen über alle jene Gegenstände veranlaßt, und dies machte einen nicht unbeträchtlichen Antheil seiner Mittheilungen in dem Merkur aus. Das Meiste davon findet sich in den vier letzten Bänden dieser Ausgabe unter dem Titel Miscellaneen. Die früheren Ausgaben der Werke Wielands enthalten davon nur Weniges, und also auch nicht einmal den Aufsatz über Hans Sachs, dessen Anerkennung doch selbst von Wielands Gegnern, und von einem sogar als sein größtes Verdienst, gerühmt worden ist. Auf jeden Fall war die Sammlung jener Aufsätze zur Beurtheilung Wielands wich-

tig, wenn wir gleich hier nicht darauf eingehen können, über jeden einzelnen wieder einzeln zu urtheilen. Eines allgemeinern Urtheils darüber dürfen wir uns aber nicht überheben.

Der Mann, welcher sich für eine ungehemmte Ausbildung des menschlichen Geschlechts so bestimmt erklärt hatte, konnte sich auch nur für die Aufklärung entscheiden. Da es jetzt noch, also ein halbes Jahrhundert später, unter einer gewissen Klasse Mode ist, die Aufklärung in Verruf zu thun; was Wunder, wenn man damals sie verdächtig zu machen suchte! Mancher ehrliche Mann wurde ängstlich dabei, und einer derselben warf die Fragen auf: Was ist Aufklärung? Ueber welche Gegenstände kann und muß sie sich verbreiten? Wo sind ihre Grenzen? Durch welche sichere Mittel wird sie befördert? Wer ist berechtigt die Menschheit aufzuklären? An welchen Folgen erkennt man ihre Wahrheit? Diese Fragen, meinte der Verfasser, seyen noch lange nicht so berichtigt, als sie es seyn müßten, um über den Begriff von Aufklärung, und über ihren Gang unter uns, ruhig zu seyn, und sie müßten rein und gerade und einstimmig beantwortet werden, wenn wir uns nicht in einem ewigen Chaos von Anmaßungen, Irrthümern und Dunkelheiten herumtreiben wollten. Wieland, obschon er der Meinung war, daß jene sechs Fragen schon seit einigen tausend Jahren für alle verständigen Menschen keine Fragen mehr wären, und

daß, wenn wir uns demohngeachtet in einem ewigen Chaos von Anmaßungen, Irrthümern und Dunkelheiten herumtrieben, dieses wol eine andre Ursache haben müsse, Wieland gab gleichwohl, als ihm jene Fragen zu Gesicht kamen, eine so reine und gerade Antwort, daß nun wenigstens darüber kein Zweifel entstehen kann, was Er mit dem Streben nach Aufklärung beabsichtigte. *)

„Das Licht des Geistes, wovon hier die Rede ist, ist die Erkenntniß des Wahren und Falschen, des Guten und Bösen. Hoffentlich wird jedermann zugeben, daß es ohne diese Erkenntniß eben so unmöglich ist die Geschäfte des Geistes recht zu treiben, als es ohne materielles Licht möglich ist, materielle Geschäfte recht zu thun. Die Aufklärung, d. i. so viel Erkenntniß als nöthig ist, um das Wahre und Falsche immer und überall unterscheiden zu können, muß sich also über alle Gegenstände ohne Ausnahme ausbreiten, worüber sie sich ausbreiten kann, d. i. über alles dem äußern und innern Sinne Sichtbare. Aber es giebt Leute, die in ihrem Werke gestört werden, sobald Licht kommt; es giebt Leute, die ihr Werk unmöglich anders als im Finstern, oder wenigstens in der Dämmerung treiben können; — z. B. wer uns Schwarz für Weiß geben, oder mit falscher Münze

*) Bd. 40.

bezahlen, oder Geister erscheinen lassen will; oder auch (was an sich etwas sehr Unschuldiges ist) wer gerne Grillen fängt, Luftschlösser baut, und Reisen ins Schlaraffenland oder in die glücklichen Inseln macht, — der kann das natürlicher Weise bei hellem Sonnenschein nicht so gut bewerkstelligen, als bei Nacht, oder Mondschein, oder einem von ihm selbst zweckmäßig veranstalteten Helldunkel. Alle diese wackern Leute sind natürliche Gegner der Aufklärung."

„Alle Gegenstände unsrer Erkenntniß sind entweder geschehene Dinge, oder Vorstellungen, Begriffe, Urtheile und Meinungen. Geschehene Dinge werden aufgeklärt, wenn man bis zur Befriedigung jedes unparteiischen Forschers untersucht, ob und wie sie geschehen sind. Die Vorstellungen, Begriffe, Urtheile und Meinungen der Menschen werden aufgeklärt, wenn das Wahre vom Falschen daran abgesondert, das Verwickelte entwickelt, das Zusammengesetzte in seine einfachen Bestandtheile aufgelößt, das Einfache bis zu seinem Ursprunge verfolgt, und überhaupt keiner Vorstellung oder Behauptung, die jemals von Menschen für Wahrheit ausgegeben worden ist, ein Freibrief gegen die uneingeschränkteste Untersuchung gestattet wird. Es giebt kein anderes Mittel, die Masse der Irrthümer und schädlichen Täuschungen, die den menschlichen Verstand verfinstert, zu vermindern, als dieses, und es kann kein anderes geben. Die Rede kann also hier

nicht von Sicherheit oder Unsicherheit seyn. Niemand kann etwas dabei zu befürchten haben, wenn es heller in den Köpfen der Menschen wird, als — diejenigen, deren Interesse es ist, daß es dunkel darin sey und bleibe; und auf die Sicherheit dieser wird doch wol bei Beantwortung der Frage keine Rücksicht genommen werden sollen? — — — Ich denke nicht gern Arges von meinem Nebenmenschen: aber ich muß gestehen, wo die Sicherheit der Aufklärungsmittel einem Frager so sehr am Herzen liegt, da könnte mir seine Lauterkeit wider Willen verdächtig werden. Sollte er etwa meinen, es gebe respektable Dinge, die keine Beleuchtung aushalten können? Nein, so übel wollen wir von seinem Verstande nicht denken! Aber er wird vielleicht sagen: „es gäbe Fälle, wo zu viel Licht schädlich sey, wo man es nur mit Behutsamkeit und stufenweise einfallen lassen dürfe?“ Gut! — — Es wäre aber Spott und Schande, wenn wir, nachdem wir schon dreihundert Jahre lang nach und nach einen gewissen Grad von Licht gewohnt worden sind, nicht endlich einmal im Stande seyn sollten, hellen Sonnenschein ertragen zu können. Es greift sich mit Händen, daß das bloße Ausflüchte der lieben Leute sind, die ihre eigenen Ursachen hoben, warum es nicht hell um sie seyn soll.“

Auf solche Weise Aufklärung zu befördern, so viel er nur vermöchte, war also Wielands Absicht. Wo

nun aber Aufklärung zu befördern ist, da muß es wenigstens noch nicht hell genug seyn, und man wird das Licht dahin wenden müssen, wo es noch dunkelt. Wieland, als ein genauer Beobachter seiner Zeit, erkannte diese dunkeln Stellen sehr gut, und wurde dadurch bestimmt, sie zu beleuchten. Dieses gab ihm seine eigenthümliche Richtung, über die man aber nicht richtig urtheilen kann, wenn man sich nicht dessen erinnert, was in jener Zeit alle, denen Aufklärung am Herzen lag, vornehmlich in Bewegung setzte.

Noch, als schon das Zeitalter Friedrichs sich zu seinem Ende neigte, machte man es den Göttinger gelehrten Anzeigen zum Vorwurf, daß sie vortheilhaft von der Eberhardischen Apologie des Sokrates, einem offenbar naturalistischen Buche gesprochen, und die Wirkungen der bösen Geister auf die Seelen der Menschen deutlich genug geleugnet habe. *) Gerade in demselben Jahre war aber der Pater Joh. Joseph Gaßner (geb. 1727. gest. 1779.), der durch das Studium magischer Schriften in dem Glauben sich befestigt hatte, daß böse Geister die Ursache von Krankheiten wären, die nur durch Gebet und Segensprechung geheilt werden könnten, von dem Erzbischof zu Regensburg nach Ellwangen berufen worden, und trieb dort eine Menge

*) Schreiben üb. einige gelehrte Zeitungen. Hamb. 1774.

Teufel aus. Durch die Aufhebung des Jesuitenordens wurde viel Aberglaube auch in protestantische Länder verbreitet. Viele dieses Ordens befanden sich allerdings in einer sehr mißlichen Lage, und suchten sich durch Mittel aller Art ihre Erhaltung zu sichern. Wohl wissend, daß vorgespiegelte goldene Berge die Menschen am meisten reizen, trieben Manche die Kunst der Schatzgräberei, die freilich nur auf eine kurze Zeit hinhielt. Am besten befanden sich die, welche mit chemischen Kenntnissen versehen, sich als Alchymisten darstellten, und mit dem Stein der Weisen zwei so wichtige Dinge wie die Bereitung des Goldes und ein Lebens-Elixir verhießen. Da bei Manchen aber Geheimnisse eben so sicher wirken als Goldgier, so ließ man es auch hieran nicht fehlen. Man rühmte sich im Besitz wichtiger Geheimnisse aus Aegyptens grauester Urzeit zu seyn, wodurch man auch Macht über die Geisterwelt habe. Geisterbeschwörungen wurden viele veranstaltet. Während Viele sich begnügten nur im Kleinen ihre Künste zu treiben und sich auf eine enge Sphäre beschränkten, trieben Andre sie ins Große, und wählten die große Welt zu ihrem Schauplatz. Wie groß der Hang jener Zeit zu dem Geheimnißvollen und Wunderbaren war, beweisen mehrere Wundermänner, die binnen zehn Jahren nach einander auftraten, und zum Theil in den größten Hauptstädten Europa's und an den ersten Höfen eine Rolle spielten. Unter dem Namen eines Grafen

St. Germain sah man einen, der sich eines Alters von mehr als drei Jahrhunderten rühmte, auf einer Reise nach Indien Edelsteine zu verfertigen gelernt haben wollte, — deren einen von sehr hohem Werthe er i. J. 1773. bei dem französischen Gesandten im Haag zerschlug, — ein Lebenselixir zu besitzen vorgab, wodurch er das Alter verjüngte, und überdies im Besitz prophetischer Gabe den Tod Ludwigs XV. vorhersagte. Wenn dieser nur ein Sonderling gewesen zu seyn scheint, so waren Andere dagegen offenbar Betrüger. So der berüchtigte Joseph Balsamo, der als Graf Cagliostro damals so großes Aufsehen erregte. Nachdem er eine Zeit lang, neben den Reizen seiner Frau, die Verheißung des Steins der Weisen und Handel mit wunderbaren Essenzen benützt hatte, sich Gewinn zu verschaffen, trat er in einer neuen Rolle mit um so größerem Glück auf, weil er Freimaurerei und Magie mit einander in Verbindung brachte. Wie schlecht ausgesonnen auch sein Mährchen von dem altägyptischen Orden war, dessen Stifter Enoch und Elias gewesen, und dessen Wiederhersteller Er seyn sollte, so fehlte es ihm doch nirgend an Anhängern und gläubigen Jüngern. Als er i. J. 1779. nach Mitau kam, erschien er, angeblich von seinen geheimen Obern mit der Vollmacht abgesendet, als Großmeister eine Loge d'Adoption zu stiften, in welcher auch Personen des weiblichen Geschlechts aufgenommen werden sollten,

und wie er alle Künste der Magie, der Schatzgräberei, der Alchymie und der — Religion aufbot, um die Familie des Grafen von Medem in sein Interesse zu ziehen, zeigt am besten die merkwürdige „Nachricht von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalt in Mitau i. J. 1779. und von dessen dortigen magischen Operationen, von Ch. El. Konst. von der Recke, geb. Gräfin v. Medem“ (Berl. 1787.). Die verehrungswürdige Frau erzählt von sich selbst, wie Cagliostro der damals Getäuschten gesagt: „ich bin gewiß, wenn Sie durch Streben nach Vollkommenheiten, wie Christus und seine Apostel, zu höhern Kräften gelangen, dann werden Sie auch die Stärke haben, wie Petrus mit einem Worte: Ananias, du leugst! den todt zu Boden stürzen zu lassen, von dem Sie es übersehen, daß er Tausende unglücklich machen, und der erhabenen Absicht des großen Baumeisters der Welten entgegen arbeiten werde.“ Ein anderes Mal versicherte er ihr, wofern sie nur unermüdet der Magie sich weihen werde, so würde sie dahin gelangen, daß sie nicht nur des belehrenden Umganges der Verstorbenen genießen, sondern auch von ihren Obern zu geistigen Reisen in die Planeten gebraucht, und nachher zu einer der Beschützerinnen unsers Erdballs erhöht, und als eine bewährte Schülerin der Magie zu noch höheren Regionen empor gehoben werden würde. Für die Wörter Helion, Melion, Tetragrammaton, die er für arabische

ausgab, für das Wort Jehova und besonders für die Buchstaben I. H. S. flößte er ihr solche Ehrfurcht ein, daß sie auf sein Gebot lange Zeit nicht betete, ohne zuerst jene Wörter ausgesprochen, und diese Buchstaben recht lebhaft gedacht zu haben. „Wer die wahre Würde dieser Buchstaben versteht, sagte er, ist der ewigen Quelle alles Guten nahe. Drei Kapitel fehlen aus der Bibel, und sind nur in den Händen der Magiker. Der, welcher nur eins dieser Kapitel besitzt, dem stehen schon übernatürliche Kräfte zu Gebote. Wer I. H. S., die Sonne, Zirkel und Dreieck, 2 und 7, 3 und 9, und das Wort Jehova nicht in Ehren hält, und nicht zur wahren Kenntniß dieser Buchstaben, Zahlen und Worte gelangt ist, der wird zum Besitze dieser fehlenden Kapitel aus der Bibel nicht gelangen. Diese enthalten die höchste Weisheit, durch welche die Welt beherrscht wird." — Als Großmeister seines neuen Ordens gab er sich den Titel: Groß-Kophta; und wer kennt ihn nicht als solchen, nach seiner Verwickelung in die berüchtigte Halsbandgeschichte, durch Göthe's meisterhafte Darstellung?

Nicht ganz unähnliche Belehrungen ertheilte Gablidone, der — Geist eines schon vor Christi Geburt abgeschiedenen jüdischen Kabbalisten. Wegen seiner Beschäftigung mit der Magie war dieser Kabbalist von seinem Vater aufs äußerste verfolgt worden. Als dieser ihn nun einstmals bei einer magischen Ope-

razion überfiel, hob G. ein magisches Schwert gegen ihn auf, dessen bloßes Aufheben auf der Stelle tödtete. Wegen dieses Vatermordes war dem Geiste des Kabbalisten die Buße auferlegt, acht Rechnern durch viele Jahrhunderte in besondern Stunden zu Gebote zu stehen, und auf alle an diese ergangene Fragen, nach gewissen vorhergegangenen Ceremonien, zu antworten. Neben ihm, versicherte der Geist Gablidone, gebe es noch sechs solche Geister, von denen einer dem Mahomed als Taube, und ein anderer dem Delphischen Orakel gedient habe. — Alles dieses berichtete der Geist Gablidone dem Grafen von Thun zu Wien durch den Mund eines dermaligen Rechners, oder nach seinem magischen Namen, Magnanephton. Rechner hieß die jedesmalige Person, welche das Organ des Geistes ausmachte, darum, weil die Aussprüche in Zahlen gegeben wurden. Das Organ des Geistes bei dem Grafen war ein ehemaliger Taschenspieler. Er machte viele Vorbereitungen, den Grafen in den Orden der Magier aufzunehmen, aber nach 12 Jahren starb dieser Rechner, als der Graf nur noch Eine magische Anweisung nöthig hatte, welche Gablidone ihm durch einen andern Rechner verhieß, dessen magischer Name Maffom seyn sollte. Der Graf mußte sich daher vorläufig damit begnügen, daß der Geist doch die Gefälligkeit gehabt hatte, sich selbst für ihn mit Wasserfarben abzumalen und manches Geheimniß aus

dem Geisterreiche zu verrathen, z. B. daß dem verstorbenen Kaiser **Franz** nun die Aufsicht über — alle Schneckenhäuslein von Nord bis Süd übergeben, daß eine Erlösung aus der Verdammniß sey und **wider den Willen der Gottheit** geschehen müsse, und daß alle Cherubinen und Seraphinen zeugen, „der Geist werde zwiefach das △ in das □ stellen, und oben im Spitz die Theilung durch einen liegenden Strich machen."

Als eine merkwürdige Neuigkeit erfuhr man durch Gablidone auch, daß Preußens **Friedrich** einen Rechner gehabt, der ihm im Kriege große Dienste geleistet habe, und daß ihm überhaupt die Geister sehr gewogen gewesen, ihn aber, weil er keinen Glauben hatte, verlassen hätten. Freilich wol mochte **Friedrichs** Geist jene Geister von sich scheuchen. Allein sie verstanden sich auf das Abwarten; und kaum hatte **Friedrichs** Geist sich von seiner irdischen Hülle getrennt (1786), als sie, und mehr als ein Rechner, wiederkehrten. An der Spitze derselben stand der ehemalige Landprediger **Wöllner**, damaliger Domainenrath, der sich aber bald noch einen andern Wirkungskreis schuf. „Er ergab sich — so erzählt **Dohm** *) — den geheimen Wissenschaften der Geisterseherei, Goldmacherkunst und dergl., welche da-

*) Denkwürdigkeiten meiner Zeit Bd. 5. S. 47.

mals in Teutschland von einer Partei der Freimaurer getrieben wurden. Wöllner spielte eine bedeutende Rolle in dieser Partei, welche Manche auch einer Vorliebe des Katholizismus und eines geheimen Verständnisses mit dem erloschenen, aber, wie man damals glaubte, doch stets thätigen, Orden der Jesuiten beschuldigten. Mögen diese Behauptungen auch etwas übertrieben gewesen seyn, so ist doch so viel gewiß, daß diese Partei von einem sehr lebhaften Hasse der freiern Denkart in Religionssachen, welche unter den preußischen Theologen während Friedrichs Regierung herrschend geworden, belebt war. Höchst wahrscheinlich hatte Wöllner bei dem Schein des Eifers für Herstellung der alten Rechtgläubigkeit und bei dem Vorgeben des Besitzes geheimer Wissenschaften keine andre Absicht, als Befriedigung des Ehrgeizes und der Habsucht; besonders suchte er die Gunst des Thronfolgers und bedeutenden Einfluß auf dessen Geist zu erwerben. Er erreichte diesen Zweck in hohem Grade." Wöllner, nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms II. geadelt, stieg in Kurzem zur Würde eines Ministers der geistlichen Angelegenheiten empor, als welcher er das Vertrauen seines, zu Bedrückung und Härte nicht geneigten, Königs aufs unverantwortlichste misbrauchte. Im J. 1788 erschien sein großinquisitorisches Religionsedikt, wodurch im Preußischen Staat eine ältere Glaubensnorm verewigt werden sollte, während man in geheime Orden

sich einließ und durch Geistererscheinungen mystifizirte. Im Bunde war ein anderer Vertrauter des getäuschten Königs, der Generalmajor v. Bischoffwerder, der sich früher in den Orden der Rosenkreuzer hatte aufnehmen lassen, und dem der berüchtigte Schröpfer, ein ehemaliger Kaffeewirth in Leipzig, der eine Zeitlang die Rolle des teutschen Cagliostro spielte, die Einweihung in das dritte Geheimniß versprochen hatte. Schröpfer, endlich zu sehr bedrängt, theilte es ihm dadurch mit, daß er in seiner Gegenwart im Rosenthale bei Leipzig — sich erschoß.

Ob und wie Jesuiten bei allem diesem im Spiele gewesen, und ob von katholischer Seite Proselytenmacherei dabei statt gefunden habe, ist zwar nie ganz klar geworden: erwägt man aber die Ereignisse der Folgezeit, so wird man Ursache finden sich zu bedenken, wie man über diesen damals so streitigen Gegenstand entscheiden solle. Namentlich stritten darüber Garve und Nicolai. Dieser Letztere ergriff in der Beschreibung seiner durch Teutschland gemachten Reisen jede Veranlaßung, die päpstliche Hierarchie zu bekämpfen, weil er der Meinung war, daß man zu deren Ausbreitung mit rastlosem Eifer, und nach einem äußerst konsequenten Systeme, handle. Er ließ sich nicht dadurch irren, daß in den Jahren 1781 und 1782 alle Zeitungen voll waren von der durch Joseph II. im Oesterreichischen bewirkten Reformazion, und daß auch protestantische Schriftsteller sich erschöpften in en-

thusiastischer Bewunderung alles dessen, was für Vernunft und Wahrheit geschehen sey. So rief z. B. Zimmermann, der die starken Züge in seinen Gemälden liebte, aus (üb. d. Einsamkeit Bd. 4. S. 441 ff.): „Kaiser Josephs Reformazion macht alle fernere Religionsvereinigung überflüßig. Kein vernünftiger katholischer Geistlicher kann suchen, uns, unter dem Scheine der Duldung, wieder in den Schoos seiner Kirche zu bringen. — — Welcher vernünftige Katholik kann sich von seiner Kirche sondern wollen, da sie doch Kaiser Joseph von aller Unvernunft gereinigt hat? — Sind wir nicht Eins geworden seit der großen Reformazion im Jahre 1781?“ — Dieses war es nun aber gerade, was Nicolai nicht zugab, weil das, was Joseph zu leisten vermögend gewesen, den großen Vorstellungen, die man davon erregte, bei weitem nicht entsprach, ja gar nicht entsprechen konnte. Nicolai wollte sogar bemerkt haben, daß, während man des Kaisers Absichten von allen Seiten entgegenwirkte, man sich der beliebten Duldung selbst als eines Mittels bediente, die Protestanten, welche man nach den herrschenden Grundsätzen, die sich keineswegs geändert hatten, und auch nicht hatten geändert werden sollen, als Abgefallene von der allein selig machenden Kirche betrachten mußte, mit dieser wieder zu vereinigen. Der Wieder-Vereinigungsprojekte gab es damals allerdings mehrere. So gab z. B. ein Magister Masius in Leipzig vor, daß eine Gesell-

schaft Unbekannter, die ihm einen Eid abgenommen, ihre Namen Niemand, auch keinem Potentaten, zu entdecken, ihn beauftragt habe, jetzt, da ein Theil der Christenheit in Gefahr sey, diesem ein Vereinigungsbuch zu geben, worin das Ziel gezeigt werde, von welchem man nicht abweichen dürfe; die unbekannten Väter wollten ein apostolisches Christenthum errichten, und mit diesem zugleich die deutliche Lehre von der Wahrheit — — — des Steins der Weisen geben. Dieser Masius war nun vielleicht ein bloßer Windbeutel: hielt man aber sein Projekt mit manchen andern aus jener Zeit zusammen; so konnte man wol Verdacht schöpfen. Garve indeß hielt Nicolai's Eifer für übertrieben, zog dessen Unparteilichkeit in Zweifel, machte dessen Sorgfalt in Untersuchungen verdächtig, und erklärte überhaupt Untersuchungen, welche dieser für das menschliche Geschlecht höchst wichtig hielt, für unnöthig, überflüßig, zwecklos, ja sogar für schädlich, weil es den Katholiken Mistrauen erwecke. Hiegegen konnte Nicolai nicht füglich schweigen, und lieferte in einem Anhange zum siebenten Bande seiner Reisen eine Untersuchung der von Garve gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen. Die Weitschweifigkeit dieser Untersuchung auszuhalten, erfordert freilich Geduld: allein wer das Damals mit dem Jetzt vergleichen will, darf diese Mühe doch nicht scheuen. Am Ende seiner Untersuchung rief er aus: „Diese und so viele andere Din-

geschehen vor unsern Augen, und Hr. Garve will uns einbilden, wir lebten zu einer Zeit, wo alles so hell wäre, wo die Partei der Vernunft so sehr die Uebermacht hätte, daß katholische Emissarien unmöglich wirken und ein akkommodirtes Papstthum einführen könnten!"

Eine besondre Veranlaßung machte den Streit über diesen Gegenstand damals noch viel lebhafter und allgemeiner. Es war nämlich gegen den ehemaligen Königsberger, dann Mitauer Professor, und zuletzt Oberhofprediger zu Darmstadt, Joh. Aug. Starck, der Verdacht, daß er insgeheim Katholik sey, laut geworden, was, außer öffentlichen Streitigkeiten, auch einen merkwürdigen Prozeß, und dadurch ein Werk von Starck in 2 Bänden über Krypto-Katholizismus, Proselytenmacherei, Jesuitismus, geheime Gesellschaften (1787) veranlaßte. Starck gab nur eine Verbindung mit der Freimaurerei der strikten Observanz zu, die man als Fortsetzung des Tempelherrn-Ordens betrachtet habe; darin habe er zu den Klerikern gehört. Zum Unglück für ihn berichtete die Frau v. d. Recke, daß Cagliostro Starcken als Nekromantisten bezeichnet habe, Starck aber jenen als einen schwarzen Magiker; der Eine habe seinen Anhängern Beschwörungen mit Räuchern untersagt, der Andre die, wobei der Degen gebraucht werde. Zudem war auch ein Brief von Starck an Schröpfer bekannt geworden,

worin er diesem schrieb, daß er Eines Ursprungs mit ihm sey, mit ihm zu Einem Zwecke gehe, und daß er Florenz kenne und nicht weit davon das Heiligthum in Gold dreifach gekrönet. Auf das Vorhalten dieses Briefes erwiederte der Beschuldigte: „er hätte sich nicht einfallen lassen, daß Briefe im Enthusiasmus geschrieben, und denen man es ansähe, daß die Begierde, nach Ordensgeheimnissen zu forschen, sie hervorgebracht habe, ihm zur Last gelegt werden könnten, da Männer von größerm Verstande, Einsicht und Erfahrung sich von jenem Enthusiasmus hätten hinreißen lassen, und diese Begierde zur damaligen Modesucht geworden wäre. Auch könne man es einem Manne, welcher eine Menge der damals im Schwange gehenden geheimen Gesellschaften, ihr Benehmen und ihre Chiffresprache kennen zu lernen Gelegenheit hatte, nicht als eine gefährliche Unternehmung aufmutzen, wenn er einen neu aufstehenden Geheimnißkrämer (Schröpfer) in der Chiffresprache auszuforschen gesucht habe." Wie dem nun sey, so ist wol nicht zu leugnen, daß die damalige Freimaurerei allein Starcken all den Verdacht zuziehen konnte, den man gegen ihn hatte. Auch Cagliostro und Schröpfer hatten sie ja als Mittel gebraucht, und Emissaire einer auf Alchymie arbeitenden Loge, welche nach Ingolstadt kamen, um Studenten in ihr Interesse zu ziehen, hatten in dem dortigen Professor Adam Weishaupt, dem Verfasser mehrerer interessanter philoso-

phischen Schriften, den Gedanken an die Stiftung des Illuminaten-Ordens hervorgebracht. Dieser im J. 1776 gestiftete Orden, dem unleugbar ein schöner menschlicher Gedanke zum Grunde lag, und der sich ein edles Ziel setzte, jedoch einen, nach dem entworfenen System wahrscheinlich nicht ausführbaren, Plan verfolgte, war ohne Zweifel sehr antijesuitisch, obschon übrigens in seiner ganzen Einrichtung dem Vorbild eines Jesuiten-Institutes nachgebildet. Da er schon darum allein unpassend für protestantische Länder war, so entwarf ein Protestant den Plan, diesen Orden, für den er höchst thätig war, an die Freimaurerei anzuknüpfen, jedoch nicht an die der strengen Observanz, deren Anhänger mit dem neuen Systeme nicht zufrieden waren. Warum nicht? — dies ist eben die Frage. Starck war ein Anhänger dieser strengen Observanz, und konnte allerdings, blos als solcher, ein Gegner des Illuminaten-Ordens werden, lediglich aus Vorurtheil. Er konnte es aber auch aus Jesuitismus gegen einen antijesuitischen Orden seyn. Wenigstens ist seine Beschuldigung des Ordens, er sey auf Umstürzung der Christlichen Religion bedacht gewesen, von eben der Art, wie deren die jesuitische Partei sich bediente, die diesen Orden religiös und politisch so verdächtig machte, daß er im J. 1784 aufgehoben wurde. Wie dem nun aber sey, so hatte Starck die Begierde nach Ordensgeheimnissen zu forschen mit Recht eine Modesucht jener Zeit genannt.

Eben diese Modesucht aber war jesuitischen Planen ungemein günstig. Man lese, um sich hievon zu überzeugen: Philo's endliche Erklärung und Antwort auf verschiedene Anforderungen und Anfragen, seine Verbindung mit dem Orden der Illuminaten betreffend (Hannover 1788). Dieser, hier seinen Illuminaten-Ordensnamen führende Philo ist eben jener vorhin erwähnte, für den Illuminaten-Orden thätigste, Protestant; mit seinem wahren Namen: Adolf Freiherr v. Knigge. Man wird am besten einen Begriff von jener Zeit sich machen können, wenn man bei ihm ließt: „wie er früh von der Krankheit des Zeitalters, der Begierde nach geheimen Verbindungen und Orden befallen war; schon in seines Vaters Hause als Kind täglich mit Enthusiasmus von Freimaurerei und geheimen Wissenschaften, vom Steine der Weisen u. dergl. reden hörte; als Knabe schon Gesetze zu Verbindungen entwarf; als Student zu einem Orden gehörte; an ein Paar kleinere Damenorden sich anschloß; 1772 als Freimaurer aufgenommen wurde; durstig nach Weisheit, gekitzelt von der eitlen Idee, sich mit höheren Dingen als andere gemeine Leute zu beschäftigen, in Bekanntschaft mit Schröder in Marburg *) kam, welcher auch den

*) Professor der morgenländischen Sprachen und der jüdischen Alterthümer, Verfasser der neuen alchymistischen Bibliothek und der Neuen Sammlung von einigen alten und sehr rar gewordenen philo-

kältesten Mann für Theosophie, Magie und Alchymie in Bewegung zu setzen fähig war, wie vielmehr einen sehr warmen, phantastischen, brausenden Jüngling von 25 Jahren. Begierig reisete dieser nun auf Abenteuer aus. Wo in einem Hause die Magd oder der Bediente von einem bösen Geiste geplagt wurden; wo ein schlauer Mönch in dem Rufe stand, die Seelen der Verstorbenen zitiren, und Schatten aus den Gräbern hervorrufen zu können; wo ein alter Mann abgesondert von der Welt lebte, und leichtgläubige Thoren zu seinen Schmelztiegeln herbeilockte: da blieb Er nicht fern. So kam er bald in den Ruf, dies mystische Fach zu treiben, und dieser Ruf verfolgte ihn bis in seinen einsamen ländlichen Aufenthalt bei Frankfurt a. M., wohin er 1780 zog; ja, eben diese einsame Lebensart bestärkte die Gläubigen in jener Meinung von ihm. So ging denn kein vazirender Geisterseher, kein reisender Geheimnißjäger, kein bettelnder Goldmacher sein Haus vorbei. Enthusiastisch für alles, was Mysterien hieß, war ihm das Unverständlichste fast immer das Ehrwürdigste. Nie ist er zum Rosenkreuzer aufgenommen worden; aber diese alte Verbrüderung war ihm, seit Schröders Eröffnungen, äußerst werth geworden. Natürlich war auch die Idee eines Priesterthums einer seiner Lieblingsbegriffe, und — so schließt er dieses interessante Selbstbekenntniß — wer

sophischen und alchymistischen Schriften, welche 1774 mit dem 6. Theil beschlossen ward.

mir damals, auf eine Art, welche diesen Begriffen geschmeichelt, den Antrag gemacht hätte, Jesuit zu werden, der würde nicht so gar viel Widerstand bei mir gefunden haben."

In einem Zeitalter solcher Art konnte es auch nicht an Liebhabern von Werken fehlen, welche tiefer in die geheimnißvolle Welt der Geister einführen; und in der That konnte sich kaum Ein Philosoph damals so vieler Leser und gläubiger Anhänger rühmen, als der angestaunte Sohn eines Schwedischen Bischofs, Emanuel Swedenborg (geb. 1689 zu Stockholm, gest. 1772 zu London), nach welchem sich noch eine Sekte in England und Amerika nennt. Dieser Mann, wissenschaftlich gebildet, von viel umfassendem Geiste, mit Recht berühmt als Chemiker, Metallurg, Mathematiker und Mechaniker, der Verfasser eines tief=durchdachten, mit großem Scharfsinn durchgeführten, Natursystems, rein von Charakter, ohne Arg und Falsch, als Christ keineswegs streng kirchlich orthodox, aber Christ von Gemüth, erzählte im J. 1747, der Herr sey ihm erschienen, habe sein Inneres aufgethan, die Geisterwelt ihm eröffnet, und ihm verstattet, mit Engeln und Geistern zu sprechen. Fünf Jahre darauf legte er sein Amt nieder, denn, wie Herder von ihm sagt, „er sah sich als eine Verbindung zwischen der Geister= und Körperwelt, diesen Umgang sogar als ein Amt an, das ihm der Herr aufgetragen, und zeigte dabei weder

einen anmaßenden Stolz, noch eine Schwäche des Verstandes. Kein Prahlen machte er davon, wußte aber, wenn er darüber gefragt ward, auch die Spötter in Achtung zu erhalten. Fröhlichen, stillen Gemüths erschien er jedem, der ihn näher kannte, wirklich als einer, der mit Engeln umgeht, d. i. als Muster ungeheuchelter Frömmigkeit, Güte und Wahrheit. Der Stil seiner Schriften ist schmucklos; oft sehr naiv erzählt er die Unterhaltung mit diesem und jenem Geist, und deren Wirkung auf ihn; von einem Truge, den er andern wissentlich machen wollte, ist, wenn man ihn hört, nie die Frage." War es also zu verwundern, daß ein solcher Mann tiefen Eindruck machte, zumal da bald einige Wundergeschichten von ihm in Umlauf kamen, und er außerdem durch Gemüth, auch in den Grundlagen seines Geistersystems, des Gemüthes sich bemeisterte? Herder hat in seiner Adrastea treffend die psychologische Erklärung von Swedenborgs Geschichte als einen Roman seiner Seele gegeben. Von dieser Seite aber konnten seine Anhänger sie nicht sehen; ihnen war der Selbstbetrogene ein wirklicher Geisterseher, und als solcher ward er ein Beförderer des Glaubens an Geisterseherei.

Noch kam aber eins hinzu, dem Glauben an Wunder, den die Philosophie wankend gemacht hatte, neuen Vorschub zu thun. Ein Arzt, der Schweizer Anton Mesmer war durch die Lehre von dem Einfluß der Planeten auf den menschlichen Körper zu dem Gedan-

ken gebracht worden, es müsse ein durch die ganze Natur allgemein verbreitetes Fluidum geben, welches bei dem Einfluß der Gestirne auf unsre Körper wirke, und nach mehreren Betrachtungen und Untersuchungen hatte dies ihn auf den thierischen Magnetismus gebracht, den er auch sogleich auf die Heilkunst anwendete, und mit Magnetkuren großes Aufsehen erregte, besonders nachdem er im J. 1778 Paris zum größeren Schauplatze für seine Wirksamkeit gewählt hatte. Seitdem er in einer kleinen zu Paris 1779 erschienenen Schrift das Wesentliche seines Systems vorgetragen, und durch Wunderkuren großes Erstaunen erregt hatte, konnte es ihm an Anhängern nicht fehlen, die sich bald in mehreren Städten Frankreichs unter dem Namen harmonischer Gesellschaften vereinigten, um gleiche Wunder zu thun. Zwar fehlte es auch nicht an dem Verdacht von Betrügerei, der dadurch nicht wenig vermehrt wurde, daß man die neue Heilmethode vorzugsweise bei dem schönen Geschlecht anwendete, — und wer mag den Vätern, Männern und Liebhabern bei den häufigen Manipulazionen, zumal in der Gegend der Herzgrube, verargen, daß ihnen die Methode verdächtig wurde? — allein je seltsamer und unerhörter die Berichte von dem lauteten, was dadurch zur Erscheinung kam, desto größer wurde doch auch das Interesse für Untersuchung der magnetischen Zustände. Man unterschied zwei Klassen derselben, mit blos physisch= und zugleich mit

psychisch-magnetischer Affekzion. In dieser zweiten Klasse, mit welcher die Reihe der außerordentlichen Erscheinungen anhebt, war die magnetisirte Schöne entweder Somnambule, die im Schlaf ihr Bewußtseyn behielt, oder Clairvoyante, Hellseherin, mit erhöhter Seelenkraft in Beziehung auf ihren innern Zustand, oder sie brachte es gar bis zur Desorganisazion, worin sie mit erhöhter Seelenkraft in Beziehung auch auf die Außenwelt begabt war. Wenn man nun hörte, daß eine Somnambule einen zugemachten Brief las, den ein Anwesender in der Tasche hatte; daß eine Clairvoyante sich mit ihrem Magnetiseur in solchem Rapport befand, daß er, Meilenweit von ihr getrennt, doch auf sie einwirkte, sie mit ihm gesund oder krank war, und wenn er ein Brechmittel einnahm, sich erbrach; daß eine Desorganisirte nicht nur die Heilmittel im Schlafe sich besser verordnete als ihr wachender Arzt, sondern auch das Verborgene in der Vergangenheit, das unbekannte Ferne in der Gegenwart, und selbst das Zukünftige wußte; — wer hätte nicht in das höchste Erstaunen gerathen sollen? Den Ungläubigen rief man mit Hamlet zu: es gibt gar viele Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen eure Philosophie sich nichts träumen läßt!

Zu den Ungläubigsten gehörten ohne Zweifel die Herausgeber der, mit dem Jahre 1783 begonnenen, Berlinischen Monatsschrift, der O. C. R. Fr.

Gedike und der Bibliothekar D. J. E. Biester, durch welche jene Monatsschrift zu einer Art von skeptischem und kritischem Magazin alles nur irgend verdächtigen Wunderwesens jener Zeit geworden ist. Wie reichhaltig an Materialien dieser Art es sey, schließe man daraus, daß man bloß in den sechs ersten Monatsheften des ersten Jahrganges: einen Neuen Messias (Rosenfeld) in Berlin, noch einen neuen Messias in Westphalen, einen Monddoktor in Berlin und die ungeheuern Wallfahrten zu demselben, eine Jungfer, die es mit dem Teufel zu thun haben will, und Nachrichten von dem Neuesten Hexenprozesse in Glarus findet. —

Es gab also im Zeitalter Friedrichs und Josephs auch noch Hexenprozesse, und dieser im Kanton Glarus endigte — im J. 1780! — damit, daß eine angebliche Hexe durch das Schwert hingerichtet wurde. Verbrennen ließ der Magistrat zu Glarus nur die Nachricht davon in Wekherlins Chronologen.

Jene Berliner, und nächst ihnen zugleich Nicolai, hatten es aber noch insbesondre mit einem zu jener Zeit einflußreichen Manne, dessen auch hier zu gedenken nöthig ist, sehr eifrig zu thun, mit Lavater nämlich, der sich zwar von dem Verdachte, als Lutherischer Prediger ein geheimer Katholik und Jesuit zu seyn, durch die „Rechenschaft an seine Freunde, oder über Jesuitismus und Katholizismus an Herrn Professor Meiners" (Winterthur 1786), gründlicher

als Starck, und gewiß hinreichend, gereinigt hat, nicht aber eben so gut gegen andere einzelne Beschuldigungen. Er gesteht selbst ein, Gaßner besucht und seinen Exorzismus möglichst geprüft zu haben. Freilich, da er nach dieser Prüfung sagen konnte: „er habe Gaßner ehrlich und seine Wirkungskraft ganz anders als alle Welt (?) gefunden;" so konnte er an Gaßner auch schreiben: „Laßt uns stille — stille unsre Seelen einander mittheilen — die Welt ists auch nicht werth, daß wir ihr die Kraft Gottes vor die Füße werfen." Er sagt, daß er von verschiedenen Durchreisenden Geschichten von Geisterfehereien, Divinazionen und sonderbaren psychologischen Phänomenen, welche zum Theil von Katholiken herrührten, gehört, sie allenfalls notirt, ad acta genommen, und vielleicht zwei oder drei vertrauten Freunden mitgetheilt habe. Soll sich dies aber auf das Mährchen beziehen, welches er von dem Geiste Gablidone zu Protokoll nahm, wie war es dann möglich, daß Lavater von dem Gemälde, welches der Geist von sich gemacht haben sollte, niederschrieb: „es ist ein mit Wasserfarben schnell und kühn und meines Bedünkens ganz originelles, obgleich flüchtig hingeworfenes Bild des armen Gablidone, ein gerade vor sich hinsehendes Sehergesicht, ein klein rund schwärzlich Käppchen auf dem Scheitel, ziemlich große, offne, ungestarrte Augen. Im Ganzen ist bei aller Rohheit, der bei Wasserfarben auf einem nicht

liegenden, sondern stehenden Blatte wol nicht auszuweichen war, das Gesicht wacker, keck, sehr natürlich, und ganz anders gezeichnet, als ein gemeiner menschlicher Maler zeichnen würde *).“ Würde einer, der nur ein psychologisches Phänomen ad acta hätte nehmen wollen, sich wol so ausgedrückt haben? — Ferner sagt Lavater, daß er Cagliostro — in einigen Stunden — so gut wie möglich beobachtet und sondirt habe, und an ihm nicht blos eine Gestalt gefunden, wie die Natur nur alle Jahrhunderte eine formt, sondern auch einen Mann, gegen welchen Hunderte, die seiner spotten, ohne ihn je gesehen zu haben (?), nur Knaben zu seyn schienen. Dies könnte nun wol seyn, und der wichtige Dienst, den Cagliostro Lavatern leistete, wäre nicht einmal dazu nöthig gewesen, daß Lavater einen außerordentlichen Mann in ihm erkannt hätte; wie aber konnte er sagen, Cagliostro habe seines Freundes Frau von einer unheilbaren Krankheit — geheilt? — In der Sammlung seiner kleinen prosaischen Schriften zürnt Lavater einem Ungenannten entgegen: „Sie entscheiden mit einem zertretenden Wort über Bibel und Theologie, über das Buch des erreurs et de la vérité **), über Gaßner und Schrö-

---

*) Lavaters Protokoll über den spiritus familiaris Gablidone. Mit Beilagen und einem Kupfer. 1787.

**) Der Verfasser dieses 1775 zu Lyon erschienenen Buches war der, sich selbst einen Schüler Jakob

pfer. Alle solche mit einem Totalschlag tödtende Universalsentenzen, so viel allenfalls Wahres mit zum Grunde liegen mag, können unmöglich aus einem liebreichen Verstande (?), einem gutmüthigen Herzen entquillen." Vielleicht sah Lavater schon Gaßnern in dem Lichte, in welches eine viel spätere Zeit ihn vortheilhafter zu stellen versucht hat, nämlich als einen sich selbst nicht verstehenden, und auch vom Publikum nicht verstandenen, Magnetiseur, wenn es anders bei der Art von Wunderglauben, den Lavater hatte und Andern anmuthete, einer solchen Art von Rechtferti-

---

Böhme's nennende, Marquis von St. Martin. Claudius in Wandsbeck, der es übersetzte, sagte in der Vorrede: „Dies Buch ist ein sonderlich Buch, und die Gelehrten wissen nicht recht, was sie davon halten sollen, denn man versteht es nicht. — — Ich verstehe dies Buch auch nicht: aber, außer dem Eindrucke von Superiorität und Sicherheit, finde ich darin einen reinen Willen, eine ungewöhnliche Milde und Hoheit der Gesinnung, und Ruhe und Wohlseyn in sich. Und das geht einem zu Herzen; wir wollen doch Alle gerne wohlseyn, suchen doch Alle Ruhe und finden sie nicht! auch gibt es keine Reinheit, keine Ruhe und kein Wohlseyn außer dem Guten." Eine Xenie sagte darüber:

Irrthum wolltest du bringen und Wahrheit, o Bote von Wandsbeck!
Wahrheit, sie war dir zu schwer; Irrthum, den brachtest du fort!

gung der vermeinten Teufelsbeschwörungen bei ihm bedurft hätte. Wie dem nun sey, so ist gewiß, daß Lavater auch den Magnetismus, mit dem er durch seinen Bruder, einen Arzt, bekannt geworden, nicht allein mit großer Begierde ergriff, sondern auch zuerst in Teutschland verbreitete. Man hatte ihn als Prediger nach Bremen berufen. Die ihm angetragene Stelle nahm er zwar nicht an, machte aber im Sommer des Jahres 1786 eine Reise nach Bremen, und sein dortiger Empfang und achttägiger Aufenthalt erregten damals ein außerordentliches Aufsehen in ganz Teutschland, hauptsächlich dadurch, daß er den Aerzten in Bremen die Kunst des Magnetisirens lehrte. Um den Freudentaumel seiner Landsleute ein wenig zu mildern, gab ein Bremer, dessen Name, Ummius, bis nach seinem Tode unbekannt blieb, ein Freudenlied der Jünger Lavaters in Bremen heraus, welches selbst ehemalige sehr enthusiastische Anhänger Lavaters für ein Meisterstück des Witzes und der Laune und ein in seiner Art vollendetes Kunstwerk erklärten. Darin hieß es unter anderem:

Wie schön leucht't uns von Zürich her
Der Wunderthäter Lavater
Mit seinen Geistesgaben!
Sein neues Evangelium
Hat uns bezaubert um und um,
Thut blöde Seelen laben.

Wunder, Plunder,
Magnetismus, Prophetismus,
Zauberkuren, Zeigen seines Fingers Spuren.

Ein Jungfräulein, sonst frisch und roth,
Lag hilflos und in großer Noth;
Es konnt' im Schlaf nicht sprechen.
Alsbald der theure Wundermann
Mit Hand und Mund das Werk begann,
Zu heilen ihr Gebrechen:
Schaue, Traue,
Gratiosa Dolorosa;
Auserlesen! Auf mein Wort, du sollst genesen!

O Wunderschlaf! o Zauberei!
Was Meister in der Arzenei
Nicht zu ergründen taugen,
Lehrt kranken Jungfern Phantasie;
Durch dicke Wände sehen sie
Wol mit verschloßnen Augen;
Kennen, Nennen,
Was geschrieben, weil den lieben
Guten Dingern, Augen sitzen in den Fingern.

Ihr Aerzte singet und seyd froh!
Weil euch hinfort das A und O
Darf keinen Kummer machen.
Befingert nur die Mädchen all;
Sie sind doch klüger tausendmal

Im Schlaf, als ihr im Wachen.
Heil euch! Weil euch
Sonder Fehlen werden wählen
Alle Schönen, die nach Hilf' und Trost sich sehnen.

Vielleicht wäre die neue Heilmethode, über deren Werth oder Unwerth allerdings noch nicht enschieden war, bei jedem Andern weniger auffallend gewesen, als gerade bei Lavater, diesem Theologen, den man da, wo es etwas gab, was eine mystische Schwärmerei befördern konnte, überall nennen hörte, und durch dessen Persönlichkeit sie eindringlicher werden mußte. Nur bei allem, was geheime Gesellschaften betrifft, kommt er nicht vor, — außer insofern er mit Ungrund des Jesuitismus beschuldigt wurde, — und es ist seiner Versicherung, daß er kein Mitglied irgend einer geheimen Gesellschaft gewesen, wol zu trauen. War er aber auch kein Mitglied irgend einer solchen Gesellschaft, so war er doch — dieses freilich unwissend — ein großer Beförderer gerade aller jener, in denen man sich selbst oder Andere mystifizirte. Die Frau v. d. Recke, um zu zeigen, wie sie in Cagliostro's Schlingen habe gefangen werden können, erzählt, daß vorzüglich Lavaters Schriften über die Kraft des Gebets und sein Tagebuch Eingang in ihrem Herzen gefunden. Für Jesus fühlte sie eine Art von schwärmerischer Verehrung und Liebe; Religion wurde bei ihr Leidenschaft, nicht blos Stütze der

Tugend. Ihr Geist, immer mehr angespannt und vom Irdischen abgezogen, ging nach und nach immer mehr zur Beschaulichkeit über, und gewöhnte sich zu mystischen Phantasien. Lavater schien ihr ein noch lebender Jünger Jesu; sie wollte immer vollkommener in der Religion werden; und so entstand nach und nach der Gedanke in ihr, daß auch sie, wenn sie nach einer völligen Reinheit der Seele strebte, in die Gemeinschaft höherer Geister aufgenommen werden könnte. — Wohin führte nun aber die Vollkommenheit in der Religion im Sinne Lavaters? Er sagt: „Echte wahre Religion: Glaube an wirklich existirende Unsichtbarkeiten, deren Einfluß man sinnlich erfahren hat, oder erfahren kann: Glaube an unsichtbare höhere Wesen, der so fest ist, wie der Glaube an uns selber und unsere Existenz, weil er sich auf Erfahrung gründet, die so wenig täuschen konnte, als uns das Gefühl unserer Existenz täuschen kann, — das ist reine, gesunde Religion!" — Darum klagt er: „Keine Stimme Gottes! Keine Schechina! Kein Urim und Thummim! Kein Prophet! Keine entscheidende Gottesthaten! Keine göttliche Antwort! Erscheinung! Gesicht! Keine Weißagung und schnelle Erfüllung! Kein Gott! Kein Heiland!" — Wer zweifelt, wohin seine Anhänger diese Wundersucht treiben mußte? Ihn selbst brachte sie dazu, die Philosophie, die Philologie, und alle durch diese bewirkte Aufklärung zu verschreien; alle, die sein Christen-

thum nicht annahmen, für Nicht-Christen, alle Nicht-Christen aber, auch wenn sie Deisten wären, für Atheisten zu erklären. Wie auffallend indeß dieses alles auch war, so war es doch, gerade weil es zu auffallend war, nicht so folgenreich als die unbedachten Reden, die er, auf einer Reise durch Teutschland i. J. 1786, von einer schrecklichen Verbrüderung Berlinischer Gelehrten, das Christenthum im teutschen Reiche zu stürzen, geäußert hatte; denn dies trug dazu bei, die Gegenwirkung leidenschaftlicher zu machen. Lavater mochte vielleicht zu seinem Argwohn dadurch verleitet worden seyn, daß Lessing, der Herausgeber der Wolfenbüttelschen Fragmente, die den Umsturz des Christenthums zu beabsichtigen schienen, Nicolai's Freund war. Schwerlich hatte Nicolai einen so albernen Einfall: gesetzt aber, er hätte ihn gehabt, so konnte ein solches Gerücht ihm am wenigsten um die Zeit von Friedrichs Tode, bei den Anklagen des Illuminatismus, und nach den Erfahrungen in der Angelegenheit des D. Bahrdt, gleichgiltig seyn. Dieser talentvolle, aber höchst leichtsinnige Mann, dem es nicht um die Religion, sondern um Aufsehen und Gewinn zu thun war, hatte es durch seine Heterodoxie dahin gebracht, daß er (1779), von dem Reichs-Bücher-Kommissarius angeklagt, um die Verweisung aus dem H. R. Reiche zu vermeiden, dem Kaiser sein Glaubensbekenntniß zu überreichen sich genöthigt gesehen hatte. Dieses

aber war so unbesonnen abgefaßt, daß die von Lavater den Berlinern und Illuminaten, und namentlich Nicolai, gemachte Beschuldigung wol als nicht grundlos erscheinen konnte, zumal da Bahrdts Versuche um Aufnahme in den Preußischen Staat so gut gelungen waren, daß er auch die Erlaubniß erhielt, an der Universität zu Halle — troß aller Protestazion von Seiten der dasigen theologischen Fakultät, und Semler's an deren Spitze, — Vorlesungen zu halten.

---

## 6.

So beschuldigte man sich damals des Unglaubens von der einen, und des Aberglaubens von der andern Seite: und noch leben welche, deren Interesse es zu erheischen scheint, jenen Unglauben einer seichten Aufklärung zuzuschreiben, und damit die Aufklärung überhaupt verdächtig zu machen. Zwar ist zu bezweifeln, ob eine seichte Aufklärung zu den möglichen Dingen gehöre: gesetzt aber, sie sey möglich, so fragt sich, ob denn alle Aufklärung jener Zeit von dieser Art gewesen? und selbst wenn sie es gewesen, ob sie nicht auch dann sogar dem Aberglauben, zu welchem jene Zeit hinführte, vorzuziehen war? Man kann nur die, welche die zum Theil abenteuerlichen,

zum Theil empörenden Ereignisse jener Zeit nicht kennen, so leicht bereden, daß es um die Aufklärung ein so entsetzliches Ding gewesen sey, und daß man jene Aufklärer fliehen müsse wie den leidigen Satan. Wer des ganzen Getriebes jener Zeit und aller der angeführten Umstände kundig ist, der wird ein gerechteres Urtheil fällen über das Verdienst der Männer jener Zeit und — Wielands insbesondere, von welchem jetzt zu zeigen ist, wie Er unter diesen Verhältnissen auf seine Zeit zu wirken bemüht war.

Zunächst ist da wol zu bemerken, wie er in allem, was er in Beziehung auf Religion schrieb, mit großer Gewissenhaftigkeit verfuhr. Keinem konnte die leichtsinnige Art, mit welcher Einige sich als recht starke Geister zu bewähren gedachten, anstößiger seyn, als ihm; und er erfand für sie den Namen der Kurzdenker. Einer derselben hatte die Frage aufgeworfen: „Steht zu vermuthen, daß dem respektiven Gouvernement weniger Gehorsam geleistet werden wird, wenn den Völkern die Furcht vor dem Religionsgespenste genommen wird?“ Wieland, der in dem Fragenden einen Mann erkannte: „der zu einem Volke gehört, dem seit kurzer Zeit, zum Behuf bekannter großer Absichten, eine Freiheit laut zu denken eingeräumt wurde, die keine natürliche Frucht der Staats- und Religionsverfassung desselben war,“ antwortete: „Der Bürger als Bürger soll, wenn die Herren wollen, der Religion entbehren, soll ohne

sie im Zaum gehalten werden können: kann er sie darum auch als Mensch entbehren? Ist der Mensch um des Bürgers, oder der Bürger um des Menschen willen? Ist die Sorge für Nahrung und Kleidung, die Abführung seiner bürgerlichen Schuldigkeiten, und das Bestreben nach Reichthum und üppigem Genuß die einzige und höchste Angelegenheit des Menschen? Ist er nicht ein Wesen, das, sobald es sich ganz fühlt, sich einer sittlichen und geistigen Vollkommenheit fähig, und zu Geschäften, die dieser Fähigkeit entsprechen, geboren fühlt? Wollen wir diesen edlen Instinkt in ihm ersticken? ihn blos auf die thierischen Triebe einschränken? ihn mit aller Gewalt zu einer Art von Geschöpfen herabwürdigen, die blos dafür gefüttert werden, daß sie am Pfluge ziehen und Lasten tragen? Ihm die Religion nehmen, ist freilich der kürzeste Weg dazu. Aber wenn auch Philosophen und Despoten sich mit einander vereinigten, diese schändliche Entmenschung an ihren Untergebenen vorzunehmen, werden diese die Operazion so geduldig aushalten? Werden sie, nachdem man ihnen ohnehin schon fast alles genommen hat, woran sie ein natürliches Recht mit auf die Welt brachten, sich auch noch das absophistisiren lassen, was jede Nazion des Erdbodens immer als ihre letzte Zuflucht, als ihr heiligstes und liebstes Gut, als einen Schatz, gegen welchen in Augenblicken des Enthusiasmus das Leben selbst für nichts geachtet wird, ange-

sehen haben? — den Glauben ihrer Väter, den Glauben an eine Vorsehung, die für alles sorgt, an einen unsichtbaren Weltbeherrscher, dem alles unterthan ist, an unsichtbare Beschützer, von welchen Hilfe zu erlangen ist, wenn sonst nichts helfen kann, an ein künftiges Leben, wo alles in Ordnung und Gleichgewicht kommt, alles, was hier gesündiget wurde, gebüßt, alles, was hier unvergolten blieb, vergolten werden wird? — Welch ein Unternehmen, dem Menschengeschlechte den Trost, der aus diesem Glauben entspringt, rauben zu wollen! Und welch ein Wahn, sich einzubilden, daß man es könne!"

Die bloße Betrachtung, daß der Keim und die Wurzel der Religion in der Natur des Menschen liege, und ein Volk ohne Religion sich so wenig als ein Volk ohne Leidenschaften denken lasse, war nach seiner Ueberzeugung hinlänglich, die Vernunft der Gesetzgeber und Weisen von der Nothwendigkeit einer Religion des Staats, einer unter der Aufsicht und dem Schutze der bürgerlichen Obrigkeit stehenden öffentlichen Gottesverehrung, zu überzeugen. Da er indeß selbst von Männern, welche die Religion als Angelegenheit des Menschen über alles ehrten, und in ihrer natürlichen Vereinigung mit der Tugend für eine allgemeine und ewige Triebfeder im Reiche der Geister hielten, dennoch die Unentbehrlichkeit der Religion, als eines mit dem Staate verwebten Institutes, bestritten sah, so erkannte er sehr wohl, daß das

wahre Verhältniß der Religion zu der bürgerlichen Gesellschaft ein sehr verwickeltes Problem sey, welches einer sehr scharfen Untersuchung bedürfe. Die Lösung desselben, die ihn sehr oft und angelegentlich beschäftigte, hat er zwar nicht mitgetheilt, allein seine wahre Gesinnung über diesen Punkt nicht zweifelhaft gelassen.

Als Resultat seiner Betrachtung der Weltgeschichte stand ihm fest: „Alles was ist und geschieht, gehört zu einem Plane, von dem wir nichts verstehen. Große und Kleine, Weise und Unweise, spinnen und weben wir alle an dem unendlichen Gewebe des Schicksals, ohne zu wissen, was wir machen, und befördern unbekannte Endzwecke, indem wir oft gerade das Gegentheil zu thun glauben oder scheinen." In diesem Sinne bekannte er sich zu Pope's Grundsatze: Was ist, das ist recht. Dieser Grundsatz verleitete ihn aber keineswegs zu der stumpfsinnigen Behauptung, daß ein träges Verharren bei dem Bestehenden, auch wenn es der Vernunft widerstreite, und von uns, als sittlichen Wesen, nicht als recht beurtheilt werden könne, jemals statt finden solle; er bewahrte ihn nur vor Uebereilungen. „Wahre Erleuchtung, sagte er, über alles, was dem Menschen wesentlich angeht, ist unser wichtigstes und allgemeinstes Interesse; und Verbesserungen sind ihre natürlichen Folgen. Aber es gibt auch Irrwische, deren betrügliches Licht in Moräste führt. Selbst das wohlthätige Son-

nenlicht darf nicht anders als mit großer Behutsamkeit und durch fast unmerkliche Stufen in die schwachen Augen eines sehend gewordenen Blinden eingelassen werden, und ein zu starker Lichtstrom blendet sogar ein geübtes Gesicht." Wie sehr er aber vor Uebereilung warnte, eben so sehr rieth er auch zu kräftigem Gebrauche der, zur Beförderung wahrer Erleuchtung und dadurch zu bewirkender Verbesserungen zweckdienlichen, Mittel. In einem Briefe vom Jahre 1784 schrieb er: „Wir haben, da wir den Weg der Duldung, und den noch ebnern und geradern der freien Untersuchung und öffentlichen Mittheilung, auf welchen jener führt, eingeschlagen haben, endlich den rechten Weg gefunden. Nicht als ob alles, was man uns zeither auf diesem Wege zugeführt hat und noch ferner zuführen wird, eben von großem Werth und Nutzen sey. Freilich werden auf diesem Wege auch solche Waaren wie das Buch über Irrthum und Wahrheit, wie der Horus, wie die Briefe im Volkston, wie die Jüdischen Briefe, zu Markte gebracht. — Aber warum nicht? da man uns ja, sogar in einem Fache, wo es unendliche Mal weniger auf individuelle Vorstellungsart und geheime Einflüsse zufälliger Ursachen ankommt, Beweise, daß der Himmel ein Eisgewölbe und die Sonne nur dreitausend geographische Meilen von uns entfernt sey, auf Subskripzion anbietet? Ich behaupte nur, daß dem allen ungeachtet die Straße

offen und der Markt frei bleiben muß. Allerdings ist es nöthig, und es liegt einem jeden selbst daran, die Beschaffenheit und Güte der Waaren zu prüfen: nur soll diese Prüfung nicht von Obrigkeits wegen vorgenommen werden! — welches in Sachen, wo es auf Glauben, Forschen und Spekuliren ankommt, zu allen Zeiten nichts getaugt hat, — sondern sowohl Gebrauch als Untersuchung bleibe jedem frei gelassen, und nur denen, die gegen die Andersdenkenden wie Saulus mit Schnauben und Drohen verfahren, sie verunglimpfen, verketzern, mit dem Fluche des Ernulfus belegen u. s. w. werde ein obrigkeitlicher Knebel in den Mund gesteckt! Denn nur diese, nicht jene, machen das Volk irre, stören den Frieden und das häusliche Glück der Familien, und legen Feuer in der bürgerlichen Gesellschaft an. Nicht die ehrlichen und wohlmeinenden Leute, die der Welt ihre Gesichte und Träume, nicht die Weisen und Forscher, die ihr die Resultate ihrer Erfahrungen, Beobachtungen und Kombinazionen mittheilten, noch die Sophisten, denen es nur um Koketterie mit ihrem Witz zu thun war; nicht diejenigen, welche Systeme von Ideen bauten, noch diejenigen, die in drei Tagen wieder einrissen, was jene oft mit großer Mühe und Kunst in dreißig Jahren gebauet hatten: nicht diese unschuldigen Weisen, Narren oder Kinder, sondern die Leute, die sich eines Gerichtszwanges über den menschlichen Verstand anmaßten, die Formelnschmiede

die Ketzermacher, die Inquisitores haereticae pravitatis waren es, die den Erdboden mit Greueln der Verwüstung, und die Geschichte in einem Zeitraume von mehr als 1500 Jahren mit Schandmälern von Unsinn und Unmenschlichkeiten angefüllt haben! Haben wir Lust, wieder Waldenser Kriege, Bartholomäus-Nächte, Pulververschwörungen und Dragonnaden zu erleben? Wollen wir wieder einen Huß oder Savonarola in Flammen gemartert, oder einen Galilei im Inquisizionskerker schmachten, und nur durch Abschwörung dessen, was er mit Augen gesehen hatte, ihrem schrecklichen Schicksal entrinnen sehen? Jeder Schritt, mit dem wir uns von der Freiheit zu denken, und öffentlich zu sagen was wir denken, entfernen müßten, näherte uns wieder diesen abscheulichen Auftritten abscheulicher Zeiten. Die Mönchskappe, l. Fr., über die es jetzt so strenge hergeht, die Mönchskappe ist nur lächerlich: aber der Mönchsgeist, der eben so bequem in einem weiten Priesterrocke als in einer Kutte wohnen kann, der Geist des Aberglaubens, des blinden Glaubens, der Formulare, der Intoleranz, der Andächtelei, der Proselytenmacherei, des Nöthigens hereinzukommen, dieser Geist ist der gefährlichste, grausamste und hassenswürdigste aller bösen Geister; ist der natürlichste Feind alles Lichtes, weil es seine Häßlichkeit und Greuel sichtbar macht, und der Verderber alles Guten, weil er, wie Miltons Satan,

das Böse zu seinem Gut gemacht hat. — — — O ihr, deren eignes Vorrecht sich nur darauf gründet, daß ihr zu Beschützern der heiligen Rechte der Menschheit erkohren seyd, scheuet euch vor jedem Eingriff in dieses ihr größtes und wesentlichstes Recht! Lasset Glauben mit Unglauben, Sinn mit Unsinn, Witz mit Aberwitz, Empfindung mit Empfindelei, Philosophie mit Theologie, und den reinen Menschenverstand mit ihnen allen kämpfen und arbeiten, so lang' es die Natur der Sache erfodert, ohne euch jemals in diesen Streit einzumischen. Das geheime Werk, das die Vorsehung dadurch befördert, kann nur durch dieses unaufhaltsame Treiben, Arbeiten, Gähren und Ringen aller Kräfte zu Stande kommen."

Genau erkannte er die Gebrechen, an denen die Zeit krankte. „Die Zeiten der größten Verfeinerung, des größten Luxus und der ungezähmtesten Liederlichkeit, sagte er, sind von jeher immer diejenigen gewesen, wo die schelmischen Schlauköpfe, die von allem diesem zu Erreichung ihrer geheimen Absichten Vortheil zu ziehen wissen, das beste Spiel haben." — — — „Seitdem die unersättliche Wißbegierde mit geschärften Sinnen in alle Elemente eingedrungen ist; seitdem uns die Vergrößerungsgläser einen Abgrund von physischen Wundern, wovon niemand zuvor die mindeste Vorstellung hatte, aufgeschlossen haben; seitdem uns die Entdeckung neuer, von keinem Demokrit oder Aristoteles nur geahneten Eigenschaften der Ma-

terie die Natur von ganz neuen Seiten gezeigt, und der unermüdliche Fleiß der Forscher fast täglich in dem Falle ist, auf Entdeckungen zu stoßen, welche die Hälfte dessen, was man vorher für wahr gehalten, wieder umstoßen oder zweifelhaft machen: seitdem haben auch unsre Begriffe vom Wunderbaren und Natürlichen, Möglichen und Unmöglichen, eine merkliche Veränderung erleiden müssen. Mitten zwischen den grenzenlosen Tiefen des Unendlichgroßen und Unendlichkleinen, wo jeder Sonnenstaub eine Welt, und jede Welt ein Sonnenstaub, jeder belebte Keim eine ganze Schöpfung, jeder Punkt im Unermeßlichen ein Schauplatz ist, zu dessen Durchschauung das Leben eines Menschen nicht zureichte, lernt der Mensch bescheidner von seinen Einsichten denken, und wird immer furchtsamer zu entscheiden, was die Natur könne und nicht könne, je öfter er schon in seinen Erfahrungen beschämt worden ist. Vor einigen Jahrhunderten hatte das Wunderbare beinahe alle Begriffe vom Natürlichen aus den Köpfen unsrer Vorfahren verdrängt: jetzt verenget die Natur immer mehr die Grenzen des Wunderbaren, und wir finden uns hier auf allen Seiten von so vielen Unbegreiflichkeiten umringt, daß uns beinahe nichts mehr in Erstaunen setzt." Eben dies aber findet er dem Wunderglauben der Zeit und dem Hange nach dem Uebernatürlichen sehr günstig. „Weil — sagt er — diese, und der Wunsch, mehr zu wissen und zu können, als Menschen wissen und kön=

nen sollen, das arme menschliche Geschlecht von jeher einer Menge Betrügern in die Hände geliefert, ihm dadurch unzerreißliche Ketten angelegt und unheilbare Wunden geschlagen: so nenne ich eben darum diesen Hang, diesen Glauben, diesen Wunsch — die schwache Seite der menschlichen Natur; und eben darum ist es so nöthig, daß wir uns da, wo die größte Gefahr ist, durch die untrüglichen Grundsätze, welche Natur, allgemeine Erfahrung und allgemeiner Menschenverstand darbieten, auch am stärksten zu befestigen suchen." Die Nothwendigkeit davon erschien ihm um so dringender, da er nicht in Abrede stellte, „daß die Urheber auf diese schwache Seite berechneter Systeme mit der lebhaftesten Thätigkeit ihre Sekte in ganz Europa auszubreiten suchten, und sich zu diesem Ende die außerordentliche Disposizion der Zeit zu angeblichen geheimen und hyperphysischen Wissenschaften, hermetischen Mysterien, Magie, Theurgie, Geisterseherei, kurz zu allen Arten von schwärmerischen Thorheiten zu Nutze machten, die besonders unter den vornehmen, müßigen, mit Wissenschaft nur leicht tingirten, und durch den Hang zur Sinnlichkeit oder die Folgen desselben zur Schwärmerei der Imaginazion nur zu sehr geneigten Theile des Publikums im Schwange gingen."

Nun unterschied aber Wieland genau zwischen dem, was aus Betrug geschah, und dem, was nur von der schwachen Seite des Menschen herrührte; und

darum allein schon konnten ihn alle die Vorwürfe nicht treffen, welche nicht ohne Grund G. Forster in seinem Aufsatz über Proselytenmacherei den Berlinischen Champions der Vernunft (wie sie Wieland nannte) gemacht hat. Niemals hat er sich jenes leidenschaftlichen Synkretismus schuldig gemacht, der über wissentliche Betrüger und über die treuherzigen Anhänger an Vorurtheile der Erziehung und religiöse Autorität gleiche Verdammniß ergehen ließ, diese als Mitschuldige jener ansah und als solche züchtigte. Nicht fiel er gleich hart über unabsichtliche Verirrungen und vorsätzliche Verbrechen her, und verfuhr überhaupt bei Anklage von Betrügerei mit großer Behutsamkeit. Wenn jene Berliner es sich verziehen, Handlungen, Meinungen, Briefe, oder auch Thorheiten und Inkonsequenzen eines sonst unbescholtenen Mannes öffentlich zur Schau zu stellen, und ihn der Misdeutung oder gar der Verachtung Preis zu geben, so glaubte er hingegen, daß man sich dieses nicht verzeihen könne; eben so wenig aber würde er sich verziehen haben, Beschuldigungen auf bloße Vermuthungen und Folgerungen zu gründen, sondern war vielmehr geneigter, so Beschuldigter sich anzunehmen, als mit ihren Anklägern gemeine Sache zu machen. Das auffallendste Beispiel davon ist ohne Zweifel das, was er für die Jesuiten sagte (Bd. 48.), „um sein vielleicht zu zärtliches Gewissen zu befriedigen, da es ihm wenigstens probabel vorkomme, daß man doch

hin und wieder auch etwas zu strenge mit ihnen verfahren seyn könnte.“ — „Ich behaupte nur — sagte er bei dieser Gelegenheit —, daß den Jesuiten kein Unrecht geschehen müsse, und wenn sie auch (absit blasphemia!) den großen Luzifer selbst an der Spitze hätten, und darin werden mir hoffentlich alle Rechtsgelehrten Beifall geben. Mir, der sich allem was Mensch heißt so nahe verwandt fühlt, daß ich auch nicht dem unbedeutendsten Erdensohne, der vor dreitausend Jahren in Kappadozia, Pontus oder Asia gelebt hat, kann unrecht thun sehen, ohne daß sich meine Eingeweide bewegen, mir kann es um so eher zu verzeihen seyn, wenn ich nicht stark genug bin, daß ich einer ganzen Gesellschaft von Menschen, es mögen nun Juden, Türken, Heiden oder Jesuiten seyn, kann Unrecht thun sehen, ohne in Versuchung zu gerathen mich ihrer anzunehmen.“ Wie unumwunden er nun alles das angibt, was einer Rechtfertigung bei den Jesuiten **nicht** fähig ist, so beharrt er doch darauf, man müsse ihnen nicht mehr Böses Schuld geben, als sie wirklich gethan haben, ihnen nicht übel auslegen, was einer sehr guten Auslegung fähig sey, und ihnen nicht zur besondern Last legen, was sie mit vielen andern Sekten, Orden und Gesellschaften gemein haben.

Von selbst ergibt sich aus allem diesem, daß Wieland, wenn er in dem Streite über Katholizismus und Jesuitismus auch nicht geneigter war, auf die Seite von **Garve** als von **Nicolai** zu treten, doch

an dem Verfahren der Berliner Vieles misbilligen mußte. „Ihr Ton, schrieb er an Gleim, fällt Jedermann auf, und mir ist es besonders leid zu sehen, daß diese Champions der Vernunft unvermerkt eine gewisse Arroganz und Unduldsamkeit contra omnes aliter sentientes angenommen haben, die ihnen und der guten Sache schaden. Der, auf dessen Seite die Wahrheit und Vernunft ist, kann nie bescheiden und human genug gegen die Schwächeren seyn." Ein anderes Mal schrieb er: „Man spricht und schreibt so viel von Toleranz, und verspricht sich so große Vortheile von der politischen Duldung dissentirender Religionen. Ist es Ernst damit? Wünschen diese Weltbürger, wünschen sie im Ernst, daß der grausame, die menschliche Natur entehrende, und dem Staate so nachtheilige Religionshaß aufhöre, die Namen Ketzer und Ketzerei, womit das katholische Volk in gewissen Ländern noch so gräßliche Nebenbegriffe und schauderliche Gefühle verbindet, verbannt werden, und alle, die sich zu der mildesten und menschlichsten aller Religionen bekennen, einander als Kinder Eines Vaters und Glieder Eines Staates lieben und behandeln sollen? — Wünschen sie dies aufrichtig; so ist warlich die Erbitterung, die sie durch unbescheidene Uebertreibung gewisser protestantischer Grundsätze in den Gemüthern der Römischen Geistlichkeit und des, gewiß noch immer an ihr hangenden, großen Haufens unterhalten und immer schärfer und giftiger machen,

ein sehr ungeschicktes Mittel jene Absicht zu befördern." — Uebrigens aber trat Wieland nicht auf Garve's Seite, weil er eine weit verbreitete und genügende Aufklärung und eine solche Reform der katholischen Kirche, wie sie den Umständen nach gar nicht möglich war, vorausgesetzt hätte. Er hoffte so wenig auf eine gänzliche als eine schnelle Verwandlung; hielt es für unklug, schon ärnten zu wollen, wo nur so eben erst gesäet wurde; und traute sogar nicht jeder Saat. Machte ihn aber gleich die sorgfältige Erwägung aller obwaltenden Umstände sehr tolerant in Beziehung auf die Gegenwart; so war er doch nicht gesonnen, das Wirken für die Zukunft aufzugeben. Er ging deshalb mit den Berlinern nach demselben Ziele, jedoch auf seinem eignen Wege. Auf seine Wirkungsweise hatte aber seine Neigung Bedrängten beizustehen keinen geringen Einfluß.

Diese seine Neigung, allen Bedrängten zu Hilfe zu eilen, nannte Wieland selbst eine Donquijotische. Als Schwäche wäre es wenigstens eine sehr liebenswürdige Schwäche gewesen; allein es war keine Schwäche, sondern eine Folge seiner intellektuellen Bildung, seiner Einsicht in die Natur des Menschen und seiner Kenntniß der Welt. Auf dem Standpunkte, zu dem ihn die Betrachtung der Geschichte seines inneren Lebens gebracht hatte, waren die Verirrungen des menschlichen Geistes und Herzens ein Lieblingsgegenstand seines Forschens geworden, und

es hatte für ihn einen ganz besondern Reiz, psychologische Räthsel zu lösen. Alles Zweifelhafte und Zweideutige in Charakteren und Begebenheiten hatte für ihn eine mächtige Anziehungskraft, und er konnte nicht davon los, bis er nicht zu einem wenigstens wahrscheinlichen Resultate gekommen war. Immer vertrauter mit den Labyrinthen des menschlichen Herzens ward er ein Meister in der psychologischen Entwickelungskunst, als welcher er sich ganz vorzüglich bewährt hat. Bewunderung erregt es, wie er die Aufgabe, ob man ein Heuchler seyn könne, ohne es selbst zu wissen, in der Jugendgeschichte Bonifaz Schleichers (Bd. 27.) gelöset hat. Wol hatte er Recht zu behaupten, daß er, um darzuthun wie dessen ganzes Leben eine immerwährende Lüge sey, sich in keine umständliche Erzählung des ganzen Lebens desselben einzulassen nöthig gehabt, denn man kann der Entstehung und Bildung des künftigen Selbstbetrügers in seiner Jugendgeschichte gleichsam zusehen, und lernt die Grundlage seines Charakters so gut kennen, daß man in jedem Verhältniß, worein er kommen könnte, genau voraus wissen kann, wessen man sich von ihm zu versehen habe. — Weit wichtiger indeß ist ein anderes Meisterwerk Wielands in dieser Art, seine Briefe an einen Freund über eine Anekdote aus Rousseau's geheimer Geschichte seines Lebens. (Bd. 43.) „Diese ganze Verhandlung, sagt Wieland, dürfte noch immer

nützlich genug seyn, wenn sie auch nur zu einem Beispiele diente, mit welcher Behutsamkeit und Zartheit man im Urtheilen über die Triebfedern, Absichten und innere Moralität einzelner Personen und Handlungen verfahren müsse, und welche feine Instrumente, welch eine leichte Hand erfodert werde, um bei Zerlegung des menschlichen Herzens die zarten, oft kaum sichtbaren Fasern nicht zu zerreißen, die man entdecken will, und von deren oft fein verwickeltem Zusammenhange die Erklärung der schwersten psychologischen Aufgaben abhängt.“ Wenn dieses wie Selbstlob klingt, so muß man wenigstens gestehen, daß es nicht um eines Haares Breite über die Linie der Gerechtigkeit hinaus geht. Mehrere Jahre vor Erscheinung der berühmten Confessions von Rousseau berichteten die Ephemeriden der Menschheit eine Anekdote daraus, die, wie sie erzählt war, den Charakter Rousseau's in das schwärzeste Licht stellte. Wieland, der an Rousseau, als einem seltnen Menschen, stets ein großes Interesse genommen, hatte zwar manche Paradoxen desselben bestritten, und zuweilen sich über diese wol auch lustig gemacht, allein konnte doch dieses nicht ertragen, und versuchte die Vertheidigung des so hart Beschuldigten. „Es möchte wol, sagte er, Pflicht gegen die Menschheit seyn, die wir an Rousseau beleidigen können, die Erzählung durch Hinzudenkung alles dessen zu ergänzen, was uns eine lebendige und psychologisch wahre Vorstellung von der

Lage und dem Gemüthszustande, worin Rousseau die That begangen, geben kann." Mit solcher Gesinnung ging er an das Werk, ohne, wie er selbst sagt, „zur Vertheidigung des armen, so übel gemißhandelten, Rousseau damals andre Hilfsmittel zu haben, als einige Kenntniß des menschlichen Herzens, — wenn anders eine langwierige, aufrichtige und genaue Beobachtung meines eigenen mir zu jener behilflich seyn konnte, — und einige Data über Rousseau's Charakter, welche seine Schriften an die Hand gaben." Seine Vertheidigung aber glückte ihm mit diesen Hilfsmitteln so vollkommen, daß, als die Confessions nun erschienen, seine Hypothese und sein ganzes Raisonnement auf eine Weise gerechtfertigt wurden, wovon man wenige Beispiele hat, denn alles traf so zu, daß allerdings bei solchen, welche Wielanden nicht kannten, der Argwohn hätte entstehen können, der Apologet habe schon damals, als er die Vertheidigung übernahm, eine Abschrift der Confessions in den Händen gehabt.

Wie viel nun aber dieses auch für Wielands psychologische Einsicht und apologetische Kunst beweißt, so ist doch nicht darum allein der in jenen Briefen enthaltenen Vertheidigung Rousseau's eine besondere Wichtigkeit beigelegt worden, sondern vielmehr darum, weil sie Wielands Verfahren in solchen Fällen und den Beweggrund, aus welchem jenes floß, am deutlichsten offenbaren. Für eine Pflicht gegen die

nützlich genug seyn, wenn sie auch nur zu einem Beispiele diente, mit welcher Behutsamkeit und Zartheit man im Urtheilen über die Triebfedern, Absichten und innere Moralität einzelner Personen und Handlungen verfahren müsse, und welche feine Instrumente, welch eine leichte Hand erfodert werde, um bei Zerlegung des menschlichen Herzens die zarten, oft kaum sichtbaren Fasern nicht zu zerreißen, die man entdecken will, und von deren oft fein verwickeltem Zusammenhange die Erklärung der schwersten psychologischen Aufgaben abhängt." Wenn dieses wie Selbstlob klingt, so muß man wenigstens gestehen, daß es nicht um eines Haares Breite über die Linie der Gerechtigkeit hinaus geht. Mehrere Jahre vor Erscheinung der berühmten Confessions von Rousseau berichteten die Ephemeriden der Menschheit eine Anekdote daraus, die, wie sie erzählt war, den Charakter Rousseau's in das schwärzeste Licht stellte. Wieland, der an Rousseau, als einem seltnen Menschen, stets ein großes Interesse genommen, hatte zwar manche Paradoxen desselben bestritten, und zuweilen sich über diese wol auch lustig gemacht, allein konnte doch dieses nicht ertragen, und versuchte die Vertheidigung des so hart Beschuldigten. „Es möchte wol, sagte er, Pflicht gegen die Menschheit seyn, die wir an Rousseau beleidigen können, die Erzählung durch Hinzudenkung alles dessen zu ergänzen, was uns eine lebendige und psychologisch wahre Vorstellung von der

Lage und dem Gemüthszustande, worin Rousseau die That begangen, geben kann." Mit solcher Gesinnung ging er an das Werk, ohne, wie er selbst sagt, „zur Vertheidigung des armen, so übel gemißhandelten, Rousseau damals andre Hilfsmittel zu haben, als einige Kenntniß des menschlichen Herzens, — wenn anders eine langwierige, aufrichtige und genaue Beobachtung meines eigenen mir zu jener behilflich seyn konnte, — und einige Data über Rousseau's Charakter, welche seine Schriften an die Hand gaben." Seine Vertheidigung aber glückte ihm mit diesen Hilfsmitteln so vollkommen, daß, als die Confessions nun erschienen, seine Hypothese und sein ganzes Raisonnement auf eine Weise gerechtfertigt wurden, wovon man wenige Beispiele hat, denn alles traf so zu, daß allerdings bei solchen, welche Wielanden nicht kannten, der Argwohn hätte entstehen können, der Apologet habe schon damals, als er die Vertheidigung übernahm, eine Abschrift der Confessions in den Händen gehabt.

Wie viel nun aber dieses auch für Wielands psychologische Einsicht und apologetische Kunst beweißt, so ist doch nicht darum allein der in jenen Briefen enthaltenen Vertheidigung Rousseau's eine besondere Wichtigkeit beigelegt worden, sondern vielmehr darum, weil sie Wielands Verfahren in solchen Fällen und den Beweggrund, aus welchem jenes floß, am deutlichsten offenbaren. Für eine Pflicht gegen die

Menschheit, die man auch in einer einzigen Person beleidigen könne, hielt er es, in kein Verdammungs-Urtheil eher einzustimmen, als bis er nach sorgfältigster psychologischer Entwickelung und Erwägung aller Umstände durchaus dazu genöthigt seyn würde. Da er bei tiefer Kenntniß des Herzens auch Weltkenntniß besaß, so mußten ihm viele Personen und Handlungen in einem ganz andern Licht erscheinen, als in dem, worin man sie gewöhnlich sah; er suchte sie dann aber auch in das vortheilhafte Licht zu stellen, in welchem er sie erblickte. Bei solchen Gelegenheiten zeigt er sich als einen höchst gewandten Advokaten, und dem die Sache, die er führt, zugleich selbst am Herzen liegt. So erkennt man ihn in seiner Ehrenrettung dreier berühmter Frauen des Alterthums, der Aspasia, Julia und jüngeren Faustina (Bd. 43.), womit mehrere seiner Göttergespräche (Bd. 27.) verglichen werden müssen, in seinen Schilderungen von dem Melier Diagoras (Bd. 47.), von Horaz, Sallust u. a. Wenn er einmal in seinem Eifer als Advokat so weit gegangen war, daß er der Wahrheit etwas vergeben zu haben schien, so war er nicht sogleich beruhigt, weshalb er es bei der Ehrenrettung der jüngeren Faustina auch nicht bewenden ließ. Er sah zu gut, daß deren Unschuld so ausgemacht noch nicht sey, als er sie dargestellt hatte, und daß, um ihren Prozeß zu endigen, auf eine begreifliche Art gezeigt werden müsse,

wie und woher die häßliche Nachrede gegen sie habe entstehen und haften können, und suchte nun auch dieses Problem zu lösen. Mit wie großer Geschicklichkeit dieses geschehen sey, wissen die Leser der Göttergespräche und des Peregrinus Proteus, der selbst als ein Meisterstück in dieser Wielandischen Art und Kunst hier genannt werden muß.

Durch dasselbe Mittel aber, wodurch es Wielanden gelang, manche Person und Handlung in ein günstigeres Licht zu stellen, entzog er andern freilich auch einen Nimbus, womit sie mehr als billig geblendet hatten. Man erinnere sich nur der Schilderungen, die er von Augustus und Mäcenas entwarf. Es nöthigte ihm ein Lächeln ab, wenn er sah, daß es „die Litteratoren mit ihnen machten wie die Klerisei mit Konstantin dem Großen und die Juristen mit ihrem Divus Justinianus, und es ordentlich als Pflicht behandelten, den Mäcenas, der Virgilen und Horazen Landgüter geschenkt hatte, und dessen Haus und Tafel den Gelehrten seiner Zeit offen gestanden, nicht nur als den Musarum Euergetem Optimum Maximum (wie ihn sein andächtigster Verehrer Meibom nannte), sondern auch als ein Muster aller Regenten- und Minister-Tugenden abzuschildern, und gegen alles, was etwa einen Schatten auf seinen Charakter werfen könnte, mit Faust und Ferse zu vertheidigen.“ Wiewohl er äußerte, die Gelehrten müßten eine sehr gutherzige Art von Menschen seyn, weil sie aus blo-

ßer Dankbarkeit für nicht selbst empfangene Wohlthaten den guten Kaiser August und seinen tugendhaften Minister Mäcenas durch alle Prädikamente einer Leichenrede preißen zu müssen glaubten, so konnte er doch, selbst auf die Gefahr hin, daß man ihm nun jene gutherzige Dankbarkeit absprechen würde, in diesen Ton nicht mit einstimmen. Ungeachtet er nun den wahren Verdiensten jener Männer gewiß nichts entzog, so wird doch seine Schilderung von denselben wol manchen Gelehrten befremdet haben, weil er Beide von den Fehlern und Gebrechen nicht frei sprach, ohne welche sie nicht — Augustus und Mäcenas gewesen wären.

Aus Parteilichkeit weiß zu waschen oder anzuschwärzen war niemals seine Absicht; ihm lag allezeit nur daran, Personen und Handlungen wahrhaft zu erkennen, und nach ihrem wahren Werthe zu würdigen. Von ihm, der so weit davon entfernt war, die Natur darüber zu tadeln oder anzuklagen, daß sie nicht alles in Eine Form gegossen, sondern in der Mannichfaltigkeit sich gefallen habe, war nicht zu besorgen, daß er dabei einseitig verfahren würde; und in der That hat er überall gezeigt, daß sein Urtheil auch gegen das völlig Entgegengesetzte gleich gerecht war. Er, der Vertheidiger einer Aspasia, Julia, Faustina, und man setze immerhin eine Lais und welche sonst noch hinzu, kann wenigstens nicht in den Verdacht kommen, daß er bei diesen Vertheidigungen eine

Nebenabsicht gehabt habe, da er, der größte Verehrer des Sokrates, doch auch der berüchtigten Xanthippe (Bd. 49.) gleiche Gerechtigkeit wiederfahren ließ, der Vertheidiger von allen diesen aber zugleich auch nicht nur die schöne Weiblichkeit der Pythagorischen Frauen (Bd. 43.), sondern auch die hohe Einfalt, Lauterkeit und Tugend einer Anna Maria von Schurmann (Bd. 48.) gebührend zu würdigen wußte. Auch stieß er sich bei der letzteren nicht daran, „daß sie gerade in den Jahren, wo man ihr am meisten Weisheit hätte zutrauen sollen, der ganzen reformirten Christenheit ein so gräuliches Aergerniß gab, und eine Labadistin — oder, wie man's in der Folge nannte, denn die Namen ändern sich wie andre Moden, — eine Pietistin, Methodistin, Herrnhuterin u. s. w., kurz eine Person wurde, die, mit dem eben gegenwärtigen Zustande der christlichen Republik nicht zufrieden, sich in eine, nach dem Muster der ersten apostolischen Kirche zu Jerusalem gebildete, kleine Gemeine begab, und bis an ihren Tod das Hauptgeschäft ihres Lebens daraus machte, eine Christin zu seyn in der absoluten Bedeutung, die dies Wort vor 1700 Jahren zu den Zeiten eines Petrus, Paulus, Johannes u. s. w. hatte, von denen sie glaubte, daß sie den Sinn und Geist ihres Herrn und Meisters gehabt." Ganz anerkannte er in ihrem oft verkannten Buche „den einfältigen reinen Sinn einer von Liebe alles Guten überfließenden Seele," „die Ge-

sinnungen und frommen Wünsche einer unschuldigen Seele, die all das Gute, wovon Andre nur schwatzen, disputiren, philosophiren, poetisiren, rhetorisiren u. s. w., wirklich in sich hegt, und in andern Menschen auch lebendig machen zu können wünscht." Zwar paßte, nach seiner Ueberzeugung, der hohe Grad von Gottesgefühl, den sie besonders in den letzten Jahren ihres Lebens zeigte, nicht in das allgemeine Leben der Menschen; allein er sagt doch: „wär' es möglich, daß alle Menschen diesen hohen Grad von Gottesgefühl haben und immer in sich erhalten könnten; so möchten alsdann Künste und Wissenschaften, und die lieben Belles-Lettres, und aller der ernsthafte und kurzweilige Tand, womit wir uns itzt aus Mangel oder Unfähigkeit bessern Genusses oder Geschäftes abgeben, immer dahin fahren; der Verlust würde nicht groß seyn."

In Ulrich von Hutten (Bd. 47.), in welchem er das leidenschaftliche Streben nicht übersah, ehrte er den Geist voller Wärme für die Rechte und das Glück seiner Brüder und seines Vaterlandes. Er war, sagt er, edelmüthig, bieder, offen und treuherzig; ein tödlicher Feind aller Falschheit, Unredlichkeit und krummen Wege; bei allen diesen Tugenden eines irrenden Ritters einer der gelehrtesten, aufgeklärtesten und beredtesten Männer seiner Zeit; und, zum Gleichgewicht gegen alles Ungemach, das ihn sein ganzes Leben durch verfolgte, mit einem guten Muth und einem Selbstgefühl begabt, die ihn in Drangsalen em-

vorhielten, denen jeder gewöhnlichere Mensch unterlegen wäre; kurz ein Mann, der es werth ist, daß wir den Ausruf auf ihn anwenden, womit Göthe seinen Götz von Berlichingen parentirt: Edler Mann! wehe dem Jahrhundert, das dich von sich stieß! Wehe der Nachkommenschaft, die dich verkennt!" Bei aller gerechten Anerkennung dieses hochherzigen Feuergeistes war Wieland aber auch nicht ungerecht gegen den bedenklicheren und ängstlicheren Erasmus (ebendas.), welcher zwei Parteien gegen sich hatte, die beide ihn beschuldigten, für die Gegenpartei zu viel, und zu wenig für die ihrige gethan zu haben. „Was soll man aber, sagt Wieland, von denen sagen, welche, ohne der Parteilichkeit des großen Haufens schuldig oder fähig zu seyn, den Erasmus gleichwohl tiefer als billig ist herabsetzen, weil sie den Kontrast, den sein Charakter und Betragen mit demjenigen eines Hutten, Luthers, Zwingli macht, lebhafter als andre fühlen, und darüber zu vergessen scheinen, daß Geister von so verschiedener Art einander gar nicht entgegen gestellt werden sollten, indem es wirklich nicht billig ist, einen Mann, dessen Vorzüge, Verdienste und eigentlicher Wirkungskreis von jener Helden ihrem so verschieden war, so nahe zu ihnen zu stellen, daß er durch ihren Glanz nothwendig verdunkelt werden muß, da er doch unter den Geistern seiner Klasse und in seinem Wirkungskreise Glanz, Licht und Wärme genug hatte, um einen Platz unter den herrlichsten

Köpfen, und — wenn ich nicht sehr irre — auch unter den besten Menschen seiner Zeit und jeder andern Zeit zu verdienen." Dieses sagt Wieland, ungeachtet er recht wol weiß, daß sich Erasmus gegen den Vorwurf einer zu strengen Sorge für sein liebes Ich nicht ganz rechtfertigen lasse, und daß er „mehr temporisirt habe, als ein Mann, dem Wahrheit und Recht, also die Sache der Menschheit, welche zugleich und hienieden ganz allein Causa Dei ist, über alles gilt, zu thun fähig wäre. Von dieser Seite betrachtet, muß er freilich klein gegen einen Hutten erscheinen, der sein Alles für sie hingab. Aber, um gerecht zu seyn, müssen wir auch bedenken, daß weder Ueberzeugung noch Heldenthum Dinge sind, die nur bloß von dem Willen eines Mannes abhangen."

Genug aber, um zu zeigen, daß Wieland durchaus nicht zu denen gehörte, welche Niemand loben können, außer auf Kosten eines Andern, was gerade bei den zwei entgegen gesetzten Naturen, Hutten und Erasmus, fast durchgehends der Fall gewesen ist. Selbst Herder ist in Ansehung dieser beiden von diesem Fehler nicht völlig frei zu sprechen; wenigstens ist er in dem Denkmal, welches er Hutten setzte *), und wozu Wielands Aufsatz ihn veranlaßt hatte, gegen Erasmus wol zu streng, freilich bei einer Gelegenheit, wo dieser holländische Lucian vielleicht am zweideutig-

*) Bd. 13. der Werke zur Philosophie und Geschichte.

sten erscheint. Die Entscheidung hierüber bleibt billig jedem selbst überlassen; uns ist es hier nur um nähere Kenntniß Wielands zu thun, und glücklicher Weise wird diese durch Herders Aufsatz über Hutten sehr befördert. Wieland, der ihn in dem Merkur abdrucken ließ, konnte nicht durchaus den Ton billigen, welchen Herder angestimmt hatte, und fand sich zu folgender, in mehr als einer Hinsicht zur genaueren Kenntniß von Wielands Charakter als Mensch und Schriftsteller merkwürdigen, Erklärung dadurch veranlaßt.

„Als ich, schrieb er, Huttens Andenken unter meinen Zeitgenossen wieder zu erneuern unternahm, erinnerte ich mich, in welcher Zeit, und für wen, ich schrieb; daß Friede im Lande war; und mein Journal von allen Teutschen ohne Beleidigung soll gelesen werden können. Dies mäßigte an verschiedenen Stellen meinen Ausdruck. Ich wollte, daß auch katholische Leser in Ulrich von Hutten, dem, ihrer Ueberzeugung nach, verirrten Hutten, doch den verdienstvollen, rechtschaffnen, für Wahrheit und Recht, nach seiner Ueberzeugung, sich mit Freuden aufopfernden, edeln Mann, den Mann mit wahrem teutschen Sinn und Heldenherzen nicht verkennen sollten. Wollt' ich diese Absicht auch nur einigermaßen erreichen, so mußt' ich die Vorurtheile der Hälfte Teutschlands, die Luthern für keinen Evangelisten noch Heiligen erkennt, wenigstens so viel schonen, als

nöthig war, damit sie gelassen anhören könnten und möchten, was ich für unsern edeln Landsmann Hutten zu sagen hätte. — Ich kenne keinen teutschen Schriftsteller, der diesem vergessenen teutschen Helden ein Denkmal zu setzen würdiger war, als Herder. Und ein Huttens würdiges Denkmal ist es, und öffentlich danke ich ihm dafür, und die ganze Nazion würde ihm dafür danken, wenn er nicht vergessen hätte, daß wenigstens die Hälfte der Teutschen, die er anredet, entweder mehr als Menschen seyn müßten, oder in dem Gesichtspunkt, in den er sich gestellt hat als er seinen Hutten schrieb, und in dem Ton der Begeisterung, womit er alles sagt, was er dacht' und fühlte, einen Parteigeist finden müssen, und finden werden, der sie beleidigen, und Huttens Andenken selbst nachtheilig wird. Wie er dies vergessen konnte, oder warum er es vergessen wollte, ist meine Sache nicht zu fragen. Aber öffentlich zu erklären, daß ich in den Ton seines Aufsatzes nicht durchaus einstimmen kann, das bin ich mir selbst schuldig. Immer mögens die Eiferer Erasmischen Kleinmuth, Menschenfurcht, und was sie wollen, nennen. Ein jeder sey was er seyn kann, und niemand schelte und verachte den andern darum, weil er anders überzeugt oder gesinnt ist, als er. Man mußte, um gegen Ulrich von Hutten gerecht zu seyn, sich in Ulrichs eigenen Geist, Herz, Zeit, Verhältnisse und Umstände setzen. Dies hat Herder gethan, und wer

wird dies nicht gut heißen? Warum sollten wir, Jahrhunderte nach Huttens Tod, seinem Leben, seinem Charakter nicht eben das Recht wiederfahren lassen, das wir einem Kato, einem Brutus anthun? Aber Jahrhunderte nach Hutten mit Huttens Eifer von den Gegenständen, die den seinigen erregten, sprechen; mit Huttens Eifer und Zorn die Teutschen unserer Zeit beschelten; aus Eifer für Hutten das Andenken des sanftern, schwächern, aber warlich, in seiner Art und in seinem Wirkungskreise, nicht minder guten, edeln, verdienstvollen, und von den Besten seiner Zeit geliebten, Erasmus anschmitzen, — thue dies, wer daran Recht zu thun meint! — ich kann's weder thun noch gut heißen. Ich will und kann gerecht gegen Brutus seyn, der Cäsarn aus Tugend ermordete; und gegen Cäsar, der ewig zu leben verdiente; und gegen Attikus, der von gar keiner Partei war, den Parteigeist haßte, und allen Gutes that, sobald sie seiner Hilfe bedurften. Wem dies Schöngeisterische Kleinmuth, Feigheit, Laulichkeit ist, der nenn' es so! Ich nenn' es Gerechtigkeit — weil ich's so fühle und erkenne. Daß man in Zeiten einer allgemeinen äußersten Gährung, in Zeiten einer allgemeinen Empörung der Geister gegen nicht länger zu duldende Unterdrückung — unfähig ist, so gerecht und billig gegen einander zu seyn, ist natürlich: aber warum sollten wir, in Zeiten der Ruhe und des durch geheiligte

Grundgesetze befestigten Gleichgewichts nicht gerecht und billig seyn? — Daß Erasmus nicht immer gerecht gegen Hutten und Luthern, Hutten und Luther nicht immer gerecht gegen Erasmus waren, ist natürlich: aber was gehen Uns ihre Verbitterungen an? — Dies ist meine Meinung; und sagen, was man für recht hält, kommt jedem zu."

Diese Grundsätze und Gesinnung nun, wie wir sie durch alles dieses in Wieland kennen gelernt, bewährte er auch in seinem Wirken gegen die ihm wohlbekannten Gebrechen seiner Zeit, und wirkte dadurch unstreitig mehr, als durch alles Poltern und Schelten möglich gewesen wäre.

Durchaus enthielt er sich aller Persönlichkeiten, denn es war ihm nur um die Sache zu thun. Unmöglich konnte er verkennen, daß seinem Wirken nichts mehr entgegen wirkte, als Lavater und dessen Anhänger mit ihrem Nathanaelischen Glauben an die Wunder, die sie mit Kindersinne geglaubt wissen wollten. Ungeachtet aber Wieland ganz entgegen gesetzter Meinung und früher von Lavater persönlich beleidigt war, findet sich doch nirgends ein persönlicher Angriff auf ihn. Wol mochte die persönliche Bekanntschaft hiezu beigetragen haben, denn Lavater hatte, nach dem Zeugniß aller, die ihn gekannt, durch Ideenreichthum, lebendige und herzliche Mittheilung und Anmuth im Betragen, viel Herzgewinnendes, zu seinem Vortheil Einnehmendes und fast Bezauberndes.

Vor der persönlichen Bekanntschaft mit Lavater hatte Wieland auf die Frage seiner Freundin, ob Lavater, wenn er selbst weniger schön wäre, seine Physiognomik geschrieben haben würde, geantwortet, es sey gar nicht unwahrscheinlich, daß die Eigenliebe unwillkürlich sich in seine schöne Theorie gemischt haben könne; denn wenn er bei der Sache zu verlieren gehabt hätte, würde er sein Werk entweder gar nicht unternommen, oder wenigstens auf andre Hypothesen gebaut haben. „Aber, fügte er hinzu, bald hätt' ich vergessen, daß ich selbst nicht recht weiß, was ich sage. Denn ich habe von diesem Werke, wovon so viel Redens ist, noch nichts gesehen." Nachdem er es kennen gelernt hatte, gestand ihm niemand freudiger als Wieland den Werth einer Menge großer und tiefsinniger Gedanken, einer Menge neuer Bemerkungen und weitgrenzender Blicke in das noch unbekannte Land auf der Karte der menschlichen Erkenntniß zu, und rühmte, daß Lavater die Physiognomik wie ein weiser Mann behandelt habe, der ein neues und fast unermeßliches Feld der Naturgeschichte zu bearbeiten anfängt, und dem die Nachwelt, was sie auch von einzelnen Theilen und Stellen urtheilen möge, doch gewiß seinen Platz neben Bacon, Locke, Bonnet, Buffon u. a. nicht versagen werde. — Wie mit dem Buche, so ging es Wielanden mit dem Manne; und wer hat sich wol Lavaters mehr angenommen, als Wieland gegen Linguet (Bd. 48.)? Wie eifert

er gegen die von Lavater gebrauchte verächtliche Redensart: je ne sais quel Docteur Allemand! Diese Redensart, gebraucht bei „einem durch seinen bürgerlichen und sittlichen Charakter ehrwürdigen Geistlichen in der ersten Stadt von Helvezien, — — und nach dem einstimmigen Urtheil der ganzen Nazion einem ihrer größten Männer!“ — Anderwärts rühmt er ihn als einen der tiefsten Kenner und wärmsten Liebhaber der Menschheit, die je gelebt haben. Bei allem dem aber war Wieland keineswegs blind weder gegen die Schwächen des Buches, — wie denn sein eigner Aufsatz über die Ideale der griechischen Künstler (Bd. 45.) gegen einen Theil desselben gerichtet ist, — noch des Mannes; und es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß er da, wo er von Finsterlingen seiner Zeit redete, unter denen der eine oder andere dem alten Amadis von Gallien den Namen des schönen Finsterlings streitig machen könnte, an Lavater, wenigstens mit, gedacht hatte. Bei dieser unbestimmten Andeutung ließ er es aber auch bewenden, weil er zu viel gefunden hatte, was Achtung und Liebe verdiente, um gegen Schwächen nicht nachsichtig zu seyn, und weil er auch hier bedachte, daß dieser Mann ohne diese Schwächen nicht Lavater wäre, der er nun doch einmal war.

Wie viel nun aber auch die persönliche Bekanntschaft mit Lavater dazu beigetragen haben mag, daß Wieland diese schonende Rücksicht gegen ihn bewieß;

so ist doch gewiß, daß es bei ihm dieser Bekanntschaft gar nicht bedurft hätte, um ganz auf dieselbe Weise gegen ihn zu verfahren, obgleich er unaufhörlich alles das, wessen man Lavatern theils mit Recht beschuldigte, oder wobei man ihn vielleicht nur unwissender Weise einwirkend glaubte, — und das war ziemlich bei allen Gebrechen der Zeit, — bekämpfte. Genug, daß er Lavatern nicht zu den schelmischen Schlauköpfen, zu den wissentlichen Betrügern rechnete, sondern für durchaus redlich hielt, um es ihm unmöglich zu machen, in den harten Ton der übrigen Gegner Lavaters einzustimmen. In gewissen Schwächen eines Individuums sah er nur die schwache Seite der Menschheit überhaupt, gegen die er darum ungleich nachsichtiger war, als alle der Menschennatur unkundige Eiferer, weil er einsah, daß ohne diese schwache Seite selbst das Erhabenste in uns wol nicht seyn würde. Bei allem dem artete jedoch seine Nachsicht nicht selbst in Schwäche aus, und er hat sich hierüber deutlich genug erklärt. Man glaube nicht, sagt er, „daß ich dem groben, und, wofern er minder schädlich wäre, lächerlichen Misbrauche, der in unsern Tagen von dem Hange der Menschen zum Wunderbaren und Uebernatürlichen gemacht wird, und der in eine wahre Dämonomanie auszuarten anfängt, das Wort reden wollte. Wenn wir gleich ein schwache Seite haben müssen; wenn es sogar wahr ist, daß diese schwache Seite mit gewissen Empfindungen

und Neigungen, die einen Theil unsrer Glückseligkeit ausmachen, unmittelbar zusammenhängt: so bleibt darum nicht weniger wahr, daß unser angelegenstes Interesse erfodert, gegen die gefährlichen Täuschungen, denen sie uns bloß stellt, auf unsrer Hut zu seyn. Der Hang zum Neuen und Wunderbaren, das Verlangen, in den Mysterien der Natur ohne langwieriges und anstrengendes Studium inizirt zu werden, der Glaube an geistige Beweger der Natur und an eine unsichtbare Welt, in welche wir überzugehen wünschen, die Deisidämonie, oder die Furcht vor den unsichtbaren Bären, gegen die wir uns eben darum nicht wehren können weil sie unsichtbar sind, der Wunsch, daß das Wasser der Unsterblichkeit, das Elixir der ewigen Gesundheit, das Hütchen des Fortunatus, das Horn und der Becher Oberons und der Stein der Weisen wirkliche Dinge und in unsrer Gewalt seyn möchten, sind freilich immer Neigungen und Wünsche, die theils dem menschlichen Herzen, theils der menschlichen Trägheit, Leichtfertigkeit und Albernheit sehr natürlich sind. Aber folgt daraus, daß wir uns, mit geschlossenen Augen und gebundenen Händen, von Isispriestern, Magen, Fakirn, Bonzen, Mystagogen, Traumdeutern, Weisenmeistern, Spähmannen und Thyrspakurn, Schatzgräbern und Geisterbannern, wie die unwissendsten Nord- und Südländischen Wilden,

zu Narren machen lassen sollen?" Dieses, so viel ihm möglich wäre, zu verhindern, war seine Absicht, und daß er dabei nicht voreilig, nicht ohne die Sache gehörig geprüft und von ihren verschiedenen Seiten betrachtet zu haben, zu Werke ging, beweißt der Aufsatz, aus welchem die eben angeführte Stelle genommen ist, und dessen früheren Titel: Betrachtung über den Standpunkt, worin wir uns in Absicht auf Erzählungen und Nachrichten von Geistererscheinungen befinden, er späterhin in den allgemeineren verwandelte: über den Hang der Menschen, an Magie und Geistererscheinungen zu glauben (Bd. 32.); ein kurzer Aufsatz, der aber die Frucht eines langen Studiums des Menschen, der Geschichte der Philosophie und Kulturgeschichte überhaupt ist. Von sehr frühen Jahren an mit den Systemen der alten Philosophen vertraut, hatte Wieland zum Behuf der Kulturgeschichte mit großem Eifer auch Religions- und Kirchengeschichte getrieben, und benutzte seine gegenwärtige Muße dazu, in der Zeit der Dämmerung während des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts sowohl den Spuren der Wiederherstellung der Litteratur und höheren Aufklärung, als aus der Ausbildung der romantischen Art zu philosophiren sorgfältiger nachzuforschen. Wie er nun aber selbst dadurch an Einsicht immer mehr gewann, so glaubte er auch diese unter seinen Zeitgenossen nicht sicherer vorbereiten, und somit diesem, wie den übri-

gen Gebrechen der Zeit nicht sicherer entgegen wirken zu können, als durch fortgesetzte Mittheilungen von dem, was er bei jenem Forschen theils aufgefunden, theils genauer zu untersuchen Veranlaßung erhalten hatte.

Demnach gab er zunächst Auszüge aus mancherlei Schriften jener Jahrhunderte. „Es gibt, sagte er, Dinge, die an sich selbst unendlich tief unter aller Aufmerksamkeit vernünftiger Menschen sind, aber durch Zeit und Umstände Wirkungen gethan haben, wodurch sie derselben sehr würdig werden. Ein Buch voll platter kindischer Märchen ist freilich keine Unterhaltung für Geist und Herz. Wenn aber einst eine Zeit war, da diese Märchen von dem größten Theile der Christenheit andächtiglich geglaubt, und durch Associazion mit ehrwürdigen Gegenständen und Eindrücken zu einer Grundlage gemacht wurden, worauf gewisse Leute eine Brustwehr für Misbräuche aufführten, die nur ihnen nützlich, dem Staat hingegen und der Menschheit überhaupt unendlich nachtheilig waren; wenn diese Ammenmärchen nicht wenig beitrugen, die sittlichen Begriffe des Volks zu verfälschen, seinen Menschenverstand abzustumpfen, und dasselbe an eine Vorstellungsart zu gewöhnen, die dem Licht der Vernunft in Dingen von der größten Wichtigkeit den Zugang auf viele Jahrhunderte versperrte, — dann ist es immer der Mühe werth, daß vernünftige Leute Notiz davon nehmen.“ Aus diesem Gesichtspunkt ist

zu beurtheilen, was er von dem Pater Bolduci, aus den geistlichen Rekreazionen des Jesuiten Angelinus Gazey (Bd. 47.), vom heiligen Martin und der Wunderflasche des heiligen Remigius (Bd. 48.), aus dem Belialsprozesse (Bd. 47.) und dem Tresor de l'ame (Bd. 49.) mitgetheilt hat. Absichtlich führte er hier die Vergangenheit vor, damit die Gegenwart, wo es noch nöthig seyn möchte, sich daran spiegle.

Ein zweites Mittel zu Erreichung seines Zweckes waren Skizzen von Biographien denkwürdiger Personen aus jenen Jahrhunderten. An nachahmungswürdige Muster zu erinnern, und an warnenden Beispielen zu zeigen, wie selbst die besten Köpfe jener Zeit in den Wirbel der romantischen Philosophie konnten hinein gerissen werden, war hiebei seine Absicht. Auch hier beweißt er seine Unparteilichkeit gegen alle anders Denkenden, und leidenschaftlose Ruhe verläßt ihn auch dann nicht, wenn er die strengste Kritik anwendet, um angebliche Thatsachen, auf welche sich Betrüger stützen können, zu untersuchen. Uebernahm er, wo die Schwäche zu hart angeklagt und über die Gebühr verurtheilt werden sollte, gern die Rolle des Advokaten, so zeigt er sich hergegen in diesen Fällen als den hellsehendsten und gewissenhaftesten Richter. Dies ist namentlich der Fall bei seinen Historischen Nachrichten, Untersuchungen und Vermuthungen über den berühmten Adepten Nikolas Flamel, den be-

rühmten Reisenden Paul Lukas und den Derwisch von Brussa (Bd. 43.). Dieser Aufsatz ist ganz das, was er ihn selbst nennt, „ein auffallendes Beispiel, wie nöthig es sey, selbst den ehrlichsten Erzählern von Wundergeschichten eben so scharf auf alle Worte zu merken, als man einem Taschenspieler auf die Finger sieht, und wie gut sich diese Mühe dadurch belohne, daß wir immer hinlängliche Ursachen finden, allen Begebenheiten, die aus Vernunftgründen unglaublich sind, unsern Glauben zu versagen, wie einleuchtend und überredend auch immer die Zeugnisse seyn sollten, die uns denselben abzunöthigen scheinen mögen." Indem Wieland so prüfen lehrte, impfte er gleichsam seinen Zeitgenossen das beste Verwahrungsmittel gegen die Versuche der schelmischen Schlauköpfe ein, über die er sich hier ganz deutlich ausspricht. Er kann nämlich nicht umhin, den Derwisch, welcher hier eine Rolle spielt, für einen Menschen zu erklären „von der Klasse und Brüderschaft eines St. Germain, Schröpfer, Cagliostro. Diese Herren, — deren Zweck bekannter Maßen bloß die Veredlung der menschlichen Natur sowohl als der Steine und Metalle, und die schon von den Rosenkreuzern des vorigen Jahrhunderts angekündigte Beschleunigung des goldnen Weltalters ist, — machen, wie es scheint, schon seit Jahrhunderten eine Art von unsichtbarer Kirche oder Republik aus: und wiewohl man eben nicht verbunden ist, das,

was der Derwisch von ihrem langen Leben rühmt, im buchstäblichen Verstande zu nehmen; so glaube ich doch gern, daß man in gewissem Sinne sagen könne, ihre Gesellschaft sterbe nicht, weil sie (so gut als die Mönche) dafür sorgen, daß keine leer gewordene Stelle unbesetzt bleibe. Es versteht sich also von selbst, daß sie immer bereit sind, ihrem Orden Proselyten, Gläubige und Beförderer anzuwerben, sobald ihnen Leute aufstoßen, an welchen sie einige Kennzeichen der Empfänglichkeit für ihre Geheimnisse zu entdecken glauben. Findet sich dann schon, daß einer, mit dem man sich bis auf einen gewissen Punkt eingelassen hat, nicht zu einem wirklichen Ordensgliede taugt; so ist er doch vielleicht, auch ohne sein Wissen und Wollen, zu Beförderung irgend einer Absicht der erhabenen Adepten, die an der Spitze der löblichen Brüderschaft stehen, zu gebrauchen. Dies scheint nun gerade der Fall bei Paul Lukas gewesen zu seyn. — — — Das war ein Mann, der das Gehörte wieder sagen und nicht ermangeln würde, es bekannt genug zu machen. Konnte Lukas nicht auf diese Weise, ohne sein Wissen, ein Werkzeug seyn, die Famam fraternitatis, die vielleicht damals einen solchen Posaunenstoß nöthig hatte, von neuem durch alle Lande erschallen zu machen? Konnte dadurch nicht mancher schlummernde Bruder wieder erweckt, mancher Homo bonae voluntatis aufmerksam gemacht und zum Suchen angetrieben, ja vielleicht dem ganzen

Institut wieder neues Leben, neue Thätigkeit, auch wol in der Folge eine bessere Form, ein bestimmterer Plan und unsern Zeiten angemeßnere Zwecke gegeben werden?"

Bei diesen unsern Zeiten angemeßneren Zwecken dachte Wieland nicht an Zwecke der Aufklärung, sondern an — Lessings umgekleidete Maske (s. vorn S. 200.). Er wußte zu gut, daß es nur scheine, als ob die bezauberte Welt von der natürlichen auf ewig verdrängt sey, daß die Einbildungskraft immer wieder Mittel finde, sich im Besitz ihrer alten Rechte zu erhalten, und daß die Fortschritte der wissenschaftlichen Aufklärung selbst dazu beitragen würden. Scharfsinnig bemerkte er: „Je weiter die Grenzen unsrer Kenntnisse hinaus gerückt werden, je mehr wir die unerschöpfliche Mannichfaltigkeit der Natur im Detail ihrer Werke kennen lernen, desto weiter dehnt sich auch der Kreis des Möglichen vor unsern Augen aus; und vielleicht ist es gerade der größte Naturforscher, der sich am wenigsten untersteht, irgend etwas, das nicht augenscheinlich in die Klasse der viereckigen Dreiecke gehört, für unmöglich zu erklären." Aus diesem Grunde war auch ihm die Erscheinung des Magnetismus eine sehr wichtige Angelegenheit, bei welcher er aber die Berufung auf Hamlets berühmten Ausspruch nicht leiden mochte, weil er ihn misbraucht sah. Zwar war er weit entfernt, das Kind mit dem Bade ausschütten zu wollen, wie

von Manchen geschah; allein er konnte doch gerade in diesem Falle, wo er die umgekleidete Maske am meisten fürchtete, bei **Lavaters** Rathe, daß der Philosoph seine Finger dabei auf den Mund legen und schweigen solle, sich nicht beruhigen. Nein, sagte er, gerade das Gegentheil soll er thun, und seinen Mund recht weit öffnen, um seine zur Leichtgläubigkeit und Uebereilung im Urtheilen und Folgern nur gar zu geneigte Nebenmenschen bei einem solchen Faktum vor solchen Uebereilungen zu warnen, und sie zu erinnern, daß die Vernunft bei ganz isolirten und also völlig unerklärbaren Begebenheiten zwar sich alles Erklärens und Urtheilens enthalte, aber desto aufmerksamer und geschäftiger sey, vor allen Dingen sich von der Wirklichkeit und von allen Umständen dieser Begebenheiten, durch die genaueste, behutsamste und anhaltendste Beobachtung zu versichern. „In einer Zeit, sagte er, wo eine ganze Reihe außerordentlicher Männer sich das Wort gegeben zu haben scheinen, durch außerordentliche Wege und Mittel außerordentliche Wirkungen auf die Menschen zu thun, und wo die ordentlichen Menschen so außerordentlich geneigt und aufgelegt sind solche Wirkungen nicht nur zu leiden, sondern so viel an ihnen ist, durch Erhitzung ihrer Imaginazion und Anstrengung ihres Glaubens, vielleicht auch gelegentlich durch pias fraudes, noch zu befördern: in einer solchen Zeit darf kein Zeichen und Wunder mehr geschehen, ohne daß sogleich, wie

wenn sich eine Bête de Gevaudan sehen ließe, Lerm gemacht, und nicht eher abgelassen werde, bis das Wunderthier geschossen oder gefangen ist, und sich dann ergibt, daß es — nichts als ein etwas größerer Wolf, aber doch ein Wolf wie andere Wölfe ist." Gleich weit entfernt also von jenen, die alles Neue begierig ergreifen, um Aufsehen zu erregen, als von jenen, die alles Neue verwerfen, weil es sie in der Behaglichkeit des ruhigen Verharrens beim gewohnten Alten stört, erklärte er, die Sache des Magnetismus verdiene, von allen Philosophen, Naturforschern, Aerzten und Menschenkennern mit der größten Aufmerksamkeit in Erwägung genommen zu werden, und verwarf nur den blinden Glauben an dieselbe; denn „noch sind Untersuchungen vorzunehmen, Beobachtungen anzustellen, Fragen zu beantworten, und Zweifel aufzulösen." Wie man dabei zu Werke zu gehen habe, davon liefert sein Aufsatz über Magnetismus (Bd. 48.) ein Muster, von welchem sehr zu wünschen wäre, es möchte so nachgeahmt worden seyn, als es nachahmungswürdig ist, sowohl in Beziehung auf die Sache selbst, als in Behandlung der Gegner. Streng, in Hinsicht auf die Sache, ist alles; was er sich über die Personen zu sagen erlaubt, dieses: „Alle in diese Geschichte verwickelte Personen sind mir, den einzigen Lavater ausgenommen, gänzlich unbekannt. Den letztern habe ich, bei seinem kurzen Aufenthalt in Weimar zum erstenmal und

öfters gesehen, und mein Herz ist dem seinigen beim ersten Anblick entgegengekommen; aber die Verschiedenheit unserer Vorstellungsart, und was davon abhängt, ist natürlicher Weise geblieben, wie sie war. Jeder Mensch muß in Sachen des Herzens nach seinem Herzen, in Sachen des Verstandes nach seiner Einsicht und Ueberzeugung handeln. Ich meines Orts kann eben so wenig glauben, daß eine magnetisirte Person durch eine Mauer sehen könne oder im Schlafe schärfere Sinne und höhere Seelenkräfte erhalte, als ich glaube, daß Oberons Horn die Leute wider Willen tanzen gemacht habe. Mit dem größten Zutrauen zu Lavaters und seiner Gemalin Redlichkeit, denke ich über das, was der letztern während ihres magnetischen Zustandes begegnet ist, wie Herr Markard in seiner Antwort an Lavater. Mit der besten Meinung von den drei Bremischen Aerzten und den beiden magnetischen Schläferinnen, vermuthe ich, daß ihnen allen in dieser Sache — etwas Menschliches wiederfahren sey."

Um es nun aber an keiner Art von Belehrung über die Gebrechen der Zeit fehlen zu lassen, suchte Wieland endlich auch an gedichteten Beispielen recht anschaulich zu machen, welchen trügerischen Irrlichtern jeder nachlaufe, der sein Lebensglück auf dem Wege des Uebernatürlichen sucht, welches, beiläufig gesagt, mit dem Uebersinnlichen nicht zu verwechseln ist. War irgend ein Beispiel geeignet, die

verblendeten Zeitgenossen recht sehen zu lehren, so war es das, welches Wieland in seiner meisterhaften Erzählung: der Stein der Weisen (Bd. 27.), an dem König Mark aufgestellt hat, der zu seinen übrigen Untugenden auch die hatte, der leichtgläubigste Mensch von der Welt zu seyn, aus dem der erste beste Landstreicher, der mit geheimen Wissenschaften prahlte, machen konnte was er wollte, und an dessen Hofe es daher von Schatzgräbern, Geisterbeschwörern, Alchymisten und Beutelschneidern aller Art, die sich Schüler des dreimal großen Hermes nannten, wimmelte. Gleichsam als die Quintessenz aller St. Germains, Cagliostros, Schröpfer u. s. w. erscheint hier, vorragend vor allen, der große ägyptische Adept Misfragmutosiris, ein Seitenstück zu dem Armenier in Schillers Geisterseher, und durch ihn endlich hofft der lange getäuschte, und doch durch keine Erfahrung enttäuschte, König seine Sehnsucht nach dem Steine der Weisen gestillt zu sehen. Wirklich wurde sie es auch, nur nicht auf die Art, wie er gehofft hatte. Der arme Mark mußte erst in einen Esel verwandelt werden; in seinem Eselsstande die Entdeckung machen, wie abscheulich er betrogen worden; von dem großen Misfragmutosiris — der aber, wie sich jetzt entdeckt, eigentlich Gablidone hieß, und also wol mit Lavaters berühmtem Geiste verwandt seyn sollte, — halb zu Tode geprügelt, in einem Traume zu den ersten vernünftigen Gedanken

über den Stein der Weisen, und dadurch zu der Ueberzeugung kommen, daß es besser sey, ewig ein Esel zu bleiben, als ein König ohne Kopf und ein Mensch ohne Herz zu seyn. Das aber eben bewirkte des königlichen Esels Menschwerdung, nach welcher er als Sylvester auftritt, ein nützlich thätiger Mensch, der ein großes Gut, das er besaß und nicht achtete, und in einer Wildniß den wahren Stein der Weisen, findet.

Hatte Wieland bei diesem Beispiel hauptsächlich diejenige Klasse Leichtgläubiger vor Augen, welche nur Gold suchen, um sich, wie weiland König Mark, ihren Leidenschaften und Launen desto mehr überlassen und eine dadurch bereits zerrüttete Wirthschaft wieder herstellen zu können, diese aber durch Betrüger vollends ganz zu Grunde richten, so dachte er hergegen bei einer andern Erzählung: die Salamandrin und die Bildsäule (Bd. 27.), an jene Klasse von Leichtgläubigen, bei deren Glauben an Magie, Wunder, Erscheinungen und wunderbare Einwirkungen geistiger Wesen das Herz interessirt ist, oder ein Streben nach höherer als menschlicher Vollkommenheit zum Grunde liegt. Beispiele dieser Art stellt er hier in zwei Jünglingen dar, deren einer eine heftige Leidenschaft für eine Bildsäule gefaßt hat, der Andre aber nichts Geringeres lieben will als eine Salamandrin. Das Ungereimte in diesen Wünschen ist schon allein hiedurch ausgesprochen, und

niemand zweifelt wol, daß eine phantastische Schwärmerei dieser Art, zu welcher sich eine heftige Leidenschaft gesellt, zu nichts anderem hätte führen können als zu Wahnsinn. Eben deshalb deutete aber Wieland diese Gefahr auch nur an, und wollte vielmehr zeigen, wie ein solches Uebel zu heben und Einsicht der Verirrten in ihre Verirrung zu bewirken sey, nämlich nur durch allmälige, wunderbar scheinende, Führung auf den Weg der Natur. Die Sache läuft hier ganz glücklich ab, jedoch, wie es scheint, aus einem besondern Grunde, den der Erzähler selbst in einer Bemerkung angegeben hat, die es vielleicht auf den ersten Anblick zweifelhaft macht, ob dieses Beispiel ein warnendes sey. „Die Täuschung des Wunderbaren, sagt Wieland, hat etwas so Anziehendes und Zauberisches für die meisten Menschen, daß man oft schlechten Dank bei ihnen verdient, wenn man sie hinter die Kulissen führt, und die vermeinten Wunder einer künstlichen Täuschung vor ihren Augen in ihre wahre Gestalt herabwürdiget. Aber hier war das Wahre selbst so schön und außerordentlich, daß es aller Vortheile, die es von der Illusion gezogen hatte, leicht entbehrte." Nichts desto weniger ist aber doch dafür gesorgt, daß diese Erzählung zugleich eine Warnung für ähnlichen Verirrungen des Geistes und Herzens werden könne; denn zweierlei Bedenken muß sie durchaus erregen, daß nämlich auf so außerordentliche Entwickelung im gewöhnlichen Laufe der

Dinge nicht zu rechnen ist, und daß dieselben Mittel theatralischer Maschinerien und Künste, die hier von redlichen Menschen zu gutem Zwecke angewendet wurden, eben sowohl von verschmitzten Betrügern zu der verderblichsten Verführung angewendet werden können.

Nicht ohne Zusammenhang mit den bisher genannten Gebrechen der Zeit war der damalige Hang, durch geheime Gesellschaften und Orden zu wirken und sich einen größeren Einfluß zu sichern. Um nun diesem entgegen zu wirken, enthüllte Wieland das Geheimniß des Kosmopoliten = Ordens (Bd. 40.), d. i. er stellte allen geheimen, und mit Geheimnißkrämerei verbundenen, Orden, den, obwohl nahe verwandten, der Erleuchtung (Illuminatismus) nicht ausgenommen, die große Gemeinschaft aller deren entgegen, die, ohne durch einen Eid verbunden zu seyn, ohne einen andern unbekannten Obern zu haben als Gott, ohne aus ihren Zwecken ein Geheimniß zu machen, von jeher das Meiste für das Wohl der Welt gewirkt hat und in alle Zukunft wirken wird. Die Glieder derselben sind daher nicht bloße Weltbewohner, sondern wirkliche Weltbürger, was in der engern und edlern Bedeutung nur derjenige heißen kann, den seine herrschenden Grundsätze und Gesinnungen, durch ihre reine Zusammenstimmung mit der Natur, tauglich machen, in seinem angewiesenen Kreise zum Besten der großen Stadt Gottes mitzuwirken. Ihr Zweck ist der ein=

fachste, unschuldigste und wohlthätigste, der sich denken läßt: die Summe der Uebel, welche die Menschheit drücken, so viel ihnen, ohne selbst Unheil anzurichten, möglich ist, zu vermindern, und die Summe des Guten in der Welt, nach ihrem besten Vermögen, zu vermehren. Eins ihrer Grundgesetze ist aber, nichts Gutes durch gewaltsame, oder hinterlistige, oder zweideutige, geschweige schändliche Mittel bewirken zu wollen. Keine andern Waffen als die Waffen der Vernunft sind ihnen erlaubt. Wenn die Stimme der Vernunft, die in allen Dingen Mäßigung gebietet, nicht mehr gehört wird, stehen sie lieber von allem Wirken ab, ehe sie Gefahr laufen, wider ihre Absicht Schaden zu thun.

Dieses führt Wielanden auf einen Punkt, der in Beziehung auf ihn selbst die größte Beachtung verdient. Er erinnert selbst daran, daß man den Kosmopoliten dieses Betragen für Menschenfurcht, Kleinmuth, Mangel an Eifer für die gute Sache und eigennützigen Egoismus ausgedeutet habe, rechtfertigt sie aber auf folgende Weise. „Der Grund dieses Betragens, sagt er, in solchen Fällen ist ein Prinzip, das unter die ersten Grundgesetze ihres Ordens gehört, nämlich: daß in der moralischen Ordnung der Dinge, wie in der physischen, alle Bildung, alles Wachsthum, alle Fortschritte zur Vollkommenheit, durch natürliche, sanfte, und von Moment zu Moment unmerkliche Bewegung, Nahrung und Entwicke-

lung veranstaltet und zu Stande gebracht werden muß. Alle plötzliche Störungen des Gleichgewichts der Kräfte; alle gewaltsame Mittel, um in kürzerer Zeit durch Sprünge zu bewirken, was nach dem ordentlichen Gange der Natur nur in viel längerer Zeit erwachsen könnte, alle Wirkungen, die so heftig sind, daß man das Maas der Kraft, die zu Hervorbringung der Sache nöthig und hinlänglich ist, nicht dabei berechnen kann, — kurz, alle tumultuarische Wirkungen der Leidenschaften, nach den Richtungen einseitiger Vorstellungsarten und übertriebener Forderungen, wenn sie auch am Ende etwas Gutes hervorbringen sollten, zerstören zu gleicher Zeit so viel Gutes, und richten, indem sie großen Uebeln steuern wollen, selbst so großes Uebel an, daß nur ein Gott fähig ist zu entscheiden, ob das Gute oder Böse, das auf diese Art gewirkt wird, das Uebergewicht habe. Nach diesen Begriffen ist daher der Gewinn, den die Menschheit, durch heftige und gewaltsame Mittel sich in einen bessern Zustand zu setzen, erhält, mehr scheinbar als wirklich. Sie verliert dadurch immer auf der einen Seite, was sie auf der andern gewinnt, und würde in längerer Zeit, mit unendlich weniger Aufopferungen, das nämliche Gute, oder vielmehr ein weit größeres erhalten haben, wenn die Vernunft allein die Kräfte, die dazu angewendet wurden, geleitet hätte. Ja selbst diesen mehreren Aufwand von Zeit sehen die Kosmopoliten als keinen Verlust an, da, ver-

möge der Natur der Dinge, eine größere Vollkommenheit und Dauerhaftigkeit des Guten, das auf diesem natürlichen Wege gewonnen wird, die unfehlbare Frucht desselben ist."

In dieser Stelle hat Wieland selbst die Rechtfertigung seines eignen Verfahrens niedergelegt. Nach Grundsätzen der Vernunft geschah es, daß er gegen die Gebrechen der Zeit durch die möglich sanftesten und gelindesten Mittel zu wirken suchte, denn allein von der Vernunft erwartete er alles Heil, wie er denn auch ihre Sache allein für die gute Sache erkannte. Es war ihm ein unumstößliches moralisches Axiom, „daß, vermöge einer unfehlbaren Veranstaltung der Natur, das menschliche Geschlecht sich dem Ideal menschlicher Vollkommenheit und daraus entspringender Glückseligkeit immer nähere, ohne es jemals zu erreichen;" aber es war nicht seine Meinung, daß man, die Hände im Schoos, dieses am Ende ja Unerreichbare lieber ganz aufgeben, und nicht, ein jeder nach seinen Kräften, die möglichste Annäherung zu bewirken streben solle; er hielt dieses für Pflicht, die man nie aus den Augen setzen dürfe. Seine Mäßigung war daher keine Lauheit, keine Gleichgiltigkeit gegen die gute Sache, und entsprang weder aus der unlautern Quelle einer egoistischen Klugheit, die alles gehn läßt wie es kann, wenn nur das liebe Ich in Sicherheit ist, noch einer Furchtsamkeit, welche sich nicht getraut Wahrheit rein heraus

zu sagen, die sie gern gesagt haben würde, wenn der Muth nicht gefehlt hätte. Wieland verhehlte nie seine Ueberzeugung, und sprach nie und gegen Niemand anders als er dachte; scheute sich auch gar nicht, unangenehme Wahrheiten zu sagen, die jedoch nur in anständigen Ausdrücken, ohne Uebertreibung, Bitterkeit und Muthwillen gesagt werden sollten. Oft hielt er dabei seinen Enthusiasmus zurück; aber lebhaft flammte dieser auf, wenn er die gute Sache wirklich in Gefahr sah. Wie oft er auch da geschwiegen hatte, wo Andere in gewaltiger Aufregung sich ergossen, so schwieg er doch dann nicht, sondern trat als der eifrigste Vertheidiger der Rechte der Vernunft und der Menschheit mit einer Freimüthigkeit hervor, die keinen Zweifel lassen kann, welch ein Enthusiasmus für die gute Sache ihn beseelte, aber auch wie ernst und lange er über sie nachgedacht haben müsse.

Er hatte den Rath ertheilt, die Schriftsteller möchten sich der ersten Augenblicke der Freiheit nicht mit Uebermuth bedienen, um die Gewaltigen der Erde nicht aufzureizen. Wer irgend hätte argwöhnen können, daß dieser Rath in Menschenfurcht seinen Grund gehabt habe, bei dem muß dieser Argwohn schwinden, wenn er theils in jenem enthüllten Geheimniß des Kosmopoliten-Ordens, theils in dem besondern Aufsatze über die Rechte und Pflichten der Schriftsteller in Absicht ihrer

Nachrichten und Urtheile über Nazionen, Regierungen und andere öffentliche Gegenstände, (Bd. 40.) Wielands unumwundene Meinung gelesen hat. So spricht über die Freiheit der Presse, „als das dermalige wahre Palladium der Menschheit, von dessen Erhaltung alle Hoffnung einer bessern Zukunft abhängt, dessen Verlust hingegen eine lange und schreckliche Folge unabsehbarer Uebel nach sich ziehen würde," so spricht darüber Keiner, der sich vor den Gewaltigen der Erde fürchtet, oder der ihnen schmeicheln will, sondern ein Mann, der, weil ihm die gute Sache der Menschheit am Herzen liegt, es auch mit ihnen redlich meint, und eben darum nicht aussagt, was man gern hört, sondern was die Pflicht gebietet.

Als man, wenige Jahre darauf, zum erstenmale den Unterschied zwischen Preßfreiheit und Preßfrechheit auf die Bahn brachte, und Wieland sehr wol sah warum, bewieß er dieselbe Freimüthigkeit; denn in dem Jahre des Religionsedikts erschien auch sein Aufsatz über den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen. Von dem Rechte, welches er für die Vernunft in Anspruch nimmt, macht er hier selbst den freiesten Gebrauch. Nachdem er die Glaubenspunkte angegeben, ihren Grund in der menschlichen Natur, und ihre Unentbehrlichkeit und Wichtigkeit für das menschliche Leben dargelegt, wirft er die Frage auf: „Welcher dem

menschlichen Geschlecht gehässige Dämon hat sich denn von uralten Zeiten bis auf diesen Tag so unselig geschäftig bewiesen, gerade diesen Glauben — einer göttlichen Weltregierung und eines bessern Zustandes nach diesem Leben — auf alle nur ersinnliche Weise zu verunstalten, zu verdunkeln, und durch Vermischung mit der ungereimtesten Schwärmerei, dem scheußlichsten Aberglauben, den menschenfeindlichsten Wahnbegriffen und Irrlehren, das, was die Stütze, der Trost und die Hoffnung der Menschheit seyn sollte, zum Mittel ihrer Unterdrückung und Mishandlung, zu einem Werkzeuge des Betrugs und der Beutelschneiderei, ja sogar zu einem Gifte zu machen, das die Seele gleichsam in ihren zartesten und edelsten Theilen anfrißt, und in ein moralisches Scheusal verwandelt?" Diese Frage mußte beantwortet werden, wenn die Nothwendigkeit der wirklichen Ausübung der Rechte der Vernunft in Glaubenssachen einleuchtend gemacht werden sollte. Da sich die Geschichte des Aberglaubens mit historischer Gewißheit nicht bis in seine Wiege verfolgen ließ, suchte Wieland „die Entstehung desselben unter den Umständen, worin die allgemeine Menschengeschichte die ältesten Völker zeigt, psychologisch klar zu machen;" und wiewohl in diesem Theile der Untersuchung, nach den später gemachten Fortschritten in der Alterthumskunde, manches ohne Zwei-

fel zu berichtigen ist, so hat doch im Wesentlichen und in der Hauptsache Wieland unstreitig Recht. Der spätere und größte Theil der Untersuchung ist rein historisch, und man kann ihn von dem Punkte an, wo Wieland gezeigt hat, daß in dem, was die Römer den Erdkreis nannten, die ganze Menschenmasse mit magisch-religiösem Aberglauben und Wahnwitz angesteckt war, als Christus in Palästina auftrat, um den Glauben an einen allgemeinen Vater im Himmel durch seine Lehre und noch mehr durch sein Beispiel zu predigen, und die echte Gottesverehrung, von allem magischen und theurgischen Aberglauben gereinigt, auf Redlichkeit des Herzens, Liebe zu Gott und den Menschen, und Ausübung aller moralischen Tugenden zurückzuführen;" von diesem Punkte an, sage ich, läßt sich Wielands historische Erörterung als die Blüthe der von Semler angeregten Forschungen betrachten. Dieser Theil, der das Christenthum insbesondere zu seinem Gegenstande hat, führt nun aber Wielanden auf alle die Punkte, in Ansehung deren er gegen die Lichtscheuen und Lichtfeinde in Opposizion stehen, und sich insbesondere auch als erklärter Anti-Lavaterianer zeigen mußte. Man lese nun hier, wo er als Vertheidiger der Rechte der Menschheit, des reinen Christenthums, der Sache der Vernunft dasteht, wie er sich über Deismus, Katholizismus und Protestan-

tismus, Papismus, Jesuitismus u. s. w. erklärt, und dann wird man den freimüthigen, für das Gute enthusiastischen, und doch bei aller Wärme des Herzens immer gemäßigten Wieland in seiner ganz eigenthümlichen Gestalt erkennen.

Wieland war der Meinung, daß die Verbesserung nicht auf halbem Wege stehen bleiben dürfe, weil der menschlichen Gesellschaft unendlich viel daran gelegen sey, durch die möglichste Reinigung der Religion auch der bloßen Möglichkeit zuvor zu kommen, daß wir oder unsre Nachkommen Teufeleien um Gottes willen wieder erleben könnten. An einer solchen Möglichkeit zweifelte er gar nicht, und man urtheile selbst, ob er mit scharfem Blick in die menschlichen Verhältnisse sah, als er sagte: „Die unter uns im Schwange gehende Gleichgiltigkeit gegen die Religion ist eine sehr unzuverläßige, von dem leichtesten Anstoß zusammen fallende, Schutzwehre. Wer mit der Geschichte der Menschheit und der Religion bekannt ist, kann unmöglich gleichgiltig darüber seyn, in welchem Zustande sich eine Sache befinde, die in den Händen des Thoren, des Schwärmers, des Tartüffen, sobald er mit einigem Ansehen bekleidet ist und Einfluß hat, zum Werkzeuge so vieles Unheils werden kann. Die Erfahrung unsrer eignen Zeit könnte und sollte uns belehren, daß diese Gleichgiltigkeit, die dem ansehnlichsten und aufgeklärtesten Theile der Gesellschaft eine Zeit lang die Augen gegen viele ihrer

Aufmerksamkeit würdige Dinge verschloß, von den Antipoden der Vernunft sehr vortheilhaft benutzt wurde, und daß sie gerade der Schatten ist, worunter alle Arten von religiösem Unkraut am besten gedeihen. Vielleicht braucht es nicht mehr als noch funfzig Jahre wie die jetzt verfloßnen, um es dahin zu bringen, daß Schwärmer und Zeloten unsern Nachkommen nicht mehr Freiheit zu denken und zu glauben übrig lassen, als die heilige Inquisizion den Einwohnern von Goa."

Mitten unter allen seinen unabläßigen Bemühungen für die Rechte der Vernunft und Menschheit, für Wahrheit und Licht, überschlichen Wielanden wol zuweilen trübsinnige Gedanken, daß ihm war, als flüstre ihm sein Genius zu: „Wozu hülf' es Dir, Dich täuschen zu wollen? Nie, so lange die Menschen — Menschen bleiben, wird das Licht die Finsterniß völlig verschlingen! Nie wird die Vernunft einer kleinen Anzahl über die Unwissenheit, den Stumpfsinn, die taumlige Imaginazion, die Armuth des Geistes und die Schwäche des Herzens der größern Anzahl die Oberhand gewinnen! Nie werden ganze Völker anders als nach den gräulichsten Erschütterungen, und auch alsdann nur in einzelnen Stücken, und selbst hierin nur eine Zeit lang, ihr wahres Interesse einsehen lernen, und dieser Einsicht getreu bleiben. Immer wird jeder große Mann einen Zeitgenossen oder Nachfolger haben,

der wieder einreißt was jener gebaut hat." Wie aus dem Munde der Schicksalsgöttin vernahm er dann aber auch tröstende Worte. „Aber diese Umwälzungen der, immer in andern Gestalten wiederkehrenden, Vergangenheit, dieser ewige Kampf des Guten und Bösen, dieses Zerstören dessen, was da ist, um dem, was werden soll, Platz zu machen, gehört nun einmal zu der großen Ordnung der Dinge, deren Plan eben so unübersehbar, als die Hand, die seine Ausführung leitet, verborgen ist. Euch Sterblichen gebührt es, euch in die Nothwendigkeit zu fügen, und ohne Ungeduld oder Läßigkeit zu thun, wozu ihr euch berufen fühlt. Wie in der Fabel Triptolemus auf dem Drachenwagen der Ceres, streue du allerlei guten Samen auf die Erde herab, unbekümmert — denn du säest nicht für dich selbst — was für Früchte er bringen, und ob er auf gutes Erdreich oder auf Sand, ins Wasser oder auf nackte Felsen, fallen werde. Etwas davon wird immer aufgehen, vielleicht durch irgend einen Wind oder eine fortwälzende Welle in einen ganz andern Boden getragen, als wohin der Same zuerst fiel, — vielleicht erst lange darauf wenn du nicht mehr bist!"

Und so ward er denn nie müde, Samenkörner auszustreuen, von denen er sich überzeugt hielt, es seyen gute.

## 7.

Alle diese Studien, Arbeiten und Beschäftigungen zogen nun aber Wielanden nicht von der Poesie ab. Binnen acht Jahren von dem Zeitpunkt seiner erhaltenen Muße an erschienen von seinen poetischen Werken

1776 Gandalie oder Liebe um Liebe; das Wintermärchen.

1777 Das Sommermärchen; Geron der Adelige.

1778 Pervonte; der Vogelsang oder die drei Lehren; Schach Lolo; Hann und Gulpenheh.

1779 Rosamunde. Pandora.

1780 Oberon.

1783 Klelia und Sinibald. Singgedicht auf die Geburt des Erbprinzen.

Späterhin folgte diesen Gedichten nur noch die Wasserkufe.

Bereits im Jahre 1776 hatten der Dichter und Komponist der allgemein bewunderten Alceste den Antrag erhalten, eine Oper für die Mannheimer Bühne zu liefern, für welche der damalige Kurfürst sich so sehr interessirte, daß er sich selbst und aus eigenem Triebe deshalb in Verbindung mit teutschen Dichtern setzte. Wieland hielt es der guten Sache förderlich, den durch den Minister v. Hompesch ihm gemachten Antrag eines Fürsten, welcher zuerst an die Stelle des entlassenen französischen Theaters ein teutsches Hoftheater gesetzt, an welchem man seit 1775 teutsche

Oper gegeben hatte und sie bei allen Hoffeierlichkeiten fortwährend zu geben entschlossen war, nicht zurück zu weisen. Hiedurch entstand seine Rosamunde, die ihm jedoch nicht in gleichem Grade wie seine Alceste gelingen wollte. „Die Rosamunde — schrieb er an Jacobi, — die ich für Deinen Kurfürsten gemacht habe, ist kein Werk der Liebe, sondern der Noth, des Dranges. Doch wird Schweizer immer ein glänzendes Werk daraus machen." Seiner Freundin la Roche schrieb er von Schweizers Rosamunde: „Sie wissen, daß bei einer Oper der Text nicht in Anschlag kommt." Indeß war er doch keineswegs sorglos bei der Bearbeitung seines Textes gewesen, sondern hatte vielmehr gerade hier einen recht auffallenden Beweis gegeben, wie angelegen es ihm war seiner Pflicht als Dichter zu genügen. Jacobi schrieb ihm darüber: „Herzensbruder, ich bin in einer gewissen Beklemmung aus Gelegenheit Deiner Rosamunde. Ich habe sie gelesen und wieder gelesen, und fühle die dringende Pflicht, Dir zu sagen, daß ich mit dieser Oper nicht zufrieden bin. Von den Schönheiten des Details, von einigen herrlichen Situazionen ist nicht die Rede, sondern von dem Ganzen der Personen und der Handlung. Es ist wahr, daß ich nicht der Mann bin, den poetischen Theil einer Oper zu beurtheilen; ich habe nicht die Gattung Imaginazion, welche sich die Wirkungen der Musik und des ganzen Schauspiels hinzudenken kann, und

werde also manches tadeln, was die höchste Kunst des Meisters war; aber Deine Alceste ist doch auch eine Oper ... Lieber, ich bitte Dich, ziehe Kenner, von deren Ehrlichkeit Du überzeugt bist, zu Rathe, damit Du auf allen Fall das Stück noch zurücknehmen könnest. Lies Du selbst das Stück noch einmal ganz unbefangen durch, bedenke, daß es einst in Druck ausgehen und von Vielen wird gelesen werden, die nicht im Stande sind, Musik und Dekorazion sich lebhaft genug vorzustellen; setze Dich also aus Deiner Phantasie heraus in den Kopf und das Herz solcher Leser, und urtheile dann. — — — Hompesch ist mit den zwei letzten Aufzügen auch nicht zufrieden, und hat gegen mich den Wunsch geäußert, daß Du sie umarbeiten möchtest. Ich werde ihm antworten, ich hätte Dir meine Meinung geschrieben; vielleicht fändest Du sie genug gegründet, um hier und da zu verändern; er möchte also den Dekorateur und Balletmeister ein wenig hemmen." Wieland antwortete hierauf: „Liebster Bruder, Dein Brief hat mich weder betrübt, noch in Verlegenheit, sondern fürs erste nur in eine wunderbare Art von dummem Erstaunen gesetzt, wie wenn einem bei hellem Himmel auf einmal ein Donnerkeil vor die Füße fiele. Du weißt, wie groß meine Meinung von Deinem Urtheil ist, daß sie mich gegen mein eignes Gefühl mistrauisch machen kann. Auf der andern Seite habe ich diese Rosamunde in so ununterbrochener Hitze gemacht,

nachher so oft gelesen, vorgelesen, abgeschrieben, daß ich meiner Sache gewiß zu seyn glaubte. — — Ich könnte Dir zwar gleich jetzt den Plan des Dinges in seiner ganzen Simplizität vorlegen, Dir für alles meine Gründe sagen; aber dieses schriftlich zu thun wäre eine schreckliche Arbeit; und was würde es helfen? Das Unglück ist, daß Du alles nicht gleich und von selbst so gesehen, so gefühlt hast, wie ich. An einem von Beiden liegt nun der Fehler. Du bist unparteiisch, Du liebst mich, Du bist alles, was man seyn muß, um über jedes Menschenwerk, welcher Art es sey, zu urtheilen; ich hingegen bin nicht unparteiisch, kann es nicht seyn. Es ist also leicht möglich, daß Du Recht hast. Hingegen ist Dir auch, seit wir uns kennen, schon mehr als einmal begegnet, daß Du mit Dingen, die mir gefielen und gewiß in ihrer Art vortreflich waren, unzufrieden gewesen bist; Du hast Deine Launen so gut als Andere; ich hingegen, eben weil ich der Verfasser bin, kann, wie Heinse in gewissem Sinne mit Recht sagt, am besten wissen, wie gut oder schlecht mein Werk ist. Es ist also auch möglich, daß ich Recht habe. Nun kann ich nichts weiter sagen als dies: Warte, bis Georg kommt, und dann leset das Ding zusammen in eurem Zirkel, wenn ihr alle aufgeräumt seyd, an einem Abend, im Garten, bei Mondschein. Hernach soll mir Georg getreulich erzählen, was für einen Effekt das Stück auf euch gemacht hat, und was euch von Scene

Scene daran anstößig gewesen ist. Immittelst will ich Göthe zum Richter über Rosamunde machen, wiewohl er im Grunde von dem, was das wahre Wesen der Oper ist, nicht mehr weiß als Du, und das ganze Genre nicht liebt." Er that, was er hier verheißen hatte, und schrieb hierauf seinem Freunde: „Ich habe nun auch Göthens Meinung von der Sache, und sie stimmt völlig zu der Deinigen. Er hat mir alles sehr begreiflich gemacht. Seiner Meinung nach liegen die Hauptgebrechen im Sujet selbst. Das proton pseudos aber liegt nach ihm darin, daß ich das Ding, anstatt mit dramatischem, mit epischem Sinn gefaßt habe. — — Genug, ich glaube, daß ihr Recht habt, und daß ich ein .... bin, wie ich von Jugend an immer eine Art von Vermuthung hatte. — Ich sehe nun hinterdrein alles, was ihr wollt, und mehr dazu; aber der arme Schweizer hat nun bald drei Akte ganz herrlich komponirt, und der allein dauert mich." — Sofort schrieb nun Wieland an den Musik-Intendanten, Grafen Portia, daß er das Stück für dieses Jahr nicht liefern könne, weil es in den letzten Akten sehr verändert werden müsse. „Wenn ich nur einen Ausweg finde, schrieb er an Jacobi, das Ding anders zu entwickeln, so wird es durch Schweizers Komposizion immer ein Stück, das man gern hören wird, und vielleicht mehr, als ihr Genien euch alle einbildet. Indessen habe ich von Augenblick an, da dieses Geschöpf (woran ich in

dem seligsten Irrthum des Wohlgefallens gearbeitet) einen so fatalen Eindruck auf Dich gemacht hat, alle Anmuthung dazu verloren, und es ist mir verdrießlich, daß ich davon reden soll, und noch verdrießlicher, daß ich in der entschiedensten Unmöglichkeit bin, es ganz fallen zu lassen. Schreibe mir doch, wie Du glaubst, daß ich's vom vierten Akt an anders wenden könnte. Die Ermordung des Ritters vom Thurm ist unnöthig und soll gleich zuerst geändert werden. Daß Rosamunde am Ende noch von der Königin erstochen werde, fängt mir an einzuleuchten; dies würde den ganzen Gang der letzten Akte ändern. Auch in Rosamund, nachdem sie wieder auflebt und den König sieht, muß der Kampf zwischen Liebe und Tugend viel heftiger werden. — Mein proton pseudos war, daß ich das Stück zu erbaulich machen wollte; und das noch proteron pseudos, daß ich ein solches Sujet gewählt habe." Man gestand Wielanden die verlangte Frist zur Umarbeitung nicht zu; er aber brachte sie, nach manchen Berathungen mit seinen Freunden, mit Schweizer und sich selbst, doch zu Stande, so daß Rosamunde in der vollendeteren Gestalt erscheinen konnte, in welcher wir sie jetzt besitzen, und in welcher sie, als sie auf die Bühne gebracht wurde, nicht geringen Beifall erhielt.

Fast um dieselbe Zeit, als er den Antrag aus Mannheim erhielt, wendete sich auch der Ritter

Gluck an Wieland mit dem Ersuchen um ein Stück, womit dieser Meister das Andenken an seine verstorbene Nichte, die sein Liebling gewesen, heiligen wollte. Wieland schrieb ihm: „In der Verfassung, worin mich Ihr Brief antraf, konnt' ich mit Ihnen weinen; Ihren Verlust innig fühlen und beklagen; aber etwas hervorbringen, das des entflohenen Engels und Ihres Schmerzes und Ihres Genius würdig wäre, das konnt' ich nicht, und werd' es niemals können. Außer Klopstock könnte das nur Göthe; — — — denn was ist Göthe unmöglich?" — — „Ich habe Augenblicke, wo ich eifrig wünsche, ein lyrisches Werk hervorbringen zu können, das werth wäre, von Gluck Leben und Unsterblichkeit zu empfangen. Zuweilen ist mir auch, ich könn' es. Aber dies ist nur vorübergehendes Gefühl, nicht Stimme des Genius. Ueberdies fehlt es mir an Sujets, die zugleich dem lyrischen Drama anpassend wären und eine große Wirkung thun könnten. Vielleicht, liebster Ritter Gluck, kennen Sie eines, das Sie ausgeführt sehen und alsdann bearbeiten möchten. Irre ich mich hierin nicht, so theilen Sie mir Ihre Gedanken mit, und ich will versuchen, ob ich die Muse noch einmal geneigt machen kann." Nach der Verfertigung seiner Rosamunde machte er aber keinen weiteren Versuch in dieser Art; und wenn es gleich zu stark ausgedrückt war was er an Jacobi schrieb: „Nichts ist gewisser, als daß ich für das Dramatische gar keinen Sinn

habe;" so ist doch gewiß, daß er von Natur vorzugsweise für die epische Poesie bestimmt war.

Was er nun aber als epischer Dichter während jenes Zeitraums geleistet hat, gehört in das Gebiet des Märchens und des Romantischen. Wieland gehörte zu denen, welche sich überzeugt hatten, daß sich dem Märchen ein höherer Zweck unterlegen lasse, als bloße Unterhaltung kleiner und großer Kinder. „Man fand, sagt er, daß Witz und Laune, ja sogar Philosophie, und selbst Philosophie von der esoterischen Art, sich mit dieser populären, von aller Prätension so weit entfernten, Dichtart sehr wol vertrage, und daß sie eine sehr gute Art sey, gewisse Wahrheiten, die sich nicht gern ohne Schleier zeigen, in die Gesellschaft einzuführen; oder solche, die in einem ernsten Gewande etwas Abschreckendes haben, gefällig und beliebt zu machen. Man kann es nicht oft genug wiederholen: wer die Menschen von ihren Irrthümern und Unarten heilen will, muß seine Arzeneien durch Beimischung irgend eines angenehmen Saftes oder geistigen Liqueurs angenehm zu machen wissen; und man unterrichtet und bessert sie nie gewisser, als wenn man das Ansehen hat, sie blos belustigen zu wollen. Diesem Grundsatze zu Folge könnte das Märchen gewissermaßen eine Lehrerin Sokratischer Weisheit werden." — — Ob nun Wieland selbst des Märchens zu diesem Behufe sich bedient habe, kann wol nicht zweifelhaft seyn. Schon

deshalb aber konnten seine Märchen keine gewöhnlichen Ammenmärchen werden, welche Manchem bei seiner Theorie für diese Dichtungsart als Muster vorgeschwebt zu haben scheinen. Wieland war der Meinung: „Ammen-Märchen, im Märchenton erzählt, möchten sich durch mündliche Ueberlieferung fortpflanzen, aber gedruckt werden müßten sie nicht.“ Indeß war er doch weit davon entfernt, das Märchen geradezu in ein didaktisches Gedicht verwandeln zu wollen, und noch weiter von der Einseitigkeit derer, welche nur Einen Ton und nur Eine Manier für das Märchen gut finden wollen, und in dieser Beschränktheit über wahre Meisterwerke in dieser Art den Stab brechen. „Nach Verschiedenheit der Gattung, erklärte Wieland, findet Abwechslung in der Manier des Vortrags statt. Einige erfodern ihres Inhalts wegen ein ernsthafteres, andere ein munteres und lachendes Kolorit; einige sind mehr auf Rührung des Herzens, andere mehr auf Schilderung von Charakteren und Sitten, noch andere mehr auf Belustigung des Witzes abgesehen; einige lassen mehr feine Züge von Menschenkenntniß, Kritik und Satyre zu, andere empfehlen sich durch Anspielungen und eine Art von feiner Allegorie, die der Erzählung außer dem, sogleich in die Augen fallenden, materiellen Sinn (wenn ich so sagen kann) einen geistigen unterlegt, welchen der Leser selbst zu finden das Vergnügen haben kann. Noch andere wollen blos in dem naiven Märchenton

erzählt seyn." Mit wie feinem Sinn für das Schickliche für jedes seiner Märchen Wieland den ihm geziemenden Ton zu treffen wußte, kann keinem uneingenommenen Leser entgehen, obschon eine gewisse, nur bald mehr bald weniger stark hervortretende, Familien-Aehnlichkeit unter allen seinen Märchen und romantischen Gedichten nicht zu verkennen ist.

Diese hat hauptsächlich ihren Grund in der Ansicht Wielands von dem Märchenhaften. Wiewohl, dem Worte nach, Märchen (die Verkleinerungsform von Märe) genau dasselbe ist, was der Grieche Epos nennt, Sage, Erzählung, und sodann eine auf der Grundlage der Sage ruhende Dichtung, poetische Darstellung von Begebenheiten; so denkt doch Niemand, wenn er von einem Märchen hört, an ein Epos, sondern an eine Erzählung besonderer Art. Der Hauptunterschied zwischen beiden liegt in der, auffallend genug hervortretenden, Verschiedenheit des Wunderbaren in beiden. In dem Epos herrscht ein Wunderbares nach hellenischer, in dem Märchen nach orientalischer Weltanschauung. Als Eigenthümliches bei diesem orientalisch-Wunderbaren finden wir Zauberei, Dämonismus und Verwandlungen, mittelst der beiden ersteren bewirkt sowohl im Reiche der Natur als im Reiche der Freiheit. Eine Dichtung, welche dieses Wunderbare darstellt, muß den Charakter des Phantastischen und Abenteuerlichen haben; sie schaltet

mit den Naturgesetzen der äußeren und inneren Welt nach kühner Willkür. Zwar muß Natur auch bei ihr zum Grunde liegen; allein es ist nicht die Natur, wie sie der Grieche sah, in dem Lichte eines heitern Tages, sondern wie sie an uns vorübergeht in den Wolkenzügen mit ihren zahllosen phantastischen Gestalten, die in der regsten Bewegung gegen einander streben, sich verwandeln und in einander übergehen. In dieser rasch bewegten und ewig wandelbaren Welt erblickt man die eigentliche Welt des Märchens; in beiden ist nichts so seltsam, was durch Zuthun unsichtbarer Macht sich nicht ereignen, nichts so unmöglich scheinend, was nicht, wie durch Zauberkraft, im Nu wirklich, nichts so fest, was nicht sogleich verwandelt werden könnte.

In der Annahme einer solchen Welt besteht das Mährchenhafte; mit welchem, der teutschen Sprache ganz eigenthümlichen, Worte hier gar nichts Nachtheiliges gesagt seyn soll. Es soll nur eben dahin deuten, wohin Engländer und Franzosen noch bestimmter hingedeutet haben, da jene die Märchen durch eastern tales, diese durch Contes orientaux bezeichneten, und so die Besonderheit gewisser Erzählungen durch das Vaterland derselben bestimmten. Was sie hier orientalisch nannten, das nennen wir märchenhaft, weil sich dieses Orientalische in unsern Mären findet.

Insofern nun aber diese Mären die Quelle auch

des romantischen Epos sind, mußte das Mährchenhafte sich auch in dem Romantischen finden, da dieses in seiner ursprünglichen Bedeutung nichts anders heißt, als: gleich den Dichtungen, wie man sie in Romanischer Sprache schrieb. Der dem Mittelalter eigenthümliche Geist athmet in diesen, das Leben der neu-europäischen Bildung im Mittelalter darstellenden Dichtungen. Das Märchenhafte darin hat sich aus dem Orient mit den Völkern selbst nach Europa verbreitet, und gehört dem europäischen Heidenthum an. Bestimmte nun aber das Märchenhafte allein den Charakter des Romantischen, so würden auch die Odyssee und die Argonautika romantisch-epische Gedichte genannt werden müssen, da es darin nicht an Märchenhaftem fehlt, und zwar in bestimmter Zurückweisung auf den Orient. Niemand aber bezeichnet jene Gedichte als romantische, und mit Recht; denn es geht ihnen das ab, was das Leben der neu-europäischen Bildung charakterisirt, jener, durch den germanischen Stammes-Charakter und das verbreitete Christenthum gemeinschaftlich bedingte, Geist der Schwärmerei im Heroismus, in der Religion und der Liebe. Nur eine Dichtung, die, bei märchenhafter Weltanschauung, diesen Geist darstellt, ist eine romantische, und wir nennen die Zeit, während deren dieser Geist und diese Weltanschauung herrschend waren, die romantische Zeit. Die Blüthe des Romantischen in diesem Sinne war das

Ritterthum, mit dessen Verfall die romantische Zeit ihren Endpunkt erreichte, nicht blos durch Umgestaltung des Zustandes der politischen Welt, sondern wenigstens eben so viel durch Umgestaltung der Wissenschaften.

Bis dahin aber fand sich das Märchenhafte, sofern es auf der orientalischen Weltanschauung beruht, nicht etwa allein in der Dichtung, sondern es lebte in dem Glauben des Volks, und hatte Philosophie, Physik, Medicin und Theologie durchdrungen. Je sorgsamer man nun aber fortschritt in Forschung der Natur und Geschichte, desto wankender mußte der bisher so feste Glaube an jenes Märchenhafte werden; denn je heller das Licht der Erkenntniß, desto unaufhaltbarer scheidet sich die Dichtung von der Wahrheit. Nach dieser Scheidung erst konnte sich mit dem Mährchenhaften der nachtheilige Nebenbegriff verbinden, welcher jetzt so stark an ihm haftet, daß man gewöhnlich zuerst an ihn denkt, der Begriff nämlich von etwas Unglaublichem, weil es der wirklich beobachteten Ordnung der Natur und dem gewöhnlichen Laufe der Dinge nach durchaus unwahrscheinlich ist, daß es so habe seyn oder sich ereignen können. Dieses Unglaubliche wird insbesondere märchenhaft genannt in Beziehung auf die übernatürliche Einwirkung von Geisterwesen und Zauberei auf die Ordnung der Natur, deren Gesetzmäßigkeit dadurch unterbrochen wird; in Beziehung auf das Reich der Freiheit aber, also auf die Ereignisse in der Men=

schenwelt und das in diese eingreifende Schicksal, nennt man es romanhaft, d. i. geschichtlich von der Art, wie man es in jenen Erzählungen findet, die man, weil sie in romanischer Sprache geschrieben waren, Romane nannte. Insofern sich diese auf alte durch die Zeit verbreitete Sage, auf Märe, gründeten, waren sie Märchenhaft im eigentlich etymologischen Sinne, worin dieses übereinkommt mit Fabelhaft, d. i. ursprünglich: auf Sage beruhend; dann aber, wegen der Beschaffenheit dieser Sagen, auf unerwiesener oder gar unerweislicher Sage beruhend; und endlich: blos erdichtet, im Gegensatz des wirklich Wahren.

So wie man anfing das Märchenhafte und Romanhafte in nachtheiligem Lichte zu sehen, mußte, wie in den Wissenschaften, so in der romantischen Poesie, eine große Veränderung vorgehen. Mit dem schwindenden Glauben an eine märchenhafte und romanhafte Welt konnte der religiöse Ernst in Darstellung derselben nur in so weit fortbestehen, als man an das, durch seine Verschmelzung mit dem Christlichen geheiligte, Heidnische festen Glauben fortbehielt: je mehr dieses aber als Aberglaube hervortrat, desto weniger konnte man umhin, das Märchen- und Romanhafte in dem Romantischen nicht von der komischen Seite aufzufassen. Dadurch entstand eine besondre Art von romantisch-epischem Gedicht, in welchem zuerst Ariosto hervorglänzt.

Nicht mit Unrecht hat man den Charakter seiner Darstellung als komische Feierlichkeit bezeichnet, denn bei allem Anschein von Ernst und Würde, den er in seiner Behandlung der romantischen Welt annimmt, ist doch unverkennbar, daß er mit ihr nur ein heiteres Spiel treibt. Ein feiner Faden von Ironie zieht sich durch seine ganze Darstellung, der endlich auch in der Willkür der Form des Ganzen nicht mehr verkannt werden konnte, in welcher der Dichter das Phantastische und Abenteuerliche der von ihm dargestellten Welt wollte durchscheinen lassen. Späterhin tritt diese Ironie unverkennbar als Satire hervor, am vollkommensten ohne Zweifel in dem Gedicht eines andern Italieners, welcher zwei Jahre nach Wielands Geburt starb, in Forteguerra's Ricciardetto, einer offenbaren Parodie der epischen Stoffe aus der romantischen Welt, mit satirischer Tendenz gegen das Märchen- und Romanhafte, jedoch nicht blos wie dieses in jener Welt vorkam, sondern wie es sich aus derselben fortwährend erhalten hatte, und gegen die Menschenklassen und Anstalten, die ein besonders großes Interesse an dieser Erhaltung hatten und bewiesen.

Man kann allerdings fragen, ob dies heiße das Romantische romantisch behandeln, d. i. ganz im Sinn und Geiste der romantischen Zeit, und dem zufolge in ästhetisch-romantischem Charakter und mit Erregung des Gefühls, welches diesem

entspricht. Diese Frage ist zur Zeit noch immer eine Streitfrage. Wer Lust hat, der frage nur bei unsern Aesthetikern herum nach dem, was denn Romantisch im ästhetischen Sinne eigentlich sey, und welches Gefühl dadurch erregt werde: er wird sie nur darin einig finden, daß der Charakter sehr zusammengesetzt und das Gefühl sehr gemischt sey. Von welcher Art die Zusammensetzung und die Mischung sey, darüber müssen die Meinungen verschieden seyn, je nachdem bei der Betrachtung der Sagenkreis der romantisch-epischen Poesie enger oder weiter gezogen wird, und je nachdem man bei der Poesie stehen bleibt oder das zur Vergleichung hinzu zieht was man in andern Künsten und in der Natur selbst Romantisch genannt hat. Um Grund zu finden, muß man die Untersuchung auf die drei angegebenen Elemente des Romantischen in historischem Sinne, auf das Heroische, das Religiöse und die Liebe, zurückführen. Wegen des ersteren wird das Romantische den Charakter des Erhabenen, Großen, Kühnen, an sich tragen; wegen des zweiten, wobei der Glaube an eine Geisterwelt, an dämonische Mächte und das durch sie bewirkte Wunderbare in Betracht kommt, erhält das Romantische, zufolge dieses Geheimnißvollen, Geisterhaften, den Charakter des Mystischen und, wenn auch nicht stets des Furchtbaren, so doch des Schauerlichen; die Liebe endlich muß mildernd und erheiternd einwirken und das Schöne hinzubringen, nur wird dieses

nicht ganz in seiner Reinheit erscheinen und reine Eindrücke bewirken können, insofern die Liebe selbst, in Folge von Enthaltsamkeit und Sehnsucht, eine sentimentale und als solche schwärmerisch ist. Abgesehen nun von den eigentlichen Elementen des Romantischen in historischem Sinne, wird man, diesem zufolge, als Romantisch in ästhetischem Sinne dasjenige bezeichnen können, worin eine Verbindung des Erhabenen, Schönen und Sentimentalen bemerkbar ist; alles, worin Wunderbares, Schauervolles, ja wol Fürchterliches, mit Lieblichem, Sanftem und Anmuthigem in kühner, überraschender Verknüpfung oder scharfen Kontrasten sich darstellt, alles Einzelne aber zusammenwirkt, um in einen gleichsam bezauberten Zustand gemischter Empfindungen zu versetzen, worin man von geheimem Grauen beschlichen bewundert, sich zugleich reizend angezogen und erhoben, mit Schauer Wonne fühlt.

Solch' eine Theorie des Romantischen haben sich diejenigen gebildet, denen besonders daran gelegen ist, daß das Romantische durchaus in vollem Ernste romantisch dargestellt werde. Unleugbar ist auch diese Theorie einem Theile der alten romantisch-epischen Gedichte ganz angemessen: viel fehlt jedoch, daß sie es allen wäre: denn weder sind alle Elemente des Romantischen in historischem Sinne in allen alten romantisch-epischen Gedichten gleichmäßig vorhanden, noch haben sie in allen denselben Charakter. Man

findet deshalb bald mehr bald weniger Bestandtheile zum ästhetischen Charakter des Romantischen gerechnet, und je nach dem verschiedenen Charakter, den die Elemente desselben an sich tragen, mußte der Ton der Darstellung verschieden werden. So haben denn keineswegs alle alten romantisch=epischen Gedichte jenen ernsten feierlichen Charakter, den nach der obigen Theorie das Romantische haben müßte. Deutlich bemerkbar ist der Unterschied, ob man das Heroische für das wirklich Erhabene, das Dämonische und Mystische für das wirklich Religiöse, die Liebe für eine wirklich aus Sentimentalität schwärmerische hielt, oder nicht. Im letzteren Falle stimmte man damals schon einen andern als den Ton des vollgläubigen Ernstes an, und es ist unverkennbar, daß hierauf die Einmischung der Feen wesentlichen Einfluß gehabt hat. Sie, durch welche die romantischen Stoffe seit den Kreuzzügen neu belebt wurden, waren mythische Wesen, die man als solche erkannte, und mit denen darum die Phantasie freier schaltete. Weil sie mit der eigentlichen Ausbildung des Ritterthums gleichzeitig in die abendländische Poesie kamen, so zeigen sie sich in dem eigentlichen Rittergedicht, das nur als eine besondere Art des romantischen Gedichtes zu betrachten ist, und in welchem immer auffallender die Elemente des Romantischen verwandelt erscheinen, bis in dem Cyklus der Amadis das Heroische unter dem Charakter eines großartigen Aben=

teuerlichen, das Dämonische unter dem Charakter des blos Märchenhaften, und die Liebe unter der Form sentimentaler Galanterie hervortritt. Ohne Zweifel war hiemit den Romantikern nach Verfluß der romantischen Zeit zu dem Wege, den sie einschlugen, die Bahn gebrochen; und wenn es auf Beispiele ankäme, um eine Theorie zu rechtfertigen, so wäre die ihrige wenigstens insofern gerechtfertigt, als bei den alten Romantikern selbst zwei verschiedene Arten das Romantische zu behandeln sich nachweisen lassen, von denen die letztere in Ansehung des Romantischen im ästhetischen Sinne von der ersteren wenigstens darin bedeutend abweicht, daß in der Mischung der Empfindungen sich des Düstern und Graunhaften weit weniger und des Heiteren weit mehr findet. Uebrigens ist aber diese Romantik, mit Ausnahme dessen, daß eine Geisterwelt als wirkliche Maschinerie, ohne religiösen Glauben an dieselbe, eingeflochten ist, eben so ernst gemeint und in der Darstellung eben so ernst gehalten, als jene düstere: und wenn es denn bei der romantischen Behandlung des Romantischen auf den Ernst ankommen soll; so hat man wenigstens den feierlichen, ja wol düstern von dem heiteren Ernste zu unterscheiden.

In der neueren Romantik stehen sich auf diese Weise Tasso und Ariosto gegenüber, und beide würden Tadel verdienen, wenn sie sich nicht so gegenüber ständen, denn nach der verschiedenen Art des

romantischen Stoffes, den jeder von ihnen gewählt hatte, mußte Form und Ton des Gedichtes eines jeden verschieden werden. Ob in dem Stoffe selbst schon der rechte Ernst liegt, darauf kommt es an; das Abenteuerliche, wenn auch großartig, kann doch mit dem echt Erhabnen, das aus dem Heidenthum stammende Märchenhafte mit dem echt Religiösen und Christlichen, eine echt sentimental-Platonische Liebe mit einer sentimental-galanten unmöglich gleiche Ansprüche auf Ehrwürdigkeit haben. So wie man dieses zu fühlen und einzusehen angefangen, weil die richtigere Erkenntniß so viel Fortschritte gemacht hatte, daß man bedenklich geworden war, auf die Wahrhaftigkeit von Mährchen und Legenden zu schwören, so konnte es nicht ausbleiben, daß man nicht den Reiz zur Parodie jenes Romantischen, welches seine Ansprüche an Ehrwürdigkeit hatte aufgeben müssen, hätte fühlen, und das, was bis dahin nur im vollen Ernste dargestellt worden war, scherzend behandeln sollen. Dadurch war nun aber die Bahn schon dazu gebrochen, daß man sich des alten Mährchen- und Romanhaften bediente, um das noch bestehende damit zu bekämpfen. Wie dies in Italien durch Benutzung des eigentlich romantischen Epos geschah, so geschah es in Frankreich durch Benutzung des eigentlichen Mährchens; denn nachdem der Graf Hamilton angefangen hatte, dasselbe mit Witz und Laune zu behandeln, trat auch in ihm satirische

Tendenz immer deutlicher hervor; und wie sich in Italien Ariosto und Fortinguerra, so verhalten sich in Frankreich Hamilton und Voltaire zu einander.

Wieland hatte in einem seiner früheren romantischen Gedichte sich erklärt:

Ich hasse den Dichter — —
Der seine Geschöpfe aus Jammer in Jammer versetzt,
Und, daß wir, sie leiden zu sehn, uns desto empfindlicher grämen,
Sich tausend Mühe gibt, uns für sie einzunehmen;
— — Und sage förmlich und erkläre,
Wenn ich Miramolin der drei Arabien wäre,
Und ein romantischer Busiris dieser Art
Beträte mein Gebiet, bei des Propheten Bart!
Er sollte mir für alles dies bezahlen.

Wie diese Stelle seine Neigung zu Darstellungen des Heiteren überhaupt verräth, so gibt eine andere vollkommenen Aufschluß darüber, auf welche Seite er als Märchenerzähler und romantischer Dichter, seiner Natur nach, habe treten müssen. Gleich in seinem ersten romantisch-epischem Gedicht hatte er seine Theorie desselben aufgestellt, indem er seiner Muse zurief:

— — Wage dich in Welten,
Worin die Phantasie als Königin befiehlt,
Wo alle Dinge nur, so viel wir wollen, gelten.

Dem allgemeinen Ohr, für das der Dichter spielt,
Misfällt die Wahrheit oft, das Ungereimte selten;
Bedien' einmal die Welt nach ihrer Art,
Und zeige, daß Vernunft sich auch mit Thorheit paart.

Durch ein verwickeltes Gewinde
Von Feeerei und Wundern fortgeführt,
Sey, wer dich ließt, besorgt, wie er heraus sich finde,
Und nahe stets dem Ziel — indem er es verliert;
Er fühle, daß Natur sogar im Märchen rührt,
Und daß Geschmack und Witz mit allem sich verbinde.
Er folge sonder Zwang, wohin die Phantasie
Ihn führt, lächl' oft, und gähn', ists möglich, nie.

Verbirg' ihm stets die unwillkommnen Züge
Der strafenden Satir' in schlaue Tändelei;
Man lese dich, und suche nichts dabei,
Als wie man angenehm sich um die Zeit betrüge;
Und finde, still beschämt, daß deine Schilderei
Nicht halb so viel, als die Erfindung, lüge.
Ergötzen ist der Musen erste Pflicht,
Doch spielend geben sie den besten Unterricht.

Kaum ist's möglich, Wielanden von dieser Seite treffender zu schildern, als er in diesen Stanzen sich selbst geschildert hat. Sehr unachtsam müßte sie gelesen haben, wer nicht daraus erkannt hätte, wie es kam, daß Er, der entschiedenste Gegner der romantischen Art zu philosophiren, als Dichter vorzugsweise im Gebiete des Märchenhaften und Romantischen sich gefiel. Seine Abneigung gegen die romantische Philosophie war es eben, was ihn mit immer gleich starker Neigung zu der romantischen Poesie hinzog. In ihr erkannte er, bei seiner Fähigkeit mit Laune aufzufassen, ein sehr geeignetes Mittel, den nachtheiligen Folgen, die sich von der romantischen Philosophie gezeigt hatten und — fortwährend noch zeigten, entgegen zu wirken; und er strebte daher als Dichter im Grunde nach demselben Ziele, welches er als prosaischer Schriftsteller stets im Auge hatte, nur auf anderem Wege und auf andre Weise.

Man misverstehe jedoch dies nicht so, als ob Wieland überall, wie bei einigen seiner Märchen, didaktische Zwecke sich vorgesetzt, oder durch Parodie habe der Romantik entgegen wirken wollen, oder in Allem nur Eine Manier gehabt habe. Sein im edelsten Ton und würdevoll gehaltener Geron der Adelige bezeugt hinlänglich, wie fähig er der Darstellung eines romantischen Epos der ernsten Gattung gewesen wäre, zugleich aber auch, warum er nicht

alles in diesem Ton und Geiste dargestellt hat. In jenem Gedicht erfoderte der Stoff das Edle und Würdige, und aus vollem Gefühl und der innigsten Anerkennung desselben ging dies bei dem Dichter auch in seine Darstellung über, und er suchte das wahrhaft Ehrwürdige der romantischen Zeit auch dadurch zu ehren, daß er seiner Darstellung ein gewisses alterthümliches Kolorit gab. Gleich ehrwürdig erschien ihm nun aber weder die ganze romantische Zeit, noch das, was von dem Geiste derselben in die unsrige übergegangen war. Er hätte kein so guter Kenner der Geschichte seyn müssen, als er war, um jene ganze romantische Zeit in dem täuschenden Zauberlichte zu erblicken, in welchem manche Ultra-Romantiker späterer Tage sie, selbst sahen, oder nur zeigen wollten; und hätte kein so guter Menschenkenner seyn müssen, um nicht zu erkennen, zu welchen Verirrungen jedes einzelne Element der Romantik an sich, geschweige jene so eigenthümliche Mischung aller verleiten könne und verleitet habe. Wenn er nun dieses darzustellen unternahm, mußte es in einem andern Tone geschehen, und ihn trieb der ihm inwohnende Geist der Ironie zur Wahl des komischen Tones, der für Darstellungen solcher Art auch allerdings, wenn nicht ausschließlich, doch vorzüglich geeignet ist. Seine, bei aller poetischen Keckheit ihn nie verlassende, Urbanität aber bestimmte ihn für die Wahl des fein Komischen. Dieser Ton ist durchaus

gehalten in seinen zwei romantischen Gedichten: Gandalin oder Liebe um Liebe und in Klelia und Sinibald. Welcher Genius ihn bei diesen geleitet hat, das wird Keiner verkennen, der sich aus den Mysterien der Grazien, nach Wielands sehr gelungener Allegorie, des schönen schelmischen Mitteldinges von Faun und Liebesgott erinnert, in dessen Gestalt und Zügen ein seltsames Gemisch von Leichtfertigkeit und Anmuth war, und welcher der Genius der Sokratischen Ironie, der Horazischen Satire und des Luzianischen Spottes wurde.

In dem ersten dieser Gedichte finden wir Wieland wieder bei seinem alten Lieblingsthema, der Kasuistik der Liebe. Wohl wissend, daß man dieses Thema ihm zum Vorwurf gemacht, begegnet er seinen Gegnern in einem vortreflichen Prolog gleich selbst:

Schon wieder von Liebe und ewig von Liebe?

und rechtfertigt sein Thema in einer Apologie, die ohne Zweifel das Schönste enthält, was jemals die Begeisterung über die Liebe eingegeben hat. Diese Apologie steht aber offenbar nicht blos um der Liebe willen da, denn mit Recht konnte ja wol der Dichter voraussetzen, daß alle mit ihm darin einstimmen würden:

Kurz, Freunde, weil Liebe — Liebe ist,
Wie sollte sie nicht, troz ihrer Mängel,
Uns lieber seyn als Hader und Zwist?

sondern sie ist auch um des Dichters selbst willen da; und fürwahr, fast unbegreiflich ist es, wie irgend jemand, der mit Aufmerksamkeit diesen Prolog und das Gedicht an Psyche über die erste Liebe gelesen, an unsers Dichters wahrer Gesinnung über die Liebe hat zweifelhaft bleiben können. Um aber über den wahren Zweck des gegenwärtigen Gedichts nicht zweifelhaft zu bleiben, hätte man erwägen müssen, von welcher Art von Liebe der Dichter handeln wollte. Seine Schuld wenigstens war es nicht, wenn man es nicht ausfand, denn von seinem Helden sagt er:

Von allen, die um das Fräulein sich
Bewarben, war der giftige Stich
Des Liebeswurms dem armen Jungen
Am tiefsten in die Leber gedrungen.
Die andern Junkern insgesammt
Waren mit einem leichten Hiebe
Davon gekommen, ein wenig geschrammt,
Wenn's hoch kam. Aber die Art von Liebe,
Die tief im Eingeweid brennt und nagt,
Die alle Lust zu Spiel und Scherzen,
Die Schlaf und Eßlust euch versagt,
Und ohne Rast, den Pfeil im Herzen,
Durch Berg und Thal euch treibt und jagt,
Bis ihr, erschöpft von Angst und Schmerzen,

Verblutet, lechzend, athemlos
Der schönen Feindin vor die Füße
Hinsinkt, das Köpfchen in ihren Schoos
Verbergt und stirbt, und glaubt wie süße
Der Tod euch schmecke, wenn allenfalls
Ihr zartes Pfötchen um Brust und Hals
Euch noch zur Letze freundlich krabbelt,
Und euer gebrochnes Herzchen wol gar
An ihrem Busen sich verzabbelt:
Das nenn' ich lieben. Nur ist's rar!
In Flandern und in Brabant war
Dergleichen nie gesehen worden.

In Teutschland sah man damals desto mehr davon, denn es war die Zeit der Klostergeschichten und der Beiträge zur Geschichte der Zärtlichkeit. Seit Werthers Leiden wollte alles leiden, und ergriffen von der weinerlichsten Empfindsamkeit gefiel sich die ganze junge Welt nur in Jammer, — versteht sich Liebesjammer — und Thränen. Der unschuldige Veranlaßer all dieses Jammers, Göthe, war selbst einer der ersten, der ihn mit Spott verfolgte, wie er denn auch späterhin ganz offen erklärte:

Auf das empfindsame Volk hab' ich nie was gehalten; es werden,
Kommt die Gelegenheit, nur schlechte Gesellen daraus.

Daß Wieland hievon längst überzeugt gewesen, bezeugen seine früheren Gedichte, und zum Theil auch das gegenwärtige, welches in eben dem Grade heiter gehalten ist, als die Romane, denen es entgegen wirken sollte, düster waren. Von dem damals berühmtesten unter denselben erklärte er, man könne nicht eigentlich sagen, daß einem so recht wohl dabei werde. Was aber seinen Plan bestimmte, kann man aus dem ersehen, was er hinzufügte: „Wol mags solche Studenten und Jungfern geben, die verliebt in einander sind, Verse an einander machen, an ein Stückchen Mondschein glauben, schöne Schriften lesen, wider der Eltern Willen heirathen wollen; und das alles für eine besondere Tugend halten.“ Eine Tugend solcher Art in Versuchung zu zeigen, war sein Zweck; und wohlbedächtig ließ der Dichter die schöne Sonnemoe ihrem Ritter bei seinem Erbieten zur Liebesprobe erklären:

Doch merke was ich dir befehle!
Man muß sich vorsehn mit euch Herr'n.
Du könntest dich in eine Höhle
Drei Jahre verkriechen. Dies wäre List,
Herr Gandalin! Die Meinung ist,
Auf Abenteuer auszuziehen,
Und während aller dieser Frist
Vor keiner Liebesgefahr zu fliehen!

Zum Theil im Zwecke, ganz im Geist und Ton, hat mit diesem Gedichte Klelia und Sinibald Aehnlichkeit. Das Gesetz, welches der Dichter bei demselben ausdrücklich sich vorgeschrieben, daß sich darin „den Orthodoxen der Natur zum Troste“ keine Spur des Märchenhaften und romantisch Wunderbaren finden solle, hat er im Gandalin auch schon beobachtet, und beide Gedichte gehören nur insofern zu den romantischen, als der Stoff derselben der romantischen Zeit angehört und das eine Element der Romantik, die Liebe, aus dem Gesichtspunkte der romantischen Abenteuerlichkeit in ihnen aufgefaßt ist. Wenn dieses aber im Gandalin mit ironischer Beziehung auf ritterlich schwärmerische Sentimentalität geschah, so fallen hier die ironischen Streiflichter nach einer andern Seite hin. Nicht ohne Absicht nennt der Dichter hier seine angebliche Quelle eine Legende. Die Feen hat er ausgeschlossen, kann aber nicht bergen, daß die heilige Kathrine nicht ohne Einwirkung bleiben dürfte, und fügt hinzu:

Doch, käm' auch allenfalls ein Geist von jenen braunen,
Die stets geschäftig sind auf Unheil auszugehn,
Dabei ins Spiel, wer wird darob erstaunen?
Dergleichen pflegt ja täglich zu geschehn!

Zumal in jener Zeit und jenem Strich der
Erden,
Wohin wir euch versetzen werden,
Da macht sich nichts, wie groß, wie klein es sey,
Beelzebub ist immer auch dabei.
Wer weiß, ist's nicht, wenn wir's genau erfragen,
Noch eben so in diesen unsern Tagen?
Nur sehn wir oft, was Satanas gethan,
Aus falschem Stolz, für eigne Arbeit an.

Der braune Geist nun, der allerdings ebenfalls nicht abzuhalten war,

— — der Schalk, den die Poeten
(Ein leichtes Volk!) so reizend, schön und hold,
Mit Rosen um die Stirn und Flügelchen von Gold
Uns abzumalen nicht erröthen,

dieser Dämon erscheint hier als

Asmodi, der nicht leichtlich unterläßt
Zur Mettenzeit in Kirchen und Kapellen
Auf gutes Glück sich heimlich einzustellen.

Leser, welche nicht so grämlicher Natur sind, daß das Heitere ihnen Vergnügen gewähren kann, werden dem Dämon die anziehende Intrigue Dank wissen, die er hier am Kathrinenfeste anspann; solche Leser aber, die aus dem Buche in des Autors Seele hinein

lesen können, werden auch ausfindig machen, ob der Dichter keine besondere Absicht dabei gehabt habe, daß er gerade in der Metten, am Kathrinenfeste, in jener Zeit und jenem Lande, eine Intrigue von solchem Erfolg anspinnen ließ. Wenn man irgendwo Luzianische Laune bei ihm suchen wollte, so, meine ich, müßte es hier seyn.

Uebrigens hat er hier über sein poetisches Lieblingsthema eine Erklärung gegeben, die man nicht übersehen darf. Im zweiten Gesange heißt es:

Der Liebe ist vor manchem andern Gift
Die sonderbare Tugend eigen,
Daß, je nachdem sie einen Körper trift,
Sich ihre Wirkungen ganz widersprechend zeigen.
Sie gleicht hierin der Tonkunst und dem Wein:
Dem Frohen gießt sie Lust, dem Traur'gen Schwermuth ein;
Stärkt dem Beherzten Mark und Bein,
Schlägt den Verzagten vollends nieder;
Für jenen lauter Sonnenschein
Und Lebensluft, die ihm durch alle Glieder
Die leichten Geister tanzen macht;
Für diesen eine Mitternacht,
Durch deren dicken Flor kein freundlich Sternchen glimmert,
Wo ihm sogar das zweifelhafte Licht
Des bleichen Monds ein trostlos Grau verkümmert,

Und, wenn noch ja ein Laut die todte Stille bricht,
Der West im Laube seufzt, die Felsenquelle wimmert.
Dem Feigen wird das kleinste Hinderniß
Zum Berg: er steht bestürzt und ungewiß
Vor jedem selbst gemachten Zweifel,
Und Amor ist für ihn ein wahrer Teufel;
Da er im Gegentheil dem Tapfern allezeit
Ein guter Dämon ist, ihm Witz, Entschlossenheit
Und Stärke gibt das Aergste zu ertragen;
Und, weil er in den schwersten Lagen
Sich und die Hoffnung nie verliert,
Und immer fertig ist das Aeußerste zu wagen,
Am Ende doch, wie weit der Sturm ihn auch verschlagen,
Ihn glücklich in den Hafen führt.

Das Wort des Räthsels, lieben Leute,
Ist — unter uns — (doch sagt es nicht zu laut,
Damit die böse Welt es nicht zum Argen deute,)
Der Dämon steckt in unsrer eignen Haut.
Du selber bist dein Teufel oder Engel:
Und Oberon sogar, mit seinem Lilienstängel
Und seinem Horn, (das sonst sehr wohl zu brauchen ist,)
Hilft dir zu nichts, wenn Du kein Hüon bist.

Hiedurch hat uns Wieland selbst auf dasjenige seiner romantisch-epischen Gedichte hingewiesen, welches man von jeher am meisten ausgezeichnet hat, auf den Oberon, dessen Held Hüon von Bordeaux ist.

Mit Ausnahme der beiden vorher erwähnten romantischen Gedichte ist der Stoff zu allen übrigen aus dieser Periode von dem Dichter nicht frei erfunden, sondern bei seiner Lektüre eigentlich gefunden. Der Stoff zu dem Wintermärchen, zu Hann und Gulpenheh, zu Schach Lolo ist aus arabischen Märchen entlehnt, zu dem Sommermärchen aus den Fablianx des Chrêtien de Troyes, zu dem Vogelsang aus den Lays de l'Oiselet, zu Pervonte aus dem Pentameron, zu Geron dem Adelichen aus dem alten Ritterbuche Le Roman de Gyron le Courtois, zu der Wasserkufe aus den Contes devots von le Grand. Es haben deshalb Einige Wielanden nur ein Talent zum Nachahmen zugestehen wollen: ihm selbst aber gab Horaz, der sich in einem seiner Briefe über den Vorwurf der Nachahmung rechtfertigt, Gelegenheit sich darüber näher zu erklären, ohne den Anschein zu haben, daß er von sich selbst rede. „Jeder wahre Künstler, sagt er, ahmt, in gewissem Sinne, seine Vorgänger nach; aber Virgil ist, ungeachtet alles dessen, was er von Homer geborgt oder nachgeahmt, noch immer ein großer, und selbst, durch die Art der Nachahmung, ein originaler Dichter. Ein Pfuscher

ohne alles Talent könnte ein höchst elendes Werk von 56 Gesängen, der Erfindung und ganzen Ausführung nach, aus seinem eignen schalen Kopf gezogen und keinen Menschen nachgeahmt haben, und würde dadurch doch weiter nichts als ein originaler Pfuscher seyn: hingegen könnte ein großer Dichter nicht nur das Sujet, sondern, wenn er es für gut fände, den ganzen Plan seines Werkes von einem andern nehmen, und durch die Art der Ausführung ein neues und vortreffliches aus einem schlechten erschaffen. Das, was den wahren Meister macht, ist nicht die Erfindung eines unerhörten Sujets, unerhörter Sachen, Charaktere, Situazionen u. s. f. sondern der lebendige Odem und Geist, den er seinem Werke einzuathmen vermag, und die Schönheit und Anmuth, die er darüber auszugießen weiß. Es ist mit den Dichtern hierin wie mit den Malern und andern Künstlern. Alle vortrefflichen Maler im christlichen Europa haben Marienbilder und heilige Familien gemalt: der Inhalt ist der nämliche, die Charaktere sind die nämlichen, die Farben auf dem Palet sinds auch; gleichwohl hat jeder eben denselben Gegenstand auf eine ihm eigene Art behandelt, und so viele vortreffliche Madonnen schon da sind, so wird sich doch gewiß kein künftiger großer Maler dadurch abschrecken lassen auch die Seinige hinzuzuthun."

Dieses vorausgesetzt, kann es den Werth des

Oberon nicht verringern, daß der Dichter die Fabel desselben zum grosien Theil aus dem alten Ritterbuche von Huon de Bordeaux entlehnt hat, dessen Verfasser selbst vielleicht den Zariadres und die Odatis des Mitylener's Chares und Heliodors Aethiopika vor Augen hatte. Wieland ließ es aber dabei nicht bewenden, denn er beschränkte sich nicht auf die Begebenheiten Hüons, sondern verflocht diese mit den Begebenheiten Oberons. Da findet sich nun der Stoff zur Erzählung von dem alten Gangolf und seinem jungen Weibe, wodurch die Schicksale des Ritters und des Geisterkoniges an einander geknüpft werden, bereits in dem Bahari Danisch, den arabischen Märchen, dem Dekameron, und im Jannar und Mai von Chaucer und Pope, und unverkennbar ist der Oberon dieses Gedichtes nach Chaucers Merchaud's Tale und Shakespeare's Sommernachtstraum gebildet. Hierauf aber kommt nichts, sondern alles darauf an, wie der teutsche Dichter allen diesen Stoff benutzt hat, um gleichwohl ein originales Werk daraus zu bilden, welchem ein Rang unter den klassischen Nazionalwerken angewiesen wurde.

Wieland unternahm es mehrere Fabeln zu Einem Ganzen zu verbinden, und sagt hierüber selbst: „die Art, wie die Geschichte von Oberons Zwiste mit seiner Gemalin Titania in die Geschichte Hüons und Rezia's eingewebt worden, scheint mir (mit Erlaubniß der Kunstrichter) die eigenthümliche Schönheit

des Plans und der Komposizion dieses Gedichts zu seyn. In der That ist Oberon nicht nur aus zwei, sondern, wenn man es genau nehmen will, aus drei Haupthandlungen zusammen gesetzt: nämlich, aus dem Abenteuer, welches Hüon auf Befehl des Kaisers zu bestehen übernommen, der Geschichte seiner Liebesverbindung mit Rezia, und der Wiederaussöhnung der Titania mit Oberon, aber diese drei Handlungen oder Fabeln sind dergestalt in Einen Hauptknoten verschlungen, daß keine ohne die andere bestehen oder einen glücklichen Ausgang gewinnen konnte. Ohne Oberons Beistand würde Hüon Kaiser Karls Auftrag unmöglich haben ausführen können; ohne seine Liebe zu Rezia, und ohne die Hoffnung, welche Oberon auf die Treue und Standhaftigkeit der beiden Liebenden, als Werkzeugen seiner eigenen Wiedervereinigung mit Titania, gründete, würde dieser Geisterfürst keine Ursache gehabt haben, einen so innigen Antheil an ihren Schicksalen zu nehmen. Aus dieser, auf wechselseitige Unentbehrlichkeit gegründeten, Verwebung ihres verschiedenen Interesse entsteht eine Art von Einheit, die, meines Erachtens, das Verdienst der Neuheit hat, und deren gute Wirkung der Leser durch seine eigene Theilnehmung an den sämmtlichen handelnden Personen zu stark fühlt, als daß sie ihm irgend ein Kunstrichter wegdisputiren könnte."

Auf jeden Fall würde der Kunstrichter, der dies versucht hätte, ein sehr undankbares Geschäft übernommen haben, obschon es ihm möglich gewesen seyn würde, an dem Oberon eben das nachzuweisen, was Wolf an den Homerischen Gedichten zu zeigen bemüht war, daß er nämlich nicht von Einem Verfasser seyn könne. Um diesen Beweis zu führen, hätte er von der Erzählung jener Begebenheit ausgehen müssen, welche den Grund aller Verknüpfung zwischen Oberons und Hüons Schicksal enthält, von der Geschichte Gangolfs und Rosettens. Ob, wie Manche gewünscht haben, der Dichter nicht besser gethan hätte, diese ganze Geschichte auszuschließen, wollen wir jetzt nicht untersuchen; das in der Erzählungsart gegen den Ton des Uebrigen Abstechende darauf rechnen, daß die Erzählung Scherasmin in den Mund gelegt ist; und den Umstand, daß diese so wichtige Erzählung nur als Episode eingeschaltet ist, ganz fallen lassen; auch nicht einmal fragen, ob es nicht gegen die Wahrscheinlichkeit sey, daß Scherasmin, welcher Oberon gleich anfangs kannte und nachher als der sämmtlichen Personen Beschützer, Retter und Wohlthäter immer besser kennen gelernt hat, auf diese Erzählung sich so spät besinnt. Wir wollen uns damit begnügen, daß er doch glaubte, es sey vielleicht ein Wort zu rechter Zeit, und daß es eben jetzt die beabsichtigte Wirkung that,

Denn Hüon nimmt Amanden bei der Hand:
Wenn, spricht er, nur ein Paar getreu verliebter Seelen
Zu Oberons und Titaniens Ruhe fehlen,
So schwebt des Schicksals Werk an der Vollendung Rand.
War er's nicht selbst, der uns so wunderbar verband?
Er, sonst der Liebe Feind, der uns in Schutz genommen?
Die Proben — o, die laßt je eh'r, je lieber, kommen!

Hiebei müssen nun aber mancherlei Bedenken aufstoßen. Zunächst kann man es wol befremdend finden, daß Oberon, nach dem, was ihn so empört hatte, daß er sich von Titania trennte, nicht eine ganz andere Bedingung der Wiedervereinigung gesetzt hat, als die wir angegeben finden; denn es liegt ein Misverhältniß darin, daß die treue Liebe eines Paars wie Hüon und Rezia die Untreue eines Paars wie Gangolf und Rosette ausgleichen solle. Wenigstens hättte man erwarten können, die Bedingung werde seyn, daß die treue Liebe einer Rezia ausdaure, auch wenn Hüon in eine ähnliche Lage wie Gangolf versetzt würde; wobei jedoch ein Hüon noch immer liebenswürdiger bleiben müßte, der ja zum Gangolf nie herabsinken konnte. Nimmt man indeß an, wie man kann nach Oberons Worten:

Ich glaubte mich geliebt, und fand mein Glück darin;
Es war ein Traum! — Dank dir, daß ich entzaubert bin!

daß ihn nur überhaupt Unglaube an treuer Liebe erfaßt habe; so sieht man wol über jenes Misverhältniß hinweg. Hiemit ist indeß noch wenig gewonnen, denn — welche Bedingung ist denn nun eigentlich gesetzt? Was sollen Hüon und Rezia thun, damit Oberon sich mit Titania wieder vereinigen könne? In der ersten Stelle, wo hievon die Rede ist, (Ges. 2. Stanze 51 fg.) heißt es:

Zeuch hin, spricht Oberon, nachdem er ihn belehrt;
Und daß ich nie die Stunde sehen möge,
Da Hüons Herz durch Schwäche sich entehrt!

Nicht daß ich deinem Muth und Herzen
Mistraue! Aber, ach! du bist ein Adamskind,
Aus weichem Thon geformt, und für die Zukunft blind!
Zu oft ist kurze Lust die Quelle langer Schmerzen!
Vergiß der Warnung nie, die Oberon dir gab!

Was hier nur dunkel angedeutet ist, das wird durch eine spätere Erklärung Oberons außer Zweifel gesetzt. Nachdem durch des Geisterfürsten Hilfe alles das unmöglich Geschienene vollbracht ist, was Kaiser Karl dem Ritter Hüon geboten, redet Oberon (Ges. 6. St. 8 fg.) das liebende Paar so an:

Eilt nun, bevor euch nachzujagen
Der Sultan Zeit gewinnt! Dort auf der Rhede liegt
Ein Schiff, das ohne Harm in sechs bis sieben Tagen
Mit euch bis nach Lepanto fliegt;
Dort findet ihr, sobald ihr angekommen,
Ein andres schon bereit, das nach Salern euch bringt;
Und dann, so schnell als Lieb' und Sehnsucht euch beschwingt,
Geraden Wegs den Lauf nach Rom genommen!

Und tief, o Hüon, sey's in deinen Sinn geprägt:
So lange, bis der fromme Papst Sylvester
Auf eurer Herzen Bund des Himmels Weihung legt,
Betrachtet euch als Bruder und als Schwester.
Daß der verbotnen süßen Frucht
Euch ja nicht vor der Zeit gelüste!
Denn wisset, daß im Nu, da ihr davon versucht,
Sich Oberon von euch auf ewig trennen müßte.

Halte man nun aber mit dieser ganz unzweideutigen Erklärung jene zusammen, welche Oberon, nach Scherasmins Erzählung, der Titania selbst gab. Da (Ges. 6. St. 101. fg.) heißt es:

Und bei dem furchtbar'm Namen sey's geschworen,
Der Geistern selbst unnennbar bleiben muß,
Nichts wende diesen Fluch und meinen festen Schluß:
Bis ein getreues Paar, vom Schicksal selbst erkohren,
Durch keusche Lieb' in Eins zusammen fließt,
Und, probefest in Leiden wie in Freuden,
Die Herzen ungetrennt, auch wenn die Leiber scheiden,
Der Ungetreuen Schuld durch seine Unschuld büßt.

Und wenn dies edle Paar schuldloser reiner Seelen
Um Liebe alles gab, und unter jedem Hieb
Des strengesten Geschicks, auch wenn bis an die Kehlen
Das Wasser steigt, getreu der ersten Liebe blieb;
Entschlossen, eh' den Tod in Flammen zu erwählen,
Als ungetreu zu seyn selbst einem Thron zu Lieb':
Titania, ist dies, ist alles dies geschehen,
Dann werden wir uns wiedersehen!

Offenbar stehen diese Stellen mit einander im Widerspruch. Nach der ersten ist nur unverletzte Keuschheit vor der kirchlichen Weihung vonnöthen, um sowohl die Liebenden selbst, als Oberon und Titania glücklich zum ersehnten Ziel zu bringen; nach der zweiten Stelle aber ist es eine Probe der festesten, unverbrüchlichsten Treue, und von jener Enthaltsamkeit vor der Ehe ist keine Rede. Die Bedingung,

von welcher das endliche Glück beider Paare abhängig gemacht wird, ist aber nicht blos verändert, sondern in der letzten Stelle auch gewaltig gesteigert.

Wo liegt nun das Rechte? Oberon sollte doch wol am besten gewußt haben, worauf es ankäme; aber gerade seine Aussage geht gar nicht in Erfüllung. Das liebende Paar versucht vor der Zeit von der verbotenen Frucht; es zeigt sich aber nicht, daß Oberon sich auf ewig von ihm trennen muß. Dagegen geht alles das aufs Genaueste in Erfüllung, was Scherasmin als Oberons unabänderliche Bedingung angeführt hat. Dies gibt nun aber einen zweiten Widerspruch. Wenn nämlich Oberon mit seiner eignen Warnung nicht blos geneckt haben soll, — was durchaus nicht angenommen werden kann; — so scheint er selbst für die Zukunft, wenigstens in diesem Punkte, blind gewesen zu seyn: denn ist nicht gerade das, was er den Liebenden so streng verbot, die Veranlaßung geworden, daß die Bedingung, von welcher seine Wiedervereinigung mit Titania in dem Gedicht abhängig ist, in Erfüllung gehen konnte? Wenn Scherasmins Aussage die richtige ist, so mußten die Liebenden fehlen, um so geprüft werden zu können und die späteren, als nothwendig erscheinenden Ereignisse herbeizuführen, die nach Oberons eigner Aussage niemals hätten statt finden können.

Ein Kunstrichter, der nach einigen tausend Jah-

ren auf alle diese Bedenklichkeiten stieße, und erwöge, daß in Scherasmins Episode der Ton doch nicht ganz derselbe, daß aber offenbar die zweite Hälfte des Gedichts von dieser, mit dem Früheren nicht einstimmigen, Episode abhängig ist, ja ohne diese gar nicht vorhanden seyn könnte, — ein solcher Kunstrichter könnte gar wol zur Wolfischen Hypothese seine Zuflucht nehmen und den Beweis führen, der Oberon müsse aus den Werken von wenigstens zwei, wo nicht gar drei, verschiedenen Verfassern zusammengesetzt seyn. Uns, die wir die Einheit des Verfassers kennen, bleibt nichts übrig, als diesen Fehler gegen die Einheit seines Planes auf ihm lasten zu lassen, und zu seiner Entschuldigung nur mit Horaz zu sagen:
Interdumque bonus dormitat Homerus.

Vielleicht dürfte dieselbe Entschuldigung bei noch einigen Einzelheiten nicht ganz unnöthig seyn. So hat es der Dichter z. B. nicht eben außer Zweifel gestellt, ob Hüon die Probe seiner Treue viel glücklicher bestanden haben würde als die frühere Probe seiner Enthaltsamkeit; denn die Schilderung der Scene seiner gefährlichen Versuchung schließt mit den Worten:

O Oberon, wo ist dein Lilienstängel,
Wo ist dein Horn in dieser Fährlichkeit?
Er ruft Amanden, Oberon, alle Engel
Und Heilige zu Hilf. — Und noch zu rechter Zeit

Kommt Hilf' ihm zu. Denn just, da jede Sehne
Ermatten will zu längerm Widerstehn,
Und mit wollüst'ger Wuth ihn die erhitzte Schöne
Fast überwältigt hat, läßt sich Almansor sehn.

Was würde also geschehen seyn ohne diesen für seine Treue so glücklichen Zufall? Oberon scheint es hier nicht allzu genau zu nehmen, wird aber von der andern Seite wieder weit mehr befriedigt, als er selbst verlangt hatte. Der Dichter hat nämlich eben diese Scene auf eine Weise benutzt, daß Rezia als das vollkommenste Gegenstück von Rosetten erscheint. Der Sultan ruft ihr zu:

Unglückliche, er ist dir ungetreu!
„Er ungetreu? Die Ursach seines Falles,
Ich bins gewiß, ist einzig seine Treu." —
Ich glaube, was ich sah. — „So ward er erst betrogen,
Und du mit ihm!"

Diese Aeußerung war es, welche Oberon hätte zur Bedingung machen müssen, und aus welcher der Dichter großen Vortheil hätte ziehen können; denn die Einheit seines Planes wäre vollkommen geworden, wenn er es auf diese Aeußerung, die jetzt wie verloren da steht, angelegt hätte.

Ungeachtet alles dessen aber, was sich am Oberon aussetzen läßt, hat dieses Gedicht seinen Rang als

klassisches Werk behauptet; Beweises genug, daß es durch große Vorzüge seine etwaigen Mängel reichlich vergüten muß. Auch die strengste Kritik konnte sich beim Erscheinen des Oberon der Bewunderung nicht erwehren, dieses Oberon „wo — wie ein damaliger Kunstrichter sich darüber aussprach — der Dichter die edelsten und sanftesten Triebe und Tugenden der Menschlichkeit, Heldenmuth in ruhmvollen Thaten, Standhaftigkeit im Leiden, Treue der ehelichen und Zärtlichkeit der elterlichen Liebe, geprüfte Freundschaft, Dankbarkeit, Ehrfurcht und Vertrauen zu der Vorsicht, auf einem großen und wundervollen Schauplatze gezeigt, und mit Verführung und Tyrannei, mit Riesen und Räubern, mit reizender Schönheit und mächtigen Einladungen und Drohungen des Lasters, mit verschmachtender Dürftigkeit, mit Sklaverei und Gefangenschaft, mit dem Tode in Meereswellen und Feuerflammen kämpfend und überwindend aufgeführt hat; wo er der so oft schon ergossenen Fülle der Phantasie in Schilderung weiblicher Schönheit, um mit volleren Strömen hervorzubrechen, gleichsam neue Schleusen eröffnet, wo er alle Arten poetischer Gemälde, der ländlichen Einfalt und der Pracht an Höfen, des städtischen Gewimmels und des Einsiedlerlebens, furchtbarer Wüsteneien und paradiesischer Fluren, herbstlicher und winterlicher Landschaften, Gemälde von Rittergefechten und Zaubertänzen, von Freudenfesten und Seestürmen, in Ein großes,

wunderbares und schönes Ganze vereinigt, und sogar ähnlichen Scenen, wo sich selbst zu wiederholen unvermeidlich schien, wie z. B. des dreimal vorkommenden, durch Oberons Horn bewirkten, unfreiwilligen Tanzes, eine bewundernswürdige Mannigfaltigkeit durch immer andere Lokalfarben zu geben gewußt hat; wo er durch den Zauber seiner Kunst den Leser von Erwartung zur Ueberraschung, vom Lächeln zu Thränen der Wehmuth bringt, und diese bald darauf wieder in Zähren sympathetischer Freude verkehrt; ihn durch jede Leidenschaft, die die Liebe in Ahnungen, Gefühlen und Erinnerungen begleiten kann, durch Wonne, Bekümmerniß, Hoffnung, Verzweiflung hindurchführt; jeder seiner Darstellungen das innigste, wahrste, vollkommenste Leben gibt; und dies alles in einer der schwersten Versarten, in einer an sich unmusikalischen Sprache, die unter seiner Bearbeitung mehr Gesang geworden als Sprache geblieben ist, die er an jede Veränderung des Inhalts sich anschmiegen gelehrt, in Stanzen, die so voll von Harmonie zwischen Gedanken und Tönen, so mannigfaltig in der Mischung der Vokale, so kunstreich in der Verbindung der Reime, so melodisch im Bau der Verse und Perioden sind."

Welcher Leser hätte wol nicht in dieses Kunstrichters Urtheil eingestimmt? Indeß ist hiemit der eigentliche Charakter dieses Gedichts nicht angegeben; und ohne diesen erkannt zu haben, kann man dem Dichter nicht volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen,

und wird Anforderungen an ihn machen, die zu erfüllen er nicht verpflichtet war.

Daß Wieland auch in diesem romantisch-epischen Gedichte nicht eine ernste Epopöie in streng antikem Style habe liefern wollen, davon hätte jeden schon der humoristische Eingang überzeugen können, in welchem er die, nach der sonstigen Theorie für ein Heldengedicht wesentlichen Punkte, Anrufung der Musen und Anzeige des Inhalts, in einander verschlungen, die letztere aber in eine Vision verwandelt hat, welche für eine Parodie der Prologe der griechischen Tragödien gelten könnte. Mitten in dem angestimmten begeisterten Tone unterbricht er aber sich selbst:

Doch, Muse, wohin reißt Dich die Adlerschwinge
Der hohen trunknen Schwärmerei?
Dein Hörer steht bestürzt, er fragt sich was Dir sey,
Und Deine Gesichte sind ihm geheimnißvolle Dinge.

Komm, laß Dich nieder zu uns auf diesem Kanapee,
Und — statt zu rufen, ich seh! ich seh!
Was niemand sieht als Du, — erzähl' uns fein gelassen
Wie alles sich begab. Sieh, wie mit lauschendem Mund
Und weit geöffnetem Auge die Hörer alle passen,
Geneigt zum gegenseitigen Bund,
Wenn Du sie täuschen kannst, sich willig täuschen zu lassen.
— Wohlan! so höret denn die Sache aus dem Grund.

Wer nach solchem Eingange eine Epopöie nach der Beschreibung des Aristoteles erwarten konnte, der hat die Schuld nur sich selbst zuzuschreiben.

Indeß ist der Oberon doch auch nichts weniger als ein komisches Epos, und eine satirische Tendenz, die bei Wielands übrigen romantischen Gedichten, nur mehr oder weniger, hervorsticht, bei ihm gar nicht zu bemerken. Er ist daher von allen übrigen romantischen Gedichten Wielands wesentlich verschieden, und es fragt sich nur, worin das Eigenthümliche desselben bestehe, was ihn von den übrigen unterscheidet.

Nach der bereits gegebenen Erklärung, daß dieses Gedicht auf die hohe Würde der ernsten Epopöie keinen Anspruch habe machen sollen, aber doch auch nicht in die Klasse des komischen Epos gesetzt werden könne, liegt die Vermuthung ziemlich nahe, daß es sich wol in einer gewissen Mitte zwischen beiden Gattungen behaupten dürfte. Diese in der That ganz richtige Vermuthung könnte freilich bei einem, der das Gedicht nicht kennt, das Vorurtheil erregen, es müsse aus so widerstrebenden Elementen zusammengesetzt seyn, daß eine Einheit der Wirkung nicht möglich gewesen sey. Gerade diese aber hat der Dichter mit einer bewunderuswürdigen Kunst bewirkt, theils durch die Art wie er jedes Ereigniß und jeden Wechsel der Situazionen motivirt, theils durch den mittleren Ton, den er durch die ganze Darstellung gehal-

ten hat. Daß er aber diesen Ton so halten konnte dies ist Folge von seinem für das Romantische hier gefaßten Gesichtspunkte, aus welchem hinter dem Abenteuerlichen das Großartige und hinter dem Märchenhaften das echt Wunderbare mit größerer Bestimmtheit hervortrat. So läßt er es auch in dem Gedicht hervortreten, ohne jedoch das Abenteuerliche und Märchenhafte als solches unkennbar machen zu wollen. Seinem eigensten Wesen nach muß er dagegen seyn: weil er es aber mit jenem Höheren in innigster Verbindung erblickt, so behandelt er es nur mit der feinsten Ironie. Wie fein nun diese aber auch seyn mochte, so mußte sie ihn zur Wahl jenes mittleren Tones in seiner Darstellung bestimmen, der ihm den Vortheil gewährte, dieses Gedicht der Würde der antiken Epopöie möglichst anzunähern, ohne das Phantastische der Romantik aufzuopfern. Dadurch konnte ihm auch nur das gelingen, was die Frau v. Stael an ihm rühmte. „Die Empfindung, sagte sie, gattet sich im Allgemeinen nicht leicht mit dem Wunderbaren; es ist etwas so Ernstes um die Rührungen der Seele, daß man sie nicht gern mitten unter den Spielen der Phantasie bloß gestellt sieht; Wieland aber besitzt die Kunst, jene phantastischen Dichtungen mit wahrem Gefühl auf eine nur ihm eigene Weise zu vereinbaren."

Wir dürfen uns der Mühe nicht überheben, den Oberon aus diesem Gesichtspunkte näher zu betrachten.

In ihm finden wir alle Elemente des historisch-Romantischen vereinigt, Schwärmerei im Heroismus, in der Liebe und der Religion, neben einer märchenhaften Weltanschauung. Im Betreff jener Schwärmerei verleugnet sich der Dichter auch hier durchaus nicht als deren Gegner, denn er stellt sie in jeder Hinsicht als phantastisch und abenteuerlich dar. Was kann abenteuerlicher seyn als das Abenteuer, welches Hüon zu bestehen auszieht?

Zeuch hin nach Babylon, und in der festlichen Stunde,
Wenn der Kalif, im Staat, an seiner Tafelrunde
Mit seinen Emirn sich beim hohen Mahl vergnügt,
Tritt hin, und schlage dem, der ihm zur Linken liegt,
Den Kopf ab, daß sein Blut die Tafel überspritze.
Ist dies gethan, so nahe züchtig Dich
Der Erbin seines Throns, zunächst an seinem Sitze,
Und küss' als Deine Braut sie dreimal öffentlich.

Und wenn dann der Kalif, der einer solchen Scene
In seiner eignen Gegenwart
Sich nicht versah, vor Deiner Kühnheit starrt,
So wirf Dich, an der goldnen Lehne
Vor seinem Stuhle hin, nach Morgenländer-Art,
Und, zum Geschenk für mich, das unsre Freundschaft króne,

Erbitte Dir von ihm vier seiner Backenzähne
Und eine Hand voll Haar aus seinem grauen Bart.

Der Dichter hat sich darüber seine ironische Bemerkung nicht erspart, denn von Hüon wird bemerkt (Ges. 5. St. 59.)

Der Mensch muß unter seiner Mütze
Nicht richtig seyn, versetzt ein alter Kan,
So etwas allenfalls begehrt man an der Spitze
Von dreimal hunderttausend Mann.

Ebenfalls nicht ohne Ironie läßt der Dichter die phantastische Entstehung der Liebe Hüons durch einen Traum *). Die religiöse Schwärmerei des Ritters tritt zwar in dem Gedicht selbst nicht bedeutend hervor, dagegen hat der Dichter in zwei Stanzen diese Schwärmerei des Ritterthums vielleicht treffender geschildert als sonst einer. Da, wo erwähnt wird, daß Rezia — unwissend zwar warum — an Mahomed glaubt, sagt er:

Der Ritter, sie von dieser Pest zu heilen,
Eilt was er kann (die Liebe hieß ihn eilen)
Sein Bißchen Christenthum der Holden mitzutheilen.
An Eifer gab er keinem Märt'rer nach;

---

*) Vergl. Ges. 3. St. 66. Ges. 4, St. 60 fgg.

Er war im Glauben stark, wiewohl an Kenntniß schwach,
Und die Theologie war keineswegs sein Fach;
Sein Pater und sein Credo, ohne Glossen,
In diesen Kreis war all sein Wissen eingeschlossen.

Doch was vielleicht an Licht und Gründlichkeit
Der Lehre fehlt, ersetzt des Lehrers Feuer;
Herr Hüon, standsgemäß ein Feind von Wörterstreit,
Handhabt das Werk gleich einem Abenteuer,
Und was er glaubt, beschwört er hoch und theuer,
Erbötig, dessen Richtigkeit
Dem ganzen Heidenthum mit seinem blanken Eisen
Zu Wasser und zu Land handgreiflich zu beweisen.

So war es nahe genug gelegt, den Helden und sein Abenteuer ins Komische hinüberzuziehen; Wieland aber hat sehr dafür gesorgt, daß dieses nicht geschehen, und auch Hüon selbst nicht darunter leiden möge. Erst nachdem er uns Hüon schon interessant gemacht hat, hören wir von jenem Auftrag, den ihm Karl gegeben, und allen Zweifel, ob der alte Kan nicht Recht gehabt habe, entkräftet Hüon durch seine Erklärung:

Was red' ich viel? Es war zu öffenbar,
Daß Karl durch dies Gebot mir nach dem Leben trachte.
Doch, wie es kam, ob es Verzweiflung war,
Ob Ahnung, oder Trotz, was mich so tollkühn machte

Genug, ich trat vor ihn, und sprach mit Zuversicht:
Was Du befohlen, Herr, kann meinen Muth nicht beugen.
Ich bin ein Frank! Unmöglich oder nicht,
Ich unternehm's, und seyd ihr alle Zeugen!

Man würde ihn, den ritterlich streng an sein Wort sich Bindenden, dem unvermeidlichen Tode entgegen gehen sehen, wenn Oberon nicht einträte. Hiemit beginnt das Märchenhafte des Gedichtes. Wohl wissend, daß er für die Geisterwelt, in die er jetzt einführen will, keinen fest begründeten allgemeinen Glauben voraussetzen dürfe, begründet der Dichter selbst den Glauben daran poetisch durch die Phantasie; wozu er sich, als sicheren Mittels, einer Versetzung des Furchtbaren mit dem Komischen bedient. Während jenes in die Stimmung versetzt, welche das geheimnißvolle Geisterhafte überhaupt hervorbringt, verhindert dieses, daß die Betrachtung nicht störend einwirke und der ruhige Verstand aus dem Zauberkreise herausführe, welcher durch die Phantasie um uns gezogen ist. In beiden Beziehungen ist Scherasmin mit großer Kunstweisheit von dem Dichter in seinen Plan eingeflochten, und in demselben ganz unentbehrlich, zunächst zur Vorbereitung auf die Erscheinung Oberons, auf die der Dichter aber noch andere komische Scenen folgen läßt. Er verfährt hiebei ganz auf die Weise Shakespeare's im Sturm.

von welchem Tiek sehr fein bemerkt hat, „daß es die komischen Scenen vorzüglich seyen, durch welche der Dichter unsre Aufmerksamkeit zerstreue, und verhindere, daß wir nicht ein zu festes und prüfendes Auge auf die Wesen seiner Imaginazion heften, das sie nicht aushalten würden." Von Ariosto sagt derselbe: „sein Zauberkreis ist eben darum so wahr und überzeugend, weil er uns nie Geister und Zauberer aus dem Gesichte verlieren läßt; wir verlassen nie die Welt wieder, in die er uns einmal eingeführt hat; die komischen Episoden, der scherzhafte Ton, in dem er so oft spricht, befördern ebenfalls den Glauben an seine Wunder. Bei Tasso steht die Zauberwelt mehr isolirt, sie hat daher auch gar nicht jenes lebendige und täuschende Kolorit, sie ist immer weit von uns entfernt, wenn wir vertraulich unter allen Phantomen Ariosts, wie unter Bekannten, umhergehn." Alles dies ist auch bei Wieland der Fall, der sich jedoch in einen noch größeren Vortheil dadurch setzte, daß er Oberon selbst zur Hauptperson der ganzen Dichtung machte, und gleich beim ersten Erscheinen desselben unsre Achtung und Theilnahme an ihn fesselt. Das mächtige Wesen erscheint zugleich als ein edles, aber auch ein der Leiden fähiges Wesen:

Denn Hüon sieht aus seinem liebevollen
Azurnen Augenpaar zwei helle Perlen rollen.

Indem auf diese Weise der Dichter den Geist uns menschlich näher gerückt hat, wird die phantastische Umgebung unsre Täuschung nicht zerstören. Alles aber ist zugleich darauf angelegt, den Gedanken an den alten Popanz einer epischen Maschinerie nicht in uns aufkommen zu lassen. Hier findet nämlich der eigne Fall statt, daß, wenn ja von Maschinen die Rede seyn soll, es zweifelhaft bleibt, ob die Menschen oder die Geister die Rolle derselben haben, so eng sind die Schicksale jener und dieser an einander geknüpft, und beide haben von und für einander zu hoffen und zu fürchten. Hiedurch verliert sich das Märchenhafte noch mehr über dem höheren Wunderbaren, über dessen Gebrauch im Märchen Wieland selbst anderwärts erklärte: „Ueberladung mit Wunderbarem erregt Ekel daran, und es thut keine Wirkung, wenn der Verfasser durch irgend eine falsche Idee verführt, es gar zu begreiflich machen wollte. Es scheint einer der feinsten Kunstgriffe in dieser Gattung von Dichterei zu seyn, daß man die Genien und Feen als Wesen einer höheren Ordnung und Bürger einer andern Welt einführt, deren Natur, Wirkungsart und Geschichte für uns immer etwas Räthselhaftes, Geheimes und Unerklärbares hat; auch alsdann, wenn unsre Begebenheiten durch eine noch höhere und geheimere Ordnung der Dinge, die man wol Schicksal nennt, in die ihrigen eingeflochten, und wir, ohne zu wissen wie und warum, Werkzeuge

abgeben, wodurch das Schicksal ihnen Gutes erweiset." Eben dieser feinste Kunstgriff ist nun im Oberon aufs glücklichste angewendet, denn der Dichter führte in ihm eine Schicksalsfabel durch. Sein Oberon selbst sagt zu Hüon:

Der Erdensohn ist für die Zukunft blind;
— — Wir selbst, du weißt es, sind
Des Schicksals Diener nur. In heil'gen Finsternissen,
Hoch über uns, geht sein verborgner Gang;
Und, willig oder nicht, zieht ein geheimer Zwang
Uns alle, daß wir ihm im Dunkeln dienen müssen.

Hüon seinerseits erkennt und fühlt dies ganz, als er zu Bagdad am Ziele steht:

Wie wundervoll mein Schicksal sich entspinnt,
Ruft Hüon aus; wie wahr hat Oberon gesprochen,
Schwach ist das Erdenvolk und für die Zukunft blind!
Karl denkt, er habe mir gewiß den Hals gebrochen,
Auf mein Verderben zielt sein Antrag sichtlich ab,
Und blindlings thut er blos den Willen des Geschickes!
Der schöne Zwerg reckt seinen Lilienstab,
Und leitet mich im Traum zur Quelle meines Glückes.

„Und daß, spricht Scherasmin, die Jungfrau, die im Traum
Das Herz euch nahm, gerade die Infante
Des Sultans ist, die Karl zu eurer Braut ernannte;
Daß alles so sich schickt, und daß auch Sie im Traum,
Wie Ihr in sie, in Euch entbrannte,
So etwas glaubte man ja seinen Augen kaum!"
Und doch, spricht Hüon, hat's die Alte nicht erfunden;
Den Knoten hat das Schicksal selbst gewunden.

Wie tiefe Wirkung aber diese immer verstärkte Ueberzeugung auf sein Gemüth gemacht, das erkennt man an dem festen Glauben, der dadurch begründet wurde:

Mir sagt's mein Herz, ich glaub's, und fühle was ich glaube,
Die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt,
Läßt uns dem Elend nicht zum Raube.
Und wenn die Hoffnung auch den Ankergrund verliert,
So laß uns fest an diesem Glauben halten,
Ein einz'ger Augenblick kann alles umgestalten.

So wußte der Dichter, der diesen Gesichtspunkt gefaßt hatte, mitten in die leichten Spiele der Phantasie den höheren Geist tiefen Ernstes einzuführen,

indem er das Abenteuerliche selbst zu Religiösem veredelte; wodurch nun von selbst eine edle Haltung in Darstellung der Hauptbegebenheit nothwendig wurde, wenn nicht das Ganze in eine Farce ausarten sollte. Auf eine bewundernswürdige Weise hat Wieland diese edle Haltung behauptet. In dem Augenblicke der Entscheidung von Hüons Abenteuer zu Bagdad zeigt sich, mit welcher Feinheit der Dichter, theils durch die Vorbereitungen auf diesen Moment, der durch alle Zwischenbegebenheiten motivirt ist, theils durch Hüons Benehmen in demselben, alles zu entfernen gewußt hat, was in Karls Auftrage sowohl Empörendes als Lächerliches lag, und dagegen alles vereinigt, was den Ritter im schönsten Lichte darstellen mußte. Nicht als ein tollkühner Wagehals, als ein vermessener Abenteurer tritt er auf, sondern als ein Vollstrecker göttlicher Gerechtigkeit, als ein Vollzieher der Schicksalsbeschlüsse, nicht blos mit kühnem Muth, hoher Tapferkeit und Unerschrockenheit des Ritters, sondern auch mit jenem Zartgefühl des Menschen, welches das Unanständige fühlt, und da, wo es mit der Ehre verträglich ist, ein strenges Gebot gern nach der Billigkeit mildert. Nachdem die unverschämte Foderung um des Sultans Backenzähne und Bart hatte geschehen müssen:

Kalif von Bagdad, spricht der Ritter,
Mit edlem Stolz, laß alles schweigen hier,

Und höre mich! Es liegt schon lange schwer auf mir
Karls Auftrag und mein Wort. Des Schicksals
Zwang ist bitter;
Doch seiner Oberherrlichkeit
Sich zu entziehn, wo ist die Macht auf Erden?
Was es zu thun, zu leiden uns gebeut,
Das muß gethan, das muß gelitten werden.

Hier steh' ich, Herr, ein Sterblicher wie du,
Und steh allein, mein Wort, trotz allen deinen
Wachen,
Mit meinem Leben gut zu machen:
Doch läßt die Ehre mir noch einen Antrag zu.
Entschließe dich von Mahomed zu weichen,
Erhöh das heil'ge Kreuz, das edle Christenzeichen
In Babylon, und nimm den wahren Glauben an,
So hast du mehr, als Karl von dir begehrt, gethan.

Hat nicht der Dichter in diesen zwei Stanzen das schönste Bild des edleren Ritterthums gemalt? Indem er es in der Person seines Hüon darstellte, steigert er unser Interesse für ihn so, daß der hier unvermeidlich gewordene Uebergang in das Märchenhafte um so weniger störend wird, als wir sehnlicher wünschen, jetzt möge er durch Oberons Dazwischenkunft aus der dringendsten Gefahr gerettet werden. Karls letzte brutale Bedingung wird erfüllt ohne Beleidigung des sittlichen Gefühls.

Nur zur Hälfte aber ist bis hieher die Schicksals-

fabel gediehen. Alles ist geleistet, was Oberon für Hüon hat thun können; anstatt des so eben gelößten Knotens knüpft sich aber sogleich ein zweiter, und Hüon soll nun auch zeigen, was er für Oberon thun kann.

Bei diesem zweiten Theile der Schicksalsfabel kann man die Erzählung von Gangolf und Rosetten aus verschiedenen Gründen weg oder geändert gewünscht haben, worüber ich mit Niemand streiten will. Genung, es entdeckt sich hiebei, daß Wieland auch in diesem Gedichte das Thema von der Liebe behandelt, aber namentlich von der keuschen und treuen Liebe. Der Meinung derjenigen, daß es in der romantischen Zeit keine andre Art von Liebe gegeben habe, konnte Wieland nicht seyn, der die Beweise vom Gegentheile schon aus alten Erzählungen allzugut kannte. Da es ihm nun nicht darum zu thun war, um die romantische Zeit einen Nimbus zu verbreiten, so konnte er kein Bedenken tragen, eine jener Erzählungen zu seinem Zwecke zu benutzen. Die Frage ist: wie hat er sie benutzt? was war sein Zweck? Abgesehen davon, ob er den Erzähler derselben — denn der Dichter erzählt nicht in eigner Person — sich so in Schranken halten läßt, als es bei einer so bedenklichen Geschichte einem Scherasmin in Gegenwart von Rezia nur irgend möglich seyn mochte, hat man als Hauptumstand zu bemerken, daß die Erzählung nicht zum Vergnügen der Zuhörer vorgetragen wird, und die Be-

gebenheit selbst so wenig Billigung erhält, daß Oberon dadurch veranlaßt wird, von Titania, die hier dem Vorwitz der Evanatur nicht widerstehen konnte, sich zu trennen. Die beiden Fälle, welche Hamlets Sarkasmus: Gebrechlichkeit, dein Name ist Weib! bestätigen, werden nun aber von dem Dichter benutzt zu dem Zwecke, in Hüon und Amanda das Gegenstück davon als ein Muster keuscher und treuer Liebe darzustellen. Es ist wahr, daß es hiezu anfangs nicht sonderlich den Anschein hat, denn den ersten Akt der überschwenglichen, sentimentalen Liebe dieses unschuldigen Paares muß der Dichter mit einem Seufzer schließen:

Und ach! an Hymens Statt krönt Amor ihren Bund.

Nun beginnt aber erst ihre Prüfung, die der keuschen Enthaltsamkeit auf der wüsten Insel, die der Treue am Hofe des Beherrschers von Tunis, aus deren jeder sie bewährt hervorgehn. Daß dies alles durch einen Fehler im Plane herbeigeführt wird, ist unleugbar; allein ich muß hier meine frühere Aussage wiederholen: wenn jeder Fehler durch so glänzende Schönheiten vergütet würde, als dieser, so möchte man beinahe mehr ähnliche Fehler wünschen. Das Schönste im ganzen Oberon hat dieser herbeigeführt. Wer hat sich nicht innigst angezogen gefühlt von jenem kleinen Paradiese, wohin Alfonso, der edle Greis, sein besseres Selbst und den ungestörten Ge-

nuß des süßesten Seelenfriedens gerettet hatte, und das nun zugleich eine Freistatt für die unglückliche Liebe werden sollte? Wer hat nicht mit stillem Entzücken geweilt in dem beschränkten Kreise und bei der noch beschränkteren Lage, worin nun Hüon und Amanda sich entsündigen, und des rein Menschlichen, Edlen, Zarten und Liebenswürdigen so viel entfalten? Was die Natur Zartes in eine menschliche Brust gelegt hat, das tönt uns hier in den sanftesten Anklängen wieder; was das Leben nur irgend Holdes und Liebes hat, tritt uns hier still erfreulich entgegen; aber auch aus der Tiefe des Gemüths hervor die erhebende Ahnung eines reineren und höheren Seyns. Leises Sehnen und tiefe Ahnung erfüllen das Herz, wenn man den frommen Greis mit der Unschuld der Kindheit an der Grenze des irdischen Lebens sieht, und der Tod nun sanft und freundlich eintritt in diese heilige Welt voll des tiefsten Friedens.

Da fing der fromme Greis, mit mehr gerührtem Ton
Als sonst, zu reden an von diesem Erdenleben
Als einen Traum, und vom Hinüberschweben
Ins wahre Seyn. — Es war, als wehe schon
Ein Hauch von Himmelsluft zu ihm herüber,
Und trag' ihn sanft empor, indem er sprach.
Amanda fühlt's: die Augen gehn ihr über,
Ihr ist's, als sähe sie dem Halbverschwundnen nach.

Mir, fuhr er fort, mir reichen sie die Hände
Vom Ufer jenseits schon. — Mein Lauf ist bald zu Ende;
Der eurige beginnet kaum, und viel,
Viel Trübsal noch, auch viel der besten Freuden,
— Oft sind's nur Stärkungen auf neue größre Leiden —
Erwarten euch, indeß ihr unvermerkt dem Ziel
Euch nähert. Beides geht vorüber,
Und wird zum Traum, und nichts begleitet uns hinüber;

Nichts, als der gute Schatz, den ihr in euer Herz
Gesammelt, Wahrheit, Lieb' und innerlicher Frieden,
Und die Erinnerung, daß weder Lust noch Schmerz
Euch je vom treuen Hang an eure Pflicht geschieden.

Den Liebenden mußte es hiebei seyn, wie es der Dichter sagt, als falle ein Strahl aus jener Welt in ihre Seelen. Nie hatten sie die Erhabenheit der menschlichen Natur so gefühlt, als jetzt, nie ihre eigene mehr geläutert, nie ihren Muth und ihren Glauben stärker.

Laß seyn, Geliebte, daß der Trübsal viel
Noch auf uns harrt, — sie nähert uns dem Ziel!
Nichts soll uns muthlos sehn, nichts diesen Glauben dämpfen!

Mit diesen Worten ermuthigen sich jetzt die Liebenden in wahrhaft religiösem Sinne, der ohne alles schwärmerische Christenthum der Romantik gewiß echt christlich ist. Die Schicksalsfabel hat hiedurch ihre höchste Veredlung erhalten, die auch nicht ohne Einfluß auf die gänzliche Auflösung geblieben ist; denn die poetische Gerechtigkeit, welche der Dichter eintreten läßt, erscheint, trotz aller Umgebung phantastischer Scenerie, in der That als die höhere Anordnung der aus heiligem Dunkel Weltordnenden Macht. Unsre Freude an dem gerechten Siege der Liebenden ist so gesteigert, daß wir auf das Märchenhafte wenig achtend uns nur an den Gedanken halten:

Er ist nun ausgeträumt der Prüfung schwerer Traum!
Nichts bleibt davon als was ihr Glück verschönt;
Gebüßt ist ihre Schuld, das Schicksal ausgesöhnt.

Wenn wir früher den Dichter des Oberon eines Fehlers in Anlage seines Planes zeihen mußten, so müssen wir hier dagegen auch bekennen, daß seine Anordnung im Gange des Ganzen wie im Wechsel der einzelnen Scenen musterhaft für den Gesammteindruck berechnet ist. Ohne aber bei der Vortreflichkeit des Aesthetischen in dieser Komposizion zu verweilen, wollen wir nur noch Einen Punkt berühren, der für die Würdigung des Dichters selbst von Wichtigkeit ist.

Hat wol je ein Dichter eine innigere und reinere Liebe dargestellt, als der Sänger des Oberon die zwischen Hüon und Amanda? Kann man verkennen, welchen Antheil sein eignes Herz hat an der Schilderung jener erfreulich rührenden Scenen der reinsten Gatten- und Vaterliebe, der zartesten Mütterlichkeit, der schönsten Weiblichkeit, die er in Alfonso's Paradiese an unsrer Seele vorüberführt? Hier ist schöne Weiblichkeit ohne alle Grimasse; hier das Ideal von Liebe der Gesinnung des Dichters gemäß. Da nun aber diese darzustellen als Hauptzweck des Oberon unverkennbar hervortritt; so hätte er allein schon die Ueberzeugung bewirken sollen, daß der Verdacht, es sey Wielanden um Schildereien der sinnlichen Liebe zu thun gewesen, um einem frivolen Zeitalter zu gefallen, grundlos sey. Hier, wo er der keuschen Liebe reiner Herzen, der festen Treue, und allem was Edleres und Höheres in der Brust des Menschen lebt, den schönsten Siegeskranz gewunden hat, tritt er in seinem eigenen sittlichen Adel hervor.

---

8.

Nach Vollendung dieser Dichterwerke zeigte sich Wieland neuerdings als Uebersetzer; von 1782 — 1789 beschäftigte ihn die Uebersetzung der **Briefe** und

Satiren des Horaz und der sämmtlichen Werke Lucians.

Bekanntlich gehört Wieland nicht zu jener strengeren Gattung von Uebersetzern, die mit dem Geiste ihres Originals zugleich die strenge Form desselben wiedergeben und die Treue im Einzelnen fast bis zum Buchstäblichen ausdehnen; den Geist aber, die Laune, die Genialität, kurz die Seele des Originals, in der Uebersetzung wie aus einem Spiegel zurückstrahlen zu lassen, die Wendungen und das Kolorit ihrer Schreibart nachzuahmen, war ihm desto angelegener. Jedoch war seine Maxime auch hier, die Nachahmung nicht weiter zu treiben, als unbeschadet der Deutlichkeit geschehen könne, die er mit Quintilian für die erste, zweite und dritte Tugend der Schreibart erklärte. Daher wurden denn Horazens Briefe und Satiren, welche durch ihre konversazionsmäßigen Sprünge, Unterbrechungen, Auslassungen und Uebergänge das Verständniß wenigstens eben so sehr, als durch ihre Lokalitäten und Anspielungen, erschweren, unter seiner Hand öfters zu einem Mitteldinge von Paraphrase und treuer Uebersetzung. Um sich von der Manier seines Originals weniger entfernen zu müssen und dessen Ton besser treffen zu können, wich er von der Form ab, und wählte statt des Hexameters, an den man doch damals noch eben keine strengen Anfoderungen machte, den freieren Jambus, der sich der Gewandtheit und Leichtigkeit

des Umgangstones besser fügte, und ihm immer gestattete, den Kommentar, wo es nöthig schien, sogleich in den Text aufzunehmen.

Bei Lucian hatte er in einigen dieser Hinsichten weniger Schwierigkeit, allein dennoch wurde der Ausdruck der Uebersetzung bald kürzer, bald weitläufiger als der des Originals; das Letztere besonders dann, wenn er Worte leihen zu müssen glaubte, um den Gedanken sichtbarer zu machen. Der neueste ehrenwerthe Uebersetzer dieses griechischen Schriftstellers, Professor Pauly in Wielands Vaterstadt, bemerkt aber wol mit Grunde: „Eine Uebersetzung des Lucian, der sich durch eine so gefällige Leichtigkeit und Laune auszeichnet, muß sich, um eben diesen eigensten Reiz des Autors dem teutschen Leser zu bewahren, mit einiger Freiheit bewegen dürfen; und so konnte meine Aufgabe, gegenüber von einem Vorgänger wie Wieland, der gerade von dieser Seite ein Meisterwerk geliefert hat, nur diese seyn, zu versuchen, wie sich jene Freiheit der Bewegung mit der Treue gegen die Urschrift noch näher möchte vereinigen lassen. Uebrigens fühle ich nur zu sehr, wie diese Arbeit nachsichtiger Beurtheilung bedarf, und wünschte mit größerer Zuversicht, an die Worte Wielands zu erinnern: — die Gelehrten, die Lucian mit Geschmack in seiner eigenen Schrift lesen, können allein von den Schwierigkeiten einer Arbeit urtheilen, die oft da am schwersten ist, wo sie am

leichtesten scheint; und sie sind es, von denen ich mir die meiste Billigkeit und Nachsicht verspreche. — Noch bin ich das Geständniß schuldig, daß ich mich einigemal nicht enthalten konnte, unnachahmlich gelungene Stellen der Wielandischen Uebertragung, besonders im leichten und lebendigen Flusse des Dialogs zu borgen. Warum hätte ich in solchen Fällen dem Leser etwas entschieden Mangelhafteres bieten sollen?"

Was die hier erwähnte Treue gegen die Urschrift betrifft, so wird hoffentlich keiner, der sich aus Wielands Anmerkungen zu seinem Texte erinnert, wie er bei jeder bedenklichen Stelle, Ausgaben, Uebersetzungen und Kommentare verglichen und über Muthmaßungen und Erklärungen öfters mit Laune sich ergossen hat, ihm den Vorwurf machen wollen, er sey als Uebersetzer in Ansehung der Treue gegen seine Urschrift sorglos gewesen. Nichts ist gewisser, als daß er sehr um dieselbe bemüht gewesen ist: allein sehr wohl möglich ist es, daß für solche bedenkliche Fälle seine philologische Kritik bisweilen nicht ausgereicht hat. Daher trifft man wol auf Stellen, in denen er die Schwierigkeiten umging; wobei aber doch auch zu bemerken ist, daß er den richtigen Sinn oft ahnete, meist traf. Der verfehlten Stellen wird man ihm nur wenige nachweisen können; aus Sorglosigkeit verfehlter nicht eine. Sein Grund aber, warum er nicht mit sklavischer Treue weder an den Buchstaben der Urschrift, noch an den eigenthümlichen Gang einer

fremden Sprache sich binden mochte, war, weil alle Uebersetzung am Ende ja doch für solche sey, die nicht in dem Vortheile sind, die Urschrift lesen zu können; was aber in aller Welt sollten diese mit einer Uebersetzung anfangen, welche den Leser nöthige, das Original zur Hand zu nehmen, um die Uebersetzung zu verstehen. Er blieb dabei, daß der Genius der Muttersprache bei Uebersetzungen aus fremden Sprachen, nur ohne Verletzung des Genius des Schriftstellers, vorwalten müsse, und ohne Zweifel hat diese stets von ihm befolgte Maxime sehr viel dazu beigetragen, seinen Uebersetzungen Eingang bei dem größeren gebildeten Publikum zu verschaffen. Um diesem Publikum das Verständniß der von ihm übersetzten Autoren noch mehr zu eröffnen, begleitete er seine Uebersetzungen mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen, die indeß auch für die Gelehrten sehr wichtig wurden; denn seine Kongenialität zu den Geistern des Horaz und Luzian verhalf ihm häufig zu solchen Ansichten, ohne welche ihre Werke, trotz aller Gelehrsamkeit und Kritik, doch nicht verstanden werden, und der Genuß derselben verkümmert wird. Dadurch, daß Wieland über den Geist jenes Römers und Griechen, das Zeitalter eines jeden und die Eigenthümlichkeiten ihrer Werke, nicht blos als Historiker und Litterator, sondern zugleich als Dichter, als gebildeter Weltmann, als Kenner der Welt und des Herzens, belehrte, hat er unstreitig das feinere Ver-

ständniß dieser Werke vermehrt und den Genuß an denselben erhöht, eben damit aber um das Studium der alten Litteratur überhaupt und den mehr verbreiteten Geschmack an demselben sich nicht geringe Verdienste erworben.

Von seiner Uebersetzung des Horaz erzählte er mir, daß sie ihm große Freude gemacht habe, theils weil sie seinem Herzog während der ersten Belagerung von Mainz Genuß verschafft, theils weil Göthe, in Beziehung auf seinen Streit mit ihm über die Griechen, ihm erklärt, er habe ihm doch Respekt für seinen Römer abgenöthigt. Vielleicht dürften wir also ohne diese Uebersetzung auch Göthe's, in Horazischem Geiste gedichteten, Episteln nicht haben.

Uebrigens darf man bei diesen Uebersetzungen nicht unbemerkt lassen, daß Wieland sich scheute, der Dolmetsch von allem zu seyn, was Luzian hatte schildern können, weil es die Sitten seiner Zeitgenossen vertrugen, und was Horaz einem Augustus und Mäcenas unbedenklich hatte sagen dürfen. Als unübersetzlich aus grammatikalischen Ursachen hat er bei Luzian das Gericht der Vokale, den Lexiphanes und Solöcisten, seiner Ungenießbarkeit wegen den Okypus, weggelassen, aus Achtung für Sitten und Anständigkeit aber nicht nur die Erotes, „mit deren Dolmetschung noch niemand so unverschämt gewesen, sich zu beschmutzen,“ sondern auch das fünfte Hetärengespräch, welches

nach seinem Urtheil nicht sowohl der Behandlung, als des Sujets selbst wegen, keine Uebersetzung in irgend eine lebende Sprache gestatte. Außerdem ging er auch bei Horaz über manche Stellen zaghaft eilend hinweg, suchte andere zu umgehen, verschleierte diese so gut es sich thun ließ, und ließ andere hinweg, welche nachmals Voß durch eine leichte Wendung nur unanstößiger zu machen gesucht hat.

Vorzügliche Rücksicht verdient die Wahl der Schriftsteller, welche Wieland übersetzte. Indem er seinen Landsleuten Horazens Briefe und Satiren in die Hände gab, gab er ihnen, nur auf eine andere Weise, seine eigene Lebensphilosophie wieder, und hoffte wol, sie auch auf diesem Wege mit seinen eigenen Gesinnungen und seiner — Ironie bekannter zu machen. Und wie viele Gelegenheit bot sich ihm nicht dar, über Welt und Leben, Menschen und Sitten, Philosophie und Dichtkunst sein Herz zu entladen! Wie Horaz und Luzian ergoß ja auch er die Ader seiner launigen Satire über die Thorheiten der Menschen, um sie zur echten Weisheit zu leiten; und wenn nicht gehofft, so hat er doch gewiß gewünscht, das Lesen Luzians möchte die Einsicht befördern, „daß es bei Sittengemälden, wo Menschen wie sie sind, nicht wie sie nach den reinsten moralischen Grundsätzen seyn sollen, geschildert werden, blos auf Wahrheit der Darstellung ankomme. Die Absicht sey hier nicht, Beispiele zur Bewunderung und Nachah-

mung aufzustellen, sondern eine gewisse Gattung von Menschen kennen zu lehren. Habe der Maler seine Personen nur recht getroffen; was an ihnen zu billigen oder nicht zu billigen sey, werde den Leser das eigne Gefühl schon lehren." Sind aber die gewissen Gattungen von Menschen, gegen welche Luzian wirkte, nicht dieselben, gegen welche Wieland zu wirken suchte, und so häufig auf Luzians Weise? — Die Apologie Wielands für Luzian ist seine eigne.

„Begabt mit einem geraden Sinn und aufrichtigen Hang zum Wahren in allen Dingen, ein geborner herzlicher Feind aller Affektazion und falschen Anmaßung, alles Ueberspannten und Unnatürlichen, aller Uebervortheilung der treuherzigen Einfalt, aller Obermacht, die ein schlauer Betrüger durch künstlich versteckte Anstalten, oder ein schwärmender Selbstbetrogener durch blendende Naturgaben und das ansteckende Feuer seines Seelenfiebers, über den blöden Haufen der Armen und Schwachen zu erhalten weiß, — machte er zum Geschäfte seines Lebens und zum Hauptzweck seiner Schriften, alle Arten von Lügen, Blendwerken und Künsten des Betrugs — von den theologischen Lügen der Dichter bis zu den Märchen der Geisterseher und Zaubermeister seiner Zeit, und von den Schlichen und Hinterlisten einer Lais, Phryne und Glycere bis zu den unendlichmal wichtigern Kniffen der religiösen Gaukler, Orakelschmidte und Theophanien-Spieler, — hauptsächlich aber, und

mit der unerbittlichsten Strenge, die falsche Weisheit und Gravität, die unwissende Vielwisserei, die gleißnerische Tugend, die niedrige Sinnesart und pöbelhaften Sitten der Handwerks-Philosophen seiner Zeit zu entlarven, alle diese verschiedenen Gattungen der großen Betrügerzunft in ihrer wahren Gestalt und Blöße darzustellen, und dadurch zu einem desto größern Wohlthäter seiner Zeit zu werden, je weniger er auf ihren Dank, und je gewisser er hingegen auf Haß und Verfolgung von Seiten einer vielköpfigen und tausendarmigen Partei rechnen konnte. Denn selbst der Umstand, daß er seine sehr ernsthafte Absicht, um sie desto gewisser zu erreichen, so oft unter einen Schein von Frivolität verbergen mußte, und blos zu belustigen schien wo es ihm um Belehrung und Besserung seiner Leser zu thun war, muß in den Augen weiser und gerechter Leser sein Verdienst um so viel erhöhen, als es, eben dadurch, in dem blöden Urtheile des großen Haufens, der sich immer durch den Schein der Dinge täuschen läßt, herabgewürdiget wird. — — Der Wirkungskreis des Luzianischen Geistes ist von keinem kleinern Umfang als derjenige, worin der Geist der Lüge und Sophisterei, der Heuchelei und Schwärmerei, der Hirngespenster und Gaukelkünste aller Arten sein Wesen treibt. Wie hätte er also, bei einem so allgemeinen Plan die Werke dieses bösen Dämons zu zerstören, nur allein der Götter-

Legende verschonen sollen? Wie und warum hätten ihm ihre ungereimten und ärgerlichen Antropomorphismen und die lächerliche Inkonsequenz der Fabeln und Gaukeleien, womit die ursprünglich so viel edlere und reinere Religion eines Phoroneus, Orpheus, Eumolpus, nach und nach verfälscht und verunstaltet worden war, heilig seyn sollen? — — — — Luzians Göttergespräche sind so beschaffen, daß sie einem jeden, der nicht unheilbar blind war, die Augen über die Ungereimtheit, Inkonsequenz und Unsittlichkeit des gemeinen Volksglaubens seiner Zeit öffnen konnten: warum sollen wir, blos darum, weil er Witz und Laune zum Vehikel seiner Arznei macht, ihm die Absicht zu heilen absprechen? Was berechtigt uns, einen Schriftsteller, blos weil er die Wahrheit scherzend und lachend sagt, zum Scurra zu machen? — — — — Wir wären mit demjenigen zufrieden, der Gaben wie die seinige auch blos zu Belustigung unsers Witzes, zu angenehmer Unterhaltung unsers Geschmacks angewandt hätte. Luzian thut, indem er beides thut, noch so viel mehr! Er unterrichtet, indem er belustiget, — er rächt Wahrheit und Natur an ihren gefährlichsten Feinden, — verwahrt den noch gelehrigen Verstand einer jüngern Generazion gegen die Verirrungen ihrer Voreltern, — weiset sie auf den ebenen Pfad der Natur, worauf der gesunde Menschensinn das Ziel, wonach wir alle streben, unmöglich verfehlen kann."

Nicht zu verkennen ist es, daß diese Schilderung Luzians Zug für Zug auf Wieland selbst paßt. Zwischen beiden war in der That die größte Geistesverwandtschaft, und Beider Streben ging nach demselben Ziele. Wieland sagte hierüber, daß ihm während der drei Jahre, binnen welcher er mit der Uebersetzung der Luzianischen Schriften beschäftigt gewesen, gar oft der Glaube an die Seelenwanderung bis zu einer Art von Täuschung gewachsen sey. Indem er daher die Schriften gerade dieser Geister sich zum Uebersetzen wählte, setzte er im Grunde auch nur seine eigenste Wirksamkeit fort, und trat keinen Schritt aus der Bahn zu seinem Ziele heraus.

Bei der besonderen Leichtigkeit seines Geistes sich in fremde Formen zu biegen, konnte er aber nicht Jahre lang mit einer Uebersetzung Luzians sich beschäftigen, ohne daß ihn die Lust hätte anwandeln sollen, auch selbst, nicht blos im Geiste, sondern auch in der Manier Luzians darzustellen. Die Verschmelzung des philosophischen und dramatischen Dialogs zu einer neuen Gattung von Komposizion hatte einen so starken Eindruck auf ihn gemacht, daß er halb unwillkürlich, halb willkürlich eine Zeit lang sich dieser Komposizion theils nur als Spiel des Geistes, theils aber auch zu Erreichung sehr ernster Zwecke bediente. So entstanden zunächst seine Gespräche im Elysium und die ersten acht seiner Göttergespräche (Bd. 27.), und nachmals jene Dialogen,

welche durch die damaligen politischen Weltbegebenheiten veranlaßt wurden.

---

## 9.

Das vorzüglichste Interesse, welches Wieland schon in frühen Jahren für Politik gefaßt, und deren gründliches Studium er im Agathon und weit mehr noch im Goldenen Spiegel und Danischmende auf eine glänzende Weise bewährt hatte, verminderte sich bei ihm zu keiner Zeit, und er unterließ es nie ganz, seine Theilnahme daran zu beweisen. Da er in Weimar eine monarchische Regierung in der Nähe zu beobachten Gelegenheit fand, weckte ihm dies um so mehr die Erinnerungen an die republikanischen, unter denen er gelebt hatte; und so geschah es, daß ihm an einem Herbstmorgen des Jahres 1773, als er im oberen Hinterzimmer des Söllnerischen Freihauses eben müßig saß, sein Genius zuzurufen schien: Setze dich hin, und schreibe die Geschichte der Abderiten! Eine bloße Beziehung auf seine Vaterstadt hat man mit Unrecht angenommen, denn nur zu einigen Scenen hat diese ihm den Stoff und zu dem Kolorit in einigen Schilderungen die Veranlaßung gegeben. Der poetische Geschichtschreiber erhob sich dabei zur Allgemeinheit des Abderitismus überhaupt, den er in allen seinen

Verhältnissen, nicht blos zur Staatsverfassung und Regierung, sondern auch zu Philosophie und Religion, Litteratur, Poesie und Kunst, öffentlichen Anstalten aller Art, Denkweise, Sitten und Gebräuchen zu schildern unternahm, wozu er immer größeren Reiz verspürte, je fester seine Ueberzeugung wurde, daß die Abderiten ein unzerstörbares, unsterbliches Völkchen seyen, welches, ohne einen festen Wohnsitz zu haben, allenthalben zu finden sey. Einen neuen Beweis davon, und zugleich die schmeichelhafte Versicherung, daß er seine Archonten, Nomophylare, Sykophanten, Priester u. s. w. bis auf den Zunftmeister Pfriem herab, sehr getreu nach der Natur gemalt haben müsse, lieferte ihm seine Geschichte der Abderiten selbst; denn so wie sie erschien, erhob sich aus allen Kreisen, Provinzen, Fürstenthümern, Graf- und Herrschaften ein großes Geschrei über alle die Portraits, die er gemalt haben sollte. Es war sehr natürlich, einen so gefährlichen Geschichtschreiber bösen Willens zu beschuldigen. Unter anderem erhielt derselbe von dem Bürgermeister irgend eines Neu-Abdera ein Schreiben mit der Beschuldigung: der ehrliche Demokritus und dessen Apologist führten weitaussehende Dinge im Schilde, und gingen auf nichts Geringeres aus, als den wenigen Ueberrest von altteutscher Redlichkeit, Bürgerlichkeit, Häuslichkeit und Einfalt der Sitten, der sich noch in einigen kleinen Städten und Marktflecken hier und da erhal-

ten habe, vollends auszuräuten, und aus dem seligen Mangel an echter und unechter Verfeinerung, der ihre Unschuld, ihren Reichthum, ihr ganzes Glück theils ausmache, theils sicher stelle, Ursachen und Gelegenheit zu ziehen, sie dem unverständigen Spotte leichtsinniger Weltkinder Preis zu geben. — „O, wie sehr recht hattest du, ehrlicher Bruder Tristram, — rief Wieland da aus — mit Sr. Eminenz, dem Erzbischof von Benevent, Johann della Casa, zu behaupten, daß immer zehntausend Teufel aus der Hölle um einen Schriftsteller herumschnurren, zumal um den, der in gutem sorglosem Muth auf den schlüpfrigen Pfaden des Witzes und der Laune daherschlendert, und daß es kaum menschenmöglich ist, sich vor dem Einsumsen und Zuflüstern aller dieser bösen Widersacher, die durch jede Oeffnung unsrer äußern und innern Sinne auf einmal einzudringen suchen, genugsam in Acht zu nehmen. — Sie sehen hieraus abermal, liebe Herren und Freunde, daß ich das Sprüchlein: homo sum, nihil humani a me alienum puto, nicht vergeblich in Mund und Herzen führe." — „Aber so solltet ihr wenigstens keine Abderiten schreiben!" — „Nein, darin irren Sie sich; eben deswegen schreib' ich Abderiten."

Gewissermaßen als Pendant zu den Abderiten kann Stilpon betrachtet werden; wenigstens athmet in diesem, nicht ohne Ursache allen aristokratischen Staaten, die ihre Regenten selbst erwählen, zuge-

eigneten patriotischen Gespräch über die Wahl eines Oberzunftmeisters von Megara, derselbe Luzianische Geist. Dagegen herrscht durchaus der Ernst vor in dem Gegenstück zu diesem Stilpon, in dem historischen Aufsatz Athemie, der die Prüfung des berühmten Satzes: „Glücklich sind die Staaten, wo entweder die Philosophen regieren, oder die Regenten philosophiren," zum Zweck hat. Wem gesagt wird, daß sich Wieland für diesen Satz nicht entschieden hat, und wer dann hört, er sey der Verfasser eines zu seiner Zeit fast berüchtigten Aufsatzes über das göttliche Recht der Obrigkeit, worin er zu erweisen sich bemüht habe, daß die Stärke der Grund des Rechtes sey, der könnte wol, wenn er Wielanden nicht genauer kennt, ein gewisses Mistrauen gegen seinen Kopf fassen, oder, da sich von dem Verfasser des goldenen Spiegels dies doch nicht annehmen läßt, wol gar eine durch das Leben am Hofe verlorne Ehrlichkeit argwöhnen. Dies wäre einem solchen um so weniger zu verdenken, da der besagte Aufsatz sogar einen Bruch mit einem seiner vertrautesten Freunde herbeiführte, der Wielanden wol genauer hätte kennen oder als Freund befragen sollen. Fr. H. Jacobi aber — denn Er ist dieser Freund, — durchdrungen von dem Gefühl, „daß Gewalt, — — eine solche Gewalt, die nur Gesetze gibt und selber keine hat, und die heiligsten Rechte mit Heiligkeit verletzen mag, daß eine solche nie echte

Wahrheit und wirkliche Wohlfahrt unter Menschen irgendwo hervorgebracht habe; daß wol aber viel Gutes aus dem Widerstande gegen sie entsprungen sey, aus dem Urgeiste der Freiheit, aus dem ewig regen Triebe der Vernunft sich selber zu vermehren und über alles ihre Einsicht zu verbreiten," — Jacobi wurde so entrüstet über Wieland, daß er sofort nicht nur sein Verhältniß zu dem Teutschen Merkur aufhob und mit Wieland allen Briefwechsel einstellte, sondern auch im Teutschen Museum vom Jahre 1778 einen Aufsatz gegen den Wielandischen einrücken ließ, ganz so heftig, wie von einem Feuergeiste, der das Palladium der Menschheit retten zu müssen glaubt, zu erwarten war. Wieland — schwieg. Wie er aber Wahrheiten, denen er mehr Eingang zu verschaffen wünschte, gern in Märchen einkleidete, so that er auch diesmal, und sendete noch in demselben Jahre seinen Schach Lolo in die Welt, dessen Prolog den Misverstehenden das Verständniß wol hätte eröfnen können. Nachdem er das jus divinum der Gewalthaber darauf gestützt hat, daß diese damit anfangen, sich in Besitz zu setzen, läßt er dagegen einwenden, es könne doch nicht Recht seyn, daß ein Narr, ein Kind, ein Unmensch, die Zügel des Schicksals führen solle, und antwortet:

— — Und warum nicht? Regiret
Nicht eine Windsbraut oft, und rühret

In einen garst'gen Brei die liebe Welt zusammen,
Setzt euch in einem Hui das größte Schloß in Flammen,
Bricht Dämme durch, spült manchen schönen Ort
Mit Jung und Alten weg, reißt Ufer, Wälder fort?
— Und alles das unläugbar — jure
Divino, liebe Herrn! Die Sach' ist sonnenklar.
So wird die Welt regirt, und eine ganze Fuhre
Von Syllogismen macht's nicht mehr noch minder wahr.

Als nun hierauf wieder eingewendet wird, da sey nur die Rede von dem, was ist, nicht aber von dem, was seyn solle, erklärt er sich deutlich genug über den eigentlichen Sinn seiner Behauptung, daß das, was ist, recht sey.

Es sollte! — Nein, ihr Herrn! Verkleinert und vergrößert
Nur nicht was ist in eurer Phantasie,
So ist's just recht; und euch erspart's die Müh,
Dem lieben Gott in seine Kunst zu pfuschen.

Dies führt ihn auf das, was er in jenem Aufsatz „die in allen Regirungen hinter der Scene spielende Theokratie" genannt hatte, und die man wol besser hätte ins Auge fassen sollen. Hier führt er den Beweis von folgendem Satze:

Es geht ja manchmal wohl ein wenig konterbunt
Und garstig zu auf diesem Erdenrund,
Das läßt sich freilich nicht vertuschen;
Allein, dann geht's just wie es kann;
Und dafür ist gesorgt, daß doch nichts überwieget,
Daß ungestraft nicht leicht ein Mann
Sein liebes Selbst am Bösethun vergnüget,
Nicht ungestraft ein Schalk, ein Flegel ist,
Nicht ungestraft ein Schach, nicht ungestraft ein
Nero.
Das Maas, womit das Schicksal wieder mißt,
Ist immer billig.

Uebrigens ist das Finale hievon, daß es nur ein einziges Mittel gebe, dem Uebel, worüber man klage, zu steuern; und dieses bestehe darin, daß wir besser seyn müßten, wenn es besser werden sollte.

Dieser Prolog half jedoch dem Misverständniß nicht allgemein ab, denn seine Meinung, wie sie von Jacobi misverstanden war, fand zu Wielands großem Erstaunen an Herrn Schneider in Dresden einen Vertheidiger, gegen welchen wieder der Professor (nachmalige Staatsrath v.) Jacob in Halle auftrat, bei dessen Beleuchtung seiner angeblichen Meinung Wieland endlich seine Verwunderung darüber nicht länger bergen konnte, wie man die handgreiflichste Ironie für baaren Ernst habe nehmen *), und ihm den

*) Vgl. Bd. 42. S. 377. fgg.

offenbar unsinnigen Satz aufbürden können, die Stärke sey das erste Principium dessen, was in menschlichen Handlungen recht oder unrecht sey. — In der That, mit demselben Grunde hätte man ihm auch aufbürden können, daß es mit dem guten Rathe, den er, nach Prior, allen gab, die gern in heiler Haut schlafen, sein voller Ernst gewesen sey; mit dem Rathe nämlich:

Sorg nicht um recht noch unrecht, gut noch faul,
Friß deinen Pudding, Sklav, und halt dein Maul!

Dieses — um in dieser Phrase fortzufahren — hielt Wieland über politische Gegenstände, wie oft er sich auch aus Göthe's Faust vorsagte: „Politisch Lied ein garstig Lied," ganz und gar nicht, mochte es aber nicht leiden, wenn man ſes zu weit aufriß. Für den Merkur erachtete er Behutsamkeit in Beziehung auf die Politik für nöthig, und hatte deshalb gleich anfangs seinem Freunde Springer einen ernsthaften, simpeln Stil dafür empfohlen. Sein Verhältniß zu einer fürstlichen Familie, der er sich mehr und mehr verpflichtet fühlte, trug ebenfalls bei ihn zu Rücksichten zu bestimmen. Als er Jacobi eine Stelle im Allwill über den Fürstendienst gestrichen hatte, schrieb er diesem: „Gott weiß, wie Du, mit dem Bewußtseyn Deiner und meiner Verhältnisse, so was hinschreiben und mir schicken kannst, daß ich's drucken lasse." Gewisse Ausfälle aber, wie

eine ungeschlachte Teutschheit sie damals liebte, waren nicht nur an sich seiner Natur zuwider, sondern er fürchtete davon für die gute Sache. Nach seiner Ansicht war es auch einem Privatmann erlaubt, seine Meinung von den Maasregeln, die ihm bei sehr wichtigen, das Wohl oder Weh ganzer Nazionen und Generazionen betreffenden, Vorfallenheiten die gemeinnützigsten schienen, öffentlich, jedoch mit Bescheidenheit, zu sagen, — so lange die Regenten noch keine entschiedene Partei ergriffen hätten. Die Regenten oder ihre Rathgeber könnten auf diese Art zuweilen erfahren, was über Dinge, woran Allen gelegen ist, und deren unweise Behandlung meistens die unschuldigen Völker büßen müssen, die Wünsche des Volks und die Gedanken verständiger Männer seyen, deren Auge kein Privat-Interesse zum Schalk mache. Wie unendlich selten es auch seyn möge, daß solche unverlangte Avisen den Großen — die zuweilen etwas leichter und verwegener, als recht sey, mit den Schätzen des Staats und den Köpfen ihrer Unterthanen spielten — in die Hände fielen, oder einiger Aufmerksamkeit von ihnen gewürdigt würden; so sey es doch nicht unmöglich, daß unter tausend fruchtlosen Versuchen vielleicht einmal einer gelinge, und etwas Böses verhüte, was sonst geschehen, oder etwas Gutes veranlasse, was sonst unterblieben wäre. Sey man nun aber einmal über den Rubikon gegangen und der fatale Wurf geschehen: alsdann könne

es nicht nur zu Nichts helfen, sondern würde meistens schädlich seyn, wenn Privatleute sich einmischen wollten, Maasregeln öffentlich zu kontroliren, von deren glücklichem Erfolge nun, da sie einmal genommen worden, öfters das Schicksal von Millionen Menschen abhängen könne.

Daß in der politischen Welt seit dem amerikanischen Kriege nicht alles so bleiben könne, wie es gewesen, davon war er so überzeugt als einer, und mit Vergnügen sah er, wie seit Montesquieu und Moser durch Beccaria, Filangieri, Herzberg, Sonnenfels, Möser, Schlözer, Dohm u. A. der Weg zu dem Besseren immer mehr gebahnt wurde, wie die Philosophie immer mehr Raum gewann, und dies nicht ohne Einfluß auf die Gesetzgeber und Regenten blieb. Von diesen wünschte und hoffte er, daß eine Reform ausgehe, die allerdings von den Schriftstellern vorzubereiten sey. Diese sollten nun aber auch das Kind nicht mit dem Bad ausschütten, und der Freiheit der Presse sich eben so weise als anständig bedienen.

Welche Bedenklichkeiten er hatte, darüber hat er durch eine Erklärung, die er im Jahre 1784 gab, keinen Zweifel gelassen, als er auf die Frage stieß, was zuletzt die Folgen natürlicher Weise wol seyn würden, wenn ein Empörungsgeist gegen alles Ansehen immer allgemeiner werden sollte. „Wahrscheinlicher Weise, sagte er, wird, wenn man mit der Re-

ligion und der Priesterschaft fertig ist, die Reihe auch an Untersuchungen kommen, die unsern weltlichen Gewalthabern in der Folge nicht behagen dürften, so gleichgiltig auch das Gefühl ihrer Stärke sie jetzt dagegen machen mag. Denn auch sie wird man endlich fragen: Aus welcher Macht thut ihr dies und das? Von wem habt ihr diese Macht empfangen, und wem habt ihr Rechenschaft davon zu geben? Worauf gründen sich eure Vorrechte, Besitzthümer und Ansprüche? — — — Wenn sich alle eure Vorrechte (wie uns unsre Philosophen von den Dächern herab predigen) auf einen bloßen Vertrag zwischen uns und euch gründen; wenn alles, was ihr besitzt, blos anvertrautes Gut ist, und euer Ansehn keinen andern rechtsbeständigen Grund hat noch haben kann, als eine von uns empfangene bedingte Vollmacht, die wir alle Augenblicke zurücknehmen können, sobald wir uns auf eine vortheilhaftere Art einzurichten wissen: wie könnt ihr erwarten, daß so aufgeklärte Leute wie wir, in der wichtigsten Angelegenheit unsers zeitlichen Lebens euch eine willkürliche und unbeschränkte Gewalt über unsere Personen, unser Eigenthum und unser Leben einräumen werden? Ehe wir euern Verordnungen gehorchen, wollen wir untersuchen, ob sie uns glücklicher machen werden. Ehe wir euch Subsidien bewilligen, wollen wir erst wissen, wie ihr sie zu unserm Nutzen anzuwenden gedenket. Und ehe wir uns an die Schlachtbank

führen oder in Gefahr setzen lassen, unsre Felder verwüstet, unsre Wohnungen angezündet, unsre Weiber und Töchter geschändet, und unsre Söhne in die Kriegsknechtschaft geführt zu sehen, wollen wir vorher untersuchen, was uns daran gelegen ist, ob ihr etliche Quadratmeilen mehr oder weniger zu besteuern habt, oder nicht."

Die Geschichte der vergangenen Zeiten, sagte er, belehrt mich, daß es sichrer ist, die Sachen nicht au solche Spitzen zu treiben; daß illuminirte Bauern und begeisterte Knipperdollinge, Kromwelle u. s. w. gefährliche Sachwalter der Menschheitsrechte sind, und daß es besser ist, die wohlthätigen Wirkungen, die ein unvermerkt zunehmendes Wachsthum der Vernunft unfehlbar unter den Völkern der Erde hervorbringen wird, ruhig abzuwarten, als diesen Zeitpunkt — der doch gewiß noch kommen wird — durch Mittel beschleunigen zu wollen, deren unüberlegte Folgen schlimmer und verderblicher seyn würden als die Uebel, die man dadurch zu heben glaubt.

Damit nun aber die Sachen nicht auf solche Spitzen getrieben würden, was sollte geschehen? Wie sehr Wieland auch wünschte, der Himmel möge verhüten, daß der Gedanke, der bisherigen Aufklärung durch etwas andres als durch gesunde Vernunft und gründliche Wissenschaften Schranken zu setzen, jemals in denjenigen erweckt werde, welche Gewalt über uns haben; so lag ihm doch die Befürchtung zu nahe,

daß eben diese, mistrauisch geworden gegen so drohende Folgen einer unbeschränkten Denk- und Preßfreiheit, „um ihrer eignen Sicherheit willen, den entgegengesetzten Weg leinschlagen, und Maasregeln nehmen möchten, die aller Aufklärung, Toleranz, Freiheit und Weltbürgerschaft auf einmal ein betrübtes Ende machen dürften." — Dies nun, meinte er, hätten die Schriftsteller wohl zu beherzigen; denn, „wenn die Vertilgung alles dessen, was der Glückseligkeit der Völker im Wege steht, und die Bewirkung alles dessen, was sie befördern würde, ihnen wirklich am Herzen liegt, und wenn sie überzeugt sind, daß ohne Aufklärung keine Glückseligkeit, und ohne Freiheit der Vernunft und des Gewissens keine Aufklärung möglich ist: wie können sie so kurzsichtig seyn, nicht voraus zu sehen, daß der Uebermuth, womit sie sich der ersten Augenblicke von Freiheit bedienen, der geradeste Weg ist, sich derselben wieder verlustig zu machen?"

Man hat hiebei zu erwägen, daß Wieland dieses schrieb zwei Jahre vor dem Tode Friedrichs, sechs Jahre vor dem Tode Josephs (1790), und zehn Jahre vor dem Tode Katharina's (1796): und wer es bedenkt, was auf jeden von diesen Todesfällen folgte, der wird zugestehen, daß Wielanden seine Weltkenntniß nicht getäuscht hatte. Von dieser geleitet, nahm er seine Maasregeln als Schriftsteller und Journalist so, daß er stets für das, was er als

die gute Sache anerkannt hatte, wirkte, und ihr niemals das Geringste vergab, aber dieses auf solche Weise that, daß man sah, er wollte für sie gewinnen, nicht gegen sie erbittern, was von Andern, wenn auch unabsichtlich, geschah. „Meine Absicht, sagte er, ist eben so wenig, unserm Jahrhundert Hohn zu sprechen, als ihm zu schmeicheln. Ich halte es für keins der wirksamsten Mittel seine Zeitgenossen zu bessern, wenn man ihnen, wie Swift, immer beleidigende Dinge sagt. Aber sie immer zu streicheln und liebzukosen und einzuwiegen und in Schlaf zu singen, taugt auch nichts.“

Von der möglichsten Aufklärung, als dem natürlichen Ziele der Bestrebungen des menschlichen Geistes und der unmittelbaren Folge davon, einer ununterbrochen fortschreitenden Kultur der Wissenschaften, hegte er die besten Hoffnungen für das neue Jahrhundert: — — „Imperium und Sacerdotium müßten denn nur, vom Taumelkelch des Despotismus berauscht, in eine sacrilegische Verschwörung gegen die Rechte der Menschen zusammen treten, und sich dem Fortgang des Lichtes, als eines Elements, in welchem Betrug und Unterdrückung nicht gedeihen können, mit vereinigten Kräften widersetzen wollen.“ Wenn nun aber die Schriftsteller nur eben so redlich als zweckmäßig das Ihrige thäten, so, meinte er, werde es dahin nicht kommen, denn „selbst diejenigen, die — dem Anschein nach — so viel Böses thun

könnten, als sie wollten, werden so klug seyn nicht zu wollen, weil sie verständig genug sind, um zu wissen, daß die schafartigsten Menschen, aufs Aeußerste getrieben, zu Tigern werden, und daß es nur einer einzigen elektrischen Kommozion bedarf, um zehn oder zwanzig Millionen, die nichts mehr als das nackte Leben zu verlieren haben, dahin zu bringen, auch dies, gegen alles, aufs Spiel zu setzen."

Noch vor Ablauf des alten Jahrhunderts aber sollte Wieland dieses befürchtete Ereigniß eintreten sehen in dem Ausbruch der französischen Revoluzion, deren Grund manche lieber in den am Hofe der Tuilerien gehaßten Philosophen, als in den Memoiren von der Zeit Ludwigs XIV. an bis zu denen der Madame Campan herab haben suchen wollen, da doch zu untersuchen gewesen wäre, ob ohne das, was jene Memoiren schildern, die Philosophen auf ihre Betrachtungen gekommen wären, und ob man nicht besser gethan hätte, diese Betrachtungen zu rechter Zeit zu beherzigen.

Ein Ereigniß wie diese Revoluzion mußte mächtig auf alle Geister wirken; wirkte aber sehr begreiflich auf verschiedene ganz verschieden. Auch die ausländischen Schriftsteller theilten sich in Vertheidiger des Absolutismus und des Republikanismus, in Verfechten der Aristokratie und der Demokratie, und auf beiden Seiten bewieß man sich in der Hitze des Kam-

pfes gleich leidenschaftlich; es gab Ultras hier und dort, bezahlte und unbezahlte, die sich gegenseitig haßten, verläumdeten, verfolgten, und gelegentlich denuncirten.

Wieland nahm an dieser Weltbegebenheit von nicht zu berechnenden Folgen einen so großen Antheil, daß er mehrere Jahre lang sich fast ausschließlich damit beschäftigte; sein Antheil aber war der eines Weltbürgers in dem von ihm bestimmten Sinne dieses Wortes, und dies bestimmte die Art und Weise seines schriftstellerischen Verfahrens hiebei. „Was mir — so erklärte er sich selbst hierüber i. J. 1791 — Freunde und Feinde (wenn anders ein so harmloses Individuum, wie ich, Feinde haben kann) hoffentlich eingestehen werden, ist, daß in allem, was ich seit dem 14. Juni 1789 über die öffentlichen Begebenheiten in Frankreich geschrieben habe, ein gewisser Geist von Unparteilichkeit, Billigkeit und Mäßigung athmet, der nicht alle, welche sich diesseits des Rheins über diese Gegenstände haben vernehmen lassen, angeweht zu haben scheint. Da ich (meines Wissens) nicht die Ehre habe, mit dem Hause Capet verwandt zu seyn, da ich weder ein Prälat noch ein Edelmann bin, und überhaupt bei Wiederherstellung des alten Regime in Frankreich eben so wenig zu gewinnen, als bei einer neuen Konstituzion zu verlieren habe; so sehe ich nicht ein, was in der Welt mich verhindern

sollte, entweder bei Beurtheilung der Gegenstände, wovon hier die Rede ist, ganz unparteiisch zu seyn, oder — falls eine gänzliche Gleichgiltigkeit und stoische Apathie entweder nicht in der menschlichen Natur, oder wenigstens nicht in der meinigen wäre, — doch eine so gemäßigte Partei zu nehmen, daß weder Monarchisten noch Jakobiner, weder Aristokraten noch Demokraten, weder Schwörer noch Nichtschwörer, gerechte Ursache hätten mir Unbilligkeit Schuld zu geben. Woher es kommt, daß nicht Alle, welche völlig eben so viele Ursache zur Unparteilichkeit und Mäßigung haben, als ich, sich in gleichen Schranken mit mir gehalten, verlange ich nicht zu untersuchen. Persönliche Umstände, Verhältnisse, Verbindungen und Rücksichten influiren in solchen Fällen meistens stärker auf die Vorstellungsart und Urtheile der Leute, als sie sich's bewußt sind. — — Folgende ganz einfältige Maximen sind es, von welchen ich mich in meinen Urtheilen über die menschlichen Dinge leiten zu lassen pflege. — — 1) Ich vergesse nie, daß Menschen in allen Umständen und Zeiten weder mehr noch weniger als Menschen sind. Daher kommt es, daß nicht leicht etwas so gut oder schlimm, so vernünftig oder so albern, so edel oder so schlecht ist, daß ich es ihnen nicht, unter gewissen Umständen, zutrauen sollte. Daher kommt es, daß ich nichts Vollkommenes von ihnen erwarte, und mich (Momente von übler Laune oder

Aufbrausung abgerechnet, hanc veniam petimusque damusque vicissim) nie darüber formalisire, wenn sie — zumal in außerordentlichen Lagen und im Gedränge großer Schwierigkeiten — nicht wie Götter, reine Geister, oder stoische Weise, sondern nur wie arme Erdenklöße, weder weiser noch konsequenter noch uneigennütziger handeln, als man es seit so vielen Jahrtausenden von den Adamskindern gewohnt ist, oder doch billig gewohnt seyn sollte. — — 2) Ich erwarte nie, daß irgend etwas Großes, das nur durch vereinigte Kräfte und hartnäckigen Fleiß einer großen Anzahl der geschicktesten und besten Männer eines Volks zu Stande kommen kann, sich so auf Einen Guß, wie man eine metallene Bildsäule gießt, machen lasse. — — 3) Ich finde nichts simpleres, als wenn Menschen nicht vermögen, was ein Gott selbst — ohne Wunderwerke — nicht möglich machen könnte. — — Es kann in einem Hause, woran noch gebaut wird, nicht so ordentlich aussehen, als wenn es fertig und ausmöblirt ist. Aber man kann auch nicht alles auf einmal machen. Sobald die Nazion und die neue Staatsverfassung von der königlichen Autorität nichts mehr zu befürchten haben werden, wird der König gerade so viel Gewalt und Ansehen wieder erhalten, als das Haupt einer freien Nazion, in einer durch Grundverfassung und Gesetze auf blos wohlthätige Wirksamkeit eingeschränkten Monarchie, haben soll und

muß. — — Alle Volksexcesse werden aufhören; die Freiheit und Konstituzion hingegen wird bestehen: und eine ihrer unfehlbarsten Folgen wird seyn, daß richtige und zusammenhängende Begriffe von Rechten und Pflichten, von dem gegenseitigen Verhältniß des Bürgers und des Staats, und von den Grundmaximen einer wohleingerichteten Staats=Oekonomie nach und nach bis zu dem gemeinen Mann, ja bis zu den niedrigsten Volksklassen durchdringen, und, verbunden mit einer künftigen bessern Erziehung der Jugend, aus der nächsten Generazion, die nun aus der neuen Konstituzion aufwächßt, gerade die Menschen machen werden, die sich für diese Konstituzion schicken, die sich mit ihr und durch sie glücklich finden, und denen, — wenn sie nach zwanzig Jahren in den Jahrbüchern, Memoires, Romanen und Schauspielen aus den Zeiten der unmittelbaren Vorgänger Ludwigs XVI. und den ersten funfzehn Jahren seiner eigenen Regierung, lesen werden, wie es ehemals in Frankreich stand und herging — zu Muthe seyn wird, als ob man ihnen Contes de ma mère d'oye oder Geschichten aus einem andern Planeten erzählte."

Diesen Maximen durchaus getreu schrieb Wieland seine auf die Zeitereignisse bezüglichen Göttergespräche, von dem neunten an bis zum letzten *),

*) Aus Versehen in der Druckerei waren das neunte und zehnte in den 27sten Band gekom=

deren keinem man absprechen wird, daß sie in meisterhafter Charakteristik, Lebendigkeit und Frische der Darstellung, feiner Satire und Laune den schönsten Luzianischen nicht nachstehen, während sie vielleicht durch die Wichtigkeit ihres Inhalts und den Geist, der sich darin ausspricht, über ihnen stehen. Der Dialog gewährte Wielanden nicht blos den Vortheil einer größeren Belebung seiner Untersuchungen, sondern auch einer Beleuchtung der Gegenstände von verschiedenen Seiten und aus verschiedenen Gesichtspunkten. Wie bei seinen Göttergesprächen, so bei seiner Unterredung zwischen Walther und Adelstan (Bd. 41.) und seinen zwölf Gesprächen unter vier Augen (Bd. 42.), mit denen es ihm doch fast so schlimm erging, als mit seinem Aufsatz über das göttliche Recht der Obrigkeit, weil es Leute gab, die nicht darauf achteten, weder welcher Person und mit welchem Charakter gewisse Grundsätze und Meinungen in den Mund gelegt waren, noch ob nicht manche dieser Dialogen nur überhaupt eine skeptische Tendenz gehabt haben möchten. Hätte z. B. der Verfasser der Bemerkungen über diese Gespräche in rechtlicher und politischer Hinsicht *) hierauf geachtet; so

---

men, und von den übrigen, zu den politischen Schriften gehörigen im 40sten Bande getrennt worden.

*) S. darüber Bd. 42. S. 474.

würde bei der ominösen Frage nach dem Aber, womit das Gespräch bei seinem ersten Erscheinen abbrach, — wenn er auch gar nicht bedacht hätte, daß der Dialogist hier gewissermaßen alte Zeit und neue Zeit in Kontrast gestellt hat, — ihm nie der Verdacht haben entstehen können, als ob Wieland im vollen Ernste die Absicht gehabt habe, eine Apologie der Vorurtheile zu schreiben. Nie würde ihm eingefallen seyn, den Aeußerungen der sich unterredenden Personen Stellen aus Wielands Schriften entgegen zu setzen, in denen Wieland in eigner Person gesprochen hatte, und seine sämmtlichen Bemerkungen hätte er sich erspart. Sein Eifer für Wahrheit und Recht ist gewiß löblich; in diesem Eifer aber that er Wielanden großes Unrecht, denn es war nicht Wielands Schuld, wenn der Bemerker „bei der Lektüre dieser Gespräche, Sophismen, Widersprüche, unhaltbare, zuweilen auch wol gar schädliche Grundsätze, Parteigeist und dergleichen Dinge mehr" entdeckte. Der Bemerker sagt: „Recht und Religion sind Dinge, über welche durchaus keine Vorurtheile statt finden dürfen. Denn sobald damit dumme Vorurtheile, Irrthümer und Aberglaube vermischt werden, dann ist es leicht, die Menschheit bis zur Thierheit zu erniedrigen; leicht, die Edlen und Weisen der Nazion zu verfolgen; leicht, das Volk in die verächtlichste Sklaverei zu stürzen." — Wieland aber? — Er schließt dasselbe Gespräch mit diesen

Worten seines Sinibald: „Wenn wir die Zeit der Vorurtheile auch zurück wünschen wollten, — es wäre vergebens; sie wird nicht wiederkommen, sie kann nicht wieder kommen. Selbst eine allgemeine Verschwörung aller Machthaber auf Erden könnte sie nicht wieder bringen. Denn dies wäre nur durch Auslöschung aller Lichter, durch eine permanente Guillotine, die alle denkende Köpfe abhackte, und durch die gänzliche Vertilgung der Schreib- und Lesekunst, möglich zu machen. Bevor es aber dazu kommt, Geron, — erfolgt gewiß das kleinere Wunder, — dasjenige, das ich von der vereinigten Ueberzeugungskraft unserer Aufklärung und unserer Erfahrungen erwarte. Sollte ich mich, wider alles Vermuthen, in dieser Erwartung betrogen finden — Aber nein! ich mag den kleinmüthigen Gedanken nicht ausdenken! Es muß vorwärts gehen, alter Geron, es muß!" Geron: Meine Apologie der Vorurtheile könnte also wol ungeschrieben bleiben, meinst Du? — Sinibald: Es wäre denn, daß Du sie in ein Märchen einkleiden wolltest.

Momente von übler Laune oder Aufbrausung gestand er selbst zu mitunter gehabt zu haben, und also Momente von nicht ruhiger Prüfung, befangener Ansicht, wodurch auch er in Lob und Tadel zu einseitigen und parteilichen Urtheilen hingerissen wurde. Wenn ihm aber hier — mehr in seinen politischen

Abhandlungen als den Dialogen — etwas Menschliches begegnete; so wird man doch gestehen müssen, daß der Grund davon dem Menschen Wieland zur Ehre gereicht. Jene Momente kamen ihm nicht eher, als da die Greuel der Revoluzion ihn empörten, und da, wie er sich ausdrückt, „die anmaßlichen Weltbefreier die Maske abwarfen, um auch die Blinden mit Händen greifen zu lassen, wessen wir uns zu ihnen zu versehen haben.“ Der Kosmopolit Wieland war ein sehr echter teutscher Patriot, wenn er gleich kein Freund jener poetischen Teutschheit war, die uns die Urwälder Germaniens als das selige Paradies unsers Volkes anpriesen. Wie wenig er auch die Mängel unserer Verfassung verkannte, die er vielmehr oft sehr stark hervorhob, so wußte er doch auch das Gute an derselben zu schätzen, und sein reichsbürgerlicher Sinn hat sich durch mehr als eine Vertheidigung unserer alten Konstituzion bewiesen, welcher er den Vorzug vor neueren um so mehr gab, je öfter er in kurzen Zeiträumen diese wechseln sah. Es sprach seine innigste Ueberzeugung aus, als er sagte: „Was kann t e u t s c h e r P a t r i o t i s m u s anders seyn, als L i e b e d e r g e g e n w ä r t i g e n V e r f a s s u n g d e s g e m e i n e n W e s e n s, und aufrichtiges Bestreben zu Erhaltung und Vervollkommnung derselben alles beizutragen, was jeder, nach seinem Stande, Vermögen und Verhältnisse zum Ganzen, dazu beizutragen fähig ist? Mit wie vielem Rechte kann man

von uns Teutschen sagen, was der römische Dichter von den Landleuten sagt: Felices sua si bona norint! Glücklich, wenn der Schlummer der Gewohnheit uns nicht gleichgiltig, blind und undankbar gegen die größten Wohlthaten unsrer Verfassung gemacht hätte; wenn wir ihrer nicht genössen, wie der Gesundheit, deren hohen Werth man erst fühlt, wenn man sie verloren hat!"

Diese Momente einer getrübten Ansicht und mislauniger Aeußerungen waren es indeß nicht, die ihm das Schicksal bereiteten, als politischer Schriftsteller fast alle Parteien gegen sich zu haben; vielmehr waren es die Grundsätze, in denen er sich stets gleich blieb, welche dies verursachten. Die Demokraten eiferten gegen ihn, weil er die Monarchie der Demokratie vorzog; die Monarchischen, weil er nicht Absolutismus predigte, sondern bei jeder Gelegenheit, als einzigem Heil- und Rettungsmittel, zu konstituzioneller Monarchie rieth. Die Aristokraten mochten es wol leiden, daß er gegen die demagogische Freiheit und Gleichheit sich erklärte und Adel und Geistlichkeit gegen ungerechte Angriffe in Schutz nahm, erbitterten sich aber sehr, wenn er die Aufklärung vertheidigte und Kastenwesen und Vorrechte verwarf.

Einige Beispiele mögen zeigen, wie man gegen ihn verfuhr, und wie Er sich dabei benahm.

Auf eine zwar nicht unerhörte, aber doch ungewöhnlichere, Art war er einst dazu gekommen, sechs

Antworten auf sechs Fragen zu geben (Bd. 40.). Ein Makulaturbogen hatte ihn dazu veranlaßt, den, wie er sagte, das Schicksal bestimmt hatte, zu einem weit über seine eigentliche Bestimmung erhabenen Gebrauch veredelt zu werden. Auf S. 214 des besagten Bogens fand er nämlich die Fragen: Was ist Aufklärung? Ueber welche Gegenstände kann und muß sie sich verbreiten? Wo sind ihre Grenzen? Durch welche sicheren Mittel wird sie befördert? Wer ist berechtigt die Menschheit aufzuklären? An welchen Folgen erkennt man ihre Wahrheit? Diese Fragen, meinte der Verfasser, seyen noch lange nicht so berichtiget, als sie es seyn müßten, um über den Begriff von Aufklärung und über ihren Gang unter uns ruhig zu seyn, und sie müßten rein und gerade und einstimmig beantwortet werden, wenn wir uns nicht in einem ewigen Chaos von Anmaßungen, Irrthümern und Dunkelheiten herumtreiben wollten. Da nun nach Wielands Meinung diese Fragen schon seit einigen tausend Jahren für alle verständigen Menschen keine Fragen mehr waren; so erklärte er, daß, wenn wir uns dem ungeachtet in einem solchen Chaos umtrieben, dies wol eine andere Ursache haben müsse. Ohne sich nun aber auf diese weiter einzulassen, gab er seine Antworten auf jene Fragen unter dem Namen Timalethes (Wahrheits-Ehrer). Es fand sich hierauf, daß jene Fragen in der anonymen Schrift: Vertheidigung der Enthüllung des Systems der Welt-

bürger=Republik, enthalten gewesen waren, deren Verfasser es sehr übel nahm, daß Timalethes, den er „an der ganzen ihm bekannten Manier seines Vortrags und an dem cynischen Eingange" sogleich erkannt haben wollte, so schnöde mit ihm verfahren sey. Er zergliederte daher nicht nur jene Antworten auf seine Weise in einer andern Schrift: Ein Büchlein zur Beförderung einfältiger Lebensweisheit (von S. 54 bis 68), sondern kam auch in einer dritten Schrift, betitelt: Meines Vaters Hauschronika, darauf zurück, worin er erklärte, „Timalethes überliefere die Göttin Aufklärung obskuren Schustern und Schneidern, die er berechtige, Sodomiterei mit dem reinen Göttermädchen zu treiben, so gut sie es könnten." Erst durch eine Streitigkeit eines andern Schriftstellers mit dem Verfasser jener Schriften wurde Wieland damit bekannt, daß dieser ihn zurecht gewiesen, und bei dieser Gelegenheit konnte ihm kein Zweifel bleiben, daß der Verfasser jener Schriften der Herr v. Göchhausen sey, ein Mann von Geist und Gemüth, nur allzubefangen in manchen Vorurtheilen. Wieland antwortete diesem: „Was den Timalethes betrifft, mit welchem Hr. v. G. so weidlich umspringt, so ist alles, was besagter Timalethes von der Entstehung seiner sechs Antworten berichtet hat, bis auf den geringsten Umstand in facto die lautere Wahrheit, wie ich hiemit, mit dem Herzen in der Hand, und bei dem Wort eines ehrlichen

Mannes, versichere. Die Ursache, warum ich hierüber so positiv seyn kann, ist — weil ich selbst dieser Timalethes bin. Ich gestehe offenherzig, hätte ich damals gewußt, oder nur geahnet, daß der unglückliche Makulaturbogen den Hrn. v. G. so nahe angienge; so würde Timalethes, aus sehr vielen Rücksichten, sich entweder gar nicht, oder doch in einem andern, unsern Verhältnissen angemeßneren, Tone haben vernehmen lassen."

In Betreff der vorgeworfenen Schuster- und Schneider-Aufklärung entgegnete Wieland: „Meiner wenigen Meinung nach ist das Beste für den Schuster — Schuhe zu machen; sollte aber (was denn am Ende doch keine Unmöglichkeit ist) ein Schuster glauben, daß er auch ultra crepidam etwas gemeinnützliches oder ein Wort zu rechter Zeit zu sagen habe, warum sollte es ihm nicht erlaubt seyn? Einer von Sokrates bravsten Jüngern war zwar kein Schuster, aber doch einer, der für die Schuster arbeitet, ein Gerber, und die Athenienser konnten es wohl leiden, in mehr als dreißig Sokratischen Dialogen, die er schrieb, die Wahrheit zu hören. Und sagte nicht der wackere Schuster Hans Sachs seinen Nürnbergern und der ganzen Welt in seinen naiven Reimen, manche heilsame, mitunter auch manche derbe Wahrheit unter die Nase, ohne daß ein Mensch etwas dagegen einzuwenden hatte? — Aber freilich trug man auch vor zweihundert Jahren in Teutschland

noch etwas mehr Respekt vor einem Menschen und vor einem Bürger, als heut zu Tage!"

Ungeachtet nun aber Wieland diese seine Gesinnung stets offen bekannte, so wurde er doch von Manchem ganz und gar verkannt. Einst erhielt er einen Brief, dessen Schreiber ihn so anredete: „Herr Hofrath! Je mehr ich seit zwanzig Jahren in Ihnen den Mann verehrte, dem ich so unendlich viel verdankte, dessen Schriften mir zuerst die Decke von den Augen zogen, welche mir den freien Blick in die sittliche Welt verwehrte: desto weher thut es mir, seit einiger Zeit mit Ihnen nicht mehr über Angelegenheiten gleich denken zu können, die, wie mich dünkt, den Menschen so nahe am Herzen liegen, und die Sie — in mehrern Ihrer Schriften von einer ganz andern Seite betrachteten. Sie errathen, daß ich von der französischen Revoluzion spreche — worüber Sie seit 1792 so manche aristokratische Grundsätze zu verbreiten gesucht haben; Grundsätze, die Ihnen sogar das erwarben, daß der große Aloysius Hofmann in Wien Sie in ein Schutz- und Trutzbündniß aufnahm, und die Sie wahrscheinlichst nicht bekennen würden, falls der Schauplatz tausend Jahre oder tausend geographische Meilen von uns entfernt läge. — Das mag der Politik gemäß seyn; aber ich glaube nicht, daß der Freund der Wahrheit, da wo es auf mehr ankommt als bloße Vor-

urtheile, selbst die Schrecknisse einer Bastille scheuen müsse."

Der Professor Aloysius Hofmann wurde für das Haupt der Ultra=Absolutisten, den entschiedensten Gegner jeder freieren Ansicht, und den servilsten Vertheidiger des Gewaltrechtes gehalten, auf dessen Seite zu stehen bei jedem Freisinnigen für Schmach galt. Wieland versicherte nicht blos, daß weder Herr Al. Hofmann, noch das, was er schreibe und thue, innerhalb seines Gesichtskreises liege, sondern gab auch bei einer merkwürdigen Gelegenheit öffentlich den Beweis, daß er zu einer Clique nicht gehören könne, die in einem wenigstens sehr zweideutigen Licht erscheinen mußte. Als nämlich der gefangene Lafayette nach Preußens Friedensschluß mit Frankreich i. J. 1795 den Oesterreichern übergeben und von Magdeburg nach Olmütz gebracht worden war, erschollen bald mehrere Zeitschriften von der abscheulichen Behandlung, welche Lafayette und seine Familie erdulden müßten. Namentlich rastete Archenholz nicht, diese Sache in seiner Minerva zur Oeffentlichkeit zu bringen, und hatte sie selbst nach England vor das Parlament zu bringen gewußt. Da wurde Wielanden unter dem Insiegel des K. K. Landpräsidiums in Niederösterreich eine von dem Dichter Haschka verfertigte Broschüre zugesendet, mit dem Ansinnen, diese in dem Merkur abdrucken zu lassen, wenn es ihm anders seine Gesinnungen oder ander=

weitige Rücksichten verstatteten. Wieland, der mit Archenholz schon von Biberach aus im Briefwechsel gestanden hatte, und diesen zu gut kannte, als ihn in dem Verdacht vorsetzlicher Verfälschung und hämischer verleumderischer Absichten zu haben, erklärte, daß ihm allerdings seine Gesinnungen dies nicht gestatteten. In Hinsicht auf den eingedruckten officiellen Bericht des K. K. Feldzeugmeisters und Festungs-Kommandanten, Freiherrn v. Schröder, der den Ungrund der verbreiteten Nachrichten darzuthun bestimmt war, sagte er: „daß allen, die bisher an dem Schicksal der Verhafteten aus Menschlichkeit Theil genommen, nichts übrig bleibe, als zu wünschen, daß diese edle und unglückliche Familie bald in den Stand gesetzt werden möge, selbst als Zeuge gegen die grundlosen Erzählungen, womit das Publikum bisher in Ansicht ihrer getäuscht worden sey, auftreten zu können." Nachdem der Wunsch zur Befreiung dieser Unglücklichen durch Buonaparte, beim Vordringen desselben gegen Oesterreich i. J. 1797, in Erfüllung gegangen war, erschien denn auch im Journal de Paris sofort die merkwürdige Declaration derselben an den Marquis de Chasteller. Wieland aber erhielt von Altona aus folgendes von Lafayette, La Tour Maubourg und Buveaux-Pusey gemeinschaftlich unterzeichnetes Schreiben:

„Uns ist nach unserm Abgang von Olmütz ein angeblicher umständlicher Bericht über unsre Behand-

lung in die Hände gefallen, der auf Befehl der Oesterreichischen Regirung öffentlich und unter dem Namen eines Herrn Haschka bekannt gemacht worden. Es ist fern von unsrer Absicht und gar sehr unter unserm Charakter, uns über das, was wir daselbst während einer vierzigmonatlichen Gefangenschaft erfahren haben, zu beklagen; aber diese Schrift greift die Redlichkeit der illüstersten Senatoren von England, angesehener teutscher Schriftsteller, und namentlich der Herren v. Archenholz und Hennings an, und setzt uns folglich in die Nothwendigkeit, die Unwahrheit dieser Beschuldigung zu bezeugen, da sie, wie wir aus Ihrem Journal ersehen, die respektabelsten und bestgesinntesten Personen täuschen können. Wir begnügen uns, Sie zu versichern, daß beinahe alle wesentlichen Angaben in dieser Schrift entweder falsch oder entstellt sind; daß, wie groß auch die Gefälligkeit des Kommandanten von Olmütz gegen seine Obern gewesen seyn könnte, es uns doch unmöglich scheint, daß sein officieller Bericht nicht sollte verändert oder verstümmelt worden seyn, kurz, daß alle von den Herren v. Archenholz und Hennings angegebenen Thatsachen auf Details gegründet sind, aus Briefen genommen, welche Frau Lafayette an ihre Verwandten geschrieben und durch Vermittelung der Oesterreichischen Regierung an selbige gelangen lassen, und daß sie überdies den Erklärungen gemäß sind, die wir dem Herrn Marquis de Chasteller zu-

gestellt haben, der den besondern Auftrag von Sr. Kaiserlichen Majestät hatte, uns alle auf diesen Gegenstand sich beziehenden Erläuterungen abzufodern. Sie, mein Herr, haben den Wunsch geäußert, uns bald frei und im Stande zu sehen, als Zeugen in dieser Sache zu erscheinen; dies war so viel als uns zur Pflicht, die Wahrheit an den Tag zu legen, aufzufodern; wir sagen sie Ihnen, und wir können den Kredit, den Sie ihr geben können, zu gut, um Sie nicht inständig zu bitten, solche öffentlich bekannt zu machen."

Wieland that dies, und zwar, wie er ausdrücklich sagte, „um wenigstens die Möglichkeit zu versuchen, ob dieses merkwürdige Aktenstück vor die Augen eines Monarchen kommen könnte, dessen Weltg priesene Gerechtigkeitsliebe und Güte des Herzens keinen Augenblick zu zweifeln erlaubt, daß Ihm jeder Lichtstrahl angenehm seyn werde, den die Wahrheit in das sichtbare Dunkel dieser fatalen Geschichte fallen läßt." — Jede Anmerkung oder Betrachtung, erklärt er übrigens, die er beifügen wollte, würde ein Mistrauen in den Verstand oder das Herz der Leser verrathen, dessen er keinen würdig halten möge.

So zeigte Wieland, daß er unfähig war, auf der einen Seite zu billigen, was er auf der andern verwarf, und daß er von keiner Partei seyn konnte, welcher Wahrheit, Recht und Menschlichkeit nicht heilig war. Was die ihm vorgeworfene Veränderung

seiner Grundsätze betrifft, so ist diese völlig grundlos; im Wesentlichen ist er sich durchaus treu geblieben, und konnte mit voller Wahrheit von sich sagen, daß von seinen Grundsätzen und Gesinnungen schon im Agathon alles enthalten sey, was jeden unbefangenen Leser verständigen könne, wie er über die damaligen großen Weltbegebenheiten denken müsse, so lange er nicht in einen andern Menschen verwandelt werde.

Auch als politischer Schriftsteller zeigt Wieland in gleichem Grade Enthusiasmus und Kaltblütigkeit, wovon aber jener nicht in blinde Schwärmerei oder gar Fanatismus, diese nicht in Härte ausarten konnte; denn sein Enthusiasmus war auf einen wohl überdachten echt guten Zweck gerichtet, und seine aus Menschenkenntniß und Erfahrung entsprungene Kaltblütigkeit machte ihn auch hier geneigter zu Milde als zu Strenge. Wenn er aber aussagte, was diese ihn sprechen hieß, so mußte er sich öfters die heftigsten Invektiven gefallen lassen. Die Folgezeit hat indeß bewiesen, daß er viel richtiger gesehen hatte als seine Gegner, und daß er manches in prophetischem Geiste vorausgesagt. So z. B. als er sagte, daß bei einem Volke, welches so leicht von einem Aeußersten zum andern überspringe, wie das französische, der Haß des Königthums sich am Ende wol gar wieder in eine Liebe verwandeln könne, deren Ausbruch den Stiftern der Republik eben so gefährlich werden könnte,

als es der vierzehnte August dem Königthum war. So als er vorschlug, das demokratische Frankreich solle zu seiner Rettung — Buonaparte zum Diktator ernennen. (S. das merkwürdige zweite Gespräch unter vier Augen, Bd. 42). Wie sehr man sich über dieses und Aehnliches auch ereifert hat, so behielt doch Wieland Recht. So wird man auch die Schilderung, die er von der Zeit entwarf, die jenseit der Grenzen seines Lebens lag, für eine sehr gelungene erklären müssen; aber eben deshalb auch wünschen, daß die jetzigen drei Bände seiner politischen Schriften, die so trefliche Veranlaßung geben, über viele Hauptpunkte der Politik nachzudenken, und die Vergangenheit sich zur Warnung dienen zu lassen, von allen Kron- und Erbprinzen fleißig möchten gelesen werden. Auch durch diese Schriften hat er bewiesen, wie höchst angelegen es ihm war, als Schriftsteller zu Beförderung alles dessen mit zu wirken, was er für das allgemeine Beste der Menschheit hielt, wofür der Enthusiasmus in seinem Herzen nie erlosch.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wieland, Christoph Martin,

C. M. Wielands sämmtliche Werke

Bd.: 52

Leipzig 1828

P.o.germ. 1594 ng-52,a
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10123281-6